Thor Heyerdahl

KON-TIKI

Ein Floß treibt über den Pazifik

ULLSTEIN

SHOUT
SHARE
IT

Annotation

Das Buch

Thor Heyerdahl reiste nach Polynesien, um herauszufinden, wie Tiere mit Wind und Strömung auf die Ozeaninseln hatten gelangen können. Zurück aber kam er mit einer umstrittenen Theorie darüber, wie Menschen in vorgeschichtlicher Zeit diese Inseln erreicht hatten. Allen Voraussagen von Wissenschaftlern und Seefahrern zum Trotz bewies er, daß eine Fahrt über den Pazifischen Ozean zur damaligen Zeit möglich war. Mit einem südamerikanischen Balsa-holzfloß, von dem Forscher behaupten, es müsse sinken, wenn es nicht regelmäßig an Land getrocknet wird, erreichte er nach 101 Tagen sein Ziel.

Der Autor

Thor Heyerdahl wurde 1914 in der norwegischen Hafenstadt Larwik geboren. Er studierte Zoologie, Geographie und pazifische Ethnographie. Seit 1937 unternahm er zahlreiche Reisen, darunter 1947 die Kon-Tiki-Expedition, die ihn berühmt machte. Seine Bücher wurden zu internationalen Bestsellern. Seit 1990 lebt Heyerdahl auf den Kanarischen Inseln, wo er die Stufenpyramiden von Güimar entdeckt hat.

-
- Vorwort zur Ausgabe 1985
- 1. Eine Theorie
- 2. Eine Expedition kommt zustande
- 3. Nach Südamerika
- 4. Über den Stillen Ozean
- 5. Auf halbem Weg
- 6. Polynesien kommt näher
- 7. Vor den Südseeinseln
- 8. Unter Polynesiern
- notes
    - 1
    - 2

Meinem Vater

Vorwort zur Ausgabe 1985

Manche Menschen glauben an das Schicksal, andere nicht. Ich glaube daran und auch wieder nicht. Manchmal hat man das Gefühl, wie Marionetten, von Fäden an unsichtbaren Händen, bewegt zu werden. Dazu sind wir aber sicherlich nicht geboren. Wir können die Fäden selbst in die Hand nehmen und die Richtung unseres Weges an jedem Scheideweg selbst bestimmen oder wenigstens jede Spur, einem unbekannten Ziel entgegen, verfolgen.

Die folgenden Seiten erzählen die Geschichte eines jungen Mannes, der wie an eine Wand gedrückt zu sein schien, bis er seine Schicksalsfäden selbst in die Hand nahm. Wenn ich heute diese Geschichte, die ich damals geschrieben habe, lese, weiß ich, daß es der entscheidendste Augenblick meines Lebens war, als ich - eine eingefleischte Landratte, aufgewachsen voller Angst vor dem Wasser, wenn es höher als bis zu meinem Hals reichte - sämtliche Fäden und Bindungen zum Festland ein für allemal zerriß, um die größten und tiefsten Gewässer der Welt anzusteuern. Mein ganzes Leben veränderte sich, nachdem ich endlich fremden Abenteuern und einer unbekannten Zukunft entgegensegelte. Von da an bis zum heutigen Tag war mein Leben voll von Abenteuern, die man wie Perlen einer Kette aneinanderreihen könnte. Perlen fallen nur selten aus der Austernschale auf den Teller - man muß nach ihnen tauchen. Abenteuer nur um des Abenteuers willen war zwar nie mein Fall, doch ich gehe noch heute keinem Abenteuer aus dem Wege, das sich mir bietet.

Ich bin als ein wohlbehütetes Kind aufgewachsen - ein Träumer. Während meiner Universitätsjahre betrieb ich Studien über Mensch und Tier. Während ich an der Universität Oslo offiziell Zoologie studierte, galt meine Vorliebe schon sehr bald den Völkern des Stillen Ozeans, deren Geschichte ich in der Kroepelin-Bibliothek[1] - der Welt größten privaten Bibliothek über Polynesien - eifrig studierte. Und ich - ein Bücherwurm, der nicht schwimmen konnte - ging nach Polynesien und lebte dort ein Jahr lang auf einer Dschungelinsel, vollkommen von der Außenwelt abgeschnitten. Die Abenteuer auf Fatu-Hiva werden auf den folgenden Seiten nur kurz erwähnt, da ich sie an anderer Stelle näher beschrieben habe.[2]

Ich ging nach Polynesien, um herauszufinden, wie *Tiere* mit Wind und Strömung auf die Ozeaninseln gekommen waren. Ich kam nach Hause mit einer umstrittenen Theorie darüber, wie *Menschen* diese Inseln in der vorgeschichtlichen Zeit erreichen konnten. Es gab zwei mögliche Seewege nach Polynesien: von Asien über Nordwestamerika und von Südamerika direkt nach Polynesien.

Dieses Buch erzählt die Geschichte einer Reise von sechs jungen Männern, die - allen Voraussagen von Wissenschaftlern und Seefahrern trotzend - bewiesen haben, daß eine solche Reise in vorgeschichtlicher Zeit möglich gewesen ist. Das südamerikanische Balsaholzfloß, von dem Gelehrte behaupteten, es müsse sinken, wenn es nicht regelmäßig an Land getrocknet würde, blieb unsinkbar wie ein Korken. Und Polynesien, das man vom alten Amerika aus mit einem Wasserfahrzeug für unerreichbar hielt, erwies sich als ein durchaus erreichbares Ziel für die Ureinwohner Perus. Das Kon-Tiki-Floß wurde zurück nach Oslo gebracht, wo es ein ganzes Jahr lang im Hafen herumschwamm. Dann wurde es an Land gezogen und als Hauptsehenswürdigkeit im Kon-Tiki-Museum aufgestellt, das unter der Leitung von Knut Haugland, der mit auf der Reise war, erbaut worden ist.

Wie hat nun die Wissenschaft auf den erbrachten Beweis dafür, daß sie im Unrecht gewesen ist, reagiert? Unter den ersten, die nachgaben und die neue Theorie akzeptierten, war der weltweit führende Experte auf dem Gebiet vorgeschichtlicher Wasserfahrzeuge in Peru, Dr. S. K. Lothrop von der Harvard-Universität; er hatte ein falsches Urteil über Balsaholzflöße in der wissenschaftlichen Literatur verbreitet. Die Reaktion der Weltöffentlichkeit auf die Kon-Tiki-Fahrt jedoch wurde von all den Wissenschaftlern, die sich in ihren eigenen Arbeiten und Thesen auf Lothrop berufen hatten - aufgrund der Überzeugung, daß Balsaflöße sinken - als Hohn empfunden. In allen Teilen der Welt wurden die »wagemutigen Wikinger« angegriffen und eines PropagandaUnternehmens, ohne jeglichen wissenschaftlichen Wert, bezichtigt. Das allgemeine Interesse wuchs mit der Polemik; das Buch über die FloßExpedition wurde ein Bestseller, in 65 Sprachen übersetzt, und der Dokumentarfilm darüber wurde mit einem »Oscar« ausgezeichnet. Es folgte ein jahrelanger Streit, da sich die Wissenschaftler weigerten, die Argumente der »Kon-Tiki-Theorie« anzuhören. Die erste Herausforderung kam von der »Schwedischen Gesellschaft für Anthropologie und Geographie«, die mich aufforderte, dort meinen Standpunkt zu vertreten - mit dem Ergebnis, daß ich meine erste wissenschaftliche Auszeichnung erhielt. Weitere folgten, erst Schottland, dann Frankreich. 1952, fünf Jahre nach der Floßfahrt, war ich endlich in der Lage, mein 800 Seiten umfassendes Buch *American Indians in the Pacific, The Theory Behind the Kon-Tiki-Expedition,* zu veröffentlichen.

Im selben Jahr erfolgte eine noch größere Herausforderung seitens der Opposition: Eine Einladung, drei Vorlesungen auf dem 30. internationalen Amerikanistik-Kongreß an der Universität Cambridge zu halten. Die Opposition blieb stumm, und als der nächste Kongreß in Brasilien stattfand, nahm ich als Ehren-Vizepräsident daran teil.

Aber die Auseinandersetzungen gingen weiter. Es wurde behauptet, die Galapagosinseln würden den Gegenbeweis zu der »Kon-Tiki-Theorie« liefern. Die Inseln liegen näher an Südamerika als irgendeine andere polynesische Insel. Warum waren sie nicht von Südamerikanern besiedelt worden, wenn diese schon den Mut gehabt hatten, den ganzen Weg bis Polynesien zu wagen? Eine neue Herausforderung, der neue Studien an Bibliotheken folgten.

Viele Gelehrte haben - seit Darwin - die Galapagos-Inseln besucht; Zoologen, Botaniker, Geologen, doch kein einziger Archäologe. Keiner hatte es für sinnvoll gehalten, auf Inseln, so weit vom Festland entfernt, nach frühen menschlichen Spuren zu suchen. Alle Besucher waren davon überzeugt, daß keine Menschenseele diese Inseln gesehen hatte, bevor die ersten Europäer 1535 hier landeten. Nachdem ich bewiesen hatte, daß die Balsaholzflöße der Inkas seetüchtig waren, brachte ich 1953 die ersten zwei Archäologen auf die Galapagos-Inseln: E. K. Reed (USA) und A. Skjölsvold (Norwegen). Sie untersuchten das Gelände an den wenigen Stellen, an denen eine Landung vorgeschichtlicher Flöße zwischen Lavaklippen und Felsen möglich gewesen wäre. Man entdeckte vier prähistorische Lagerplätze auf drei Inseln. Aus der trockenen Erde der Kaktuswälder scharrten die Wissenschaftler folgende Gegenstände hervor: eine vogelförmige Inka-Terrakotta-Flöte, drei schwarze Tonfrösche aus der Vor-Inka-Periode, einen primitiven Spinnwirtel aus Speckstein, Obsidiane, Feuersteine und Scherben von 131 zerbrochenen, aus der Urzeit stammenden Gefäßen, von denen 44 von Experten des Nationalmuseums in Washington als Gegenstände aus der Vor-Inka-Zeit identifiziert wurden. Zahlreiche Besucher aus dem vorkolumbianischen Peru und Equador hatten auf den unfruchtbaren Galapagos-Inseln kampiert, doch eine dauerhafte Besiedlung war nicht möglich gewesen, da - bedingt durch die wenigen Regenfälle - nur jährlich kurze Zeit Trinkwasser vorhanden war.

Die am nächsten gelegene bewohnbare Insel war die Osterinsel, auf halbem Weg zwischen Südamerika und Polynesien. Die kolossalen Statuen und Steinmauern unbekannten Ursprungs waren nach Aussagen der polynesischen Bevölkerung Überreste früherer Bewohner. Gelehrte glaubten, daß diese Insel keineswegs von Urvölkern hatte erreicht werden können, da sie am weitesten von Asien entfernt war. Wie aber, dachte ich mir, konnten die Urbewohner der Osterinsel Zeit gehabt haben, diese erstaunliche prähistorische Kultur zu entwickeln und sie später wieder vergessen; eine Kultur, die immerhin sämtliche Gelehrte in Erstaunen setzte, da sie so große Ähnlichkeit mit der Vor-Inka-Kultur und deren Überbleibsel aufweisen konnte?

Dr. H. Lavachery, der einzige Berufsarchäologe, der die Osterinsel

besucht hatte, gab zu, keinerlei Ausgrabungen vorgenommen zu haben, da der Boden unfruchtbar und eine Besiedlung erst zu späterer Zeit denkbar gewesen sei.

Von 1955 bis 1956 charterte ich ein Expeditionsschiff, um ein Jahr lang die Osterinsel und das östliche Polynesien zu erforschen. In unserem Team waren fünf Berufsarchäologen: A. Skjölsvold (Norwegen), E. N. Ferdon, W. Mulloy, C. S. Smith (USA) und G. Figueroa (Chile). Die Ausgrabungen brachten zutage, daß die berühmten »Riesenköpfe« bis zum Hals eingegrabene Statuen waren, deren riesige Körper und Arme noch unter der Erde lagen. Ein Eingeborenen-Stamm auf der Insel, der behauptete, von den Herstellern dieser Statuen abzustammen, demonstrierte uns sehr anschaulich, wie die riesigen Steinfiguren aus Bruchstein gehauen, transportiert und letztlich aufgestellt worden waren. Die Archäologen entdeckten bisher unbekannte Typen von Statuen und Steinhäusern, die den Prototypen aus der Vor-Inka-Zeit in Südamerika ähnelten, und die Radiokarbon-Untersuchung ergab, daß die Insel mindestens 1000 Jahre früher als bisher angenommen bewohnt gewesen war.

Ein Wendepunkt der immer noch andauernden hitzigen Diskussionen trat 1961 ein, als rund 3000, mit den spezifischen Problemen des Stillen Ozeans beschäftigten Wissenschaftler sich zum 10. Kongreß der »Pacific Science« in Honolulu versammelten. Die Ergebnisse unserer Galapagos-und Osterinsel-Expeditionen wurden in Seminaren über Archäologie, physiologische Anthropologie, Botanik und auf einem speziellen Symposium der Galapagos-Gruppe besprochen. Eine Resolution wurde einstimmig angenommen und in dem Kongreßbericht veröffentlicht, der bestätigte, daß »Südostasien mit den angrenzenden Inseln und Südamerika die wichtigsten Ausgangspunkte für die Erforschung der pazifischen Inselvölker und deren Kultur sind«.

Es folgte, an allen Fronten, eine Periode fanatischer Kämpfe, die gelegentlich in scharfe Angriffe ausarteten. Kein Sturm auf See kann einem Mann mehr zusetzen als die Angriffe eines Haufens international anerkannter Autoritäten. Die einzige Waffe gegen solch einen Sturm von Beschuldigungen, die des öfteren sowohl persönlich als auch unfair waren, ist die ehrliche Überzeugung, das Recht auf seiner Seite zu haben. Und doch sind es ja gerade Meinungsverschiedenheiten und Kontroversen, die die Wissenschaft vorantreiben. Kritikloses Einverständnis und schnelle Billigung regen kaum zu Experimenten und Fortschritt an. Zu dieser Zeit ermöglichten mir Einladungen von Universitäten und wissenschaftlichen Akademien, meinen Standpunkt ohne Vorbehalt vorzutragen und zu verteidigen. Die heftigsten Angriffe kamen von Wissenschaftlern aus den Ländern, in denen die Öffentlichkeit größtes Interesse an der

Kontroverse gezeigt hatte: mein Heimatland Norwegen, England, die USA, die UdSSR und Mexiko. Durch diese Länder habe ich später reichlich Anerkennung erfahren. Ehrenprofessuren und Doktorate, wissenschaftliche Auszeichnungen und die Mitgliedschaft an den Akademien der Wissenschaften von New York bis Moskau waren ein Zeichen dafür, daß der Wind sich gedreht hatte.

Auf dem 10. Kongreß der »Pacific Science« wurde die Verantwortung für weitere archäologische Forschungsarbeiten im südöstlichen Polynesien dem Kon-Tiki-Museum übertragen, mit Zuschüssen aus Einnahmen durch eine wachsende - zahlende - Besucherzahl. Ich fühlte mich jetzt frei, mich ozeanischen Forschungen der anderen Seite Amerikas zu widmen. Die Passatwinde und Strömungen des tropischen Atlantiks verliefen ständig von Afrika nach Amerika mit demselben Kurs und derselben Stärke wie von der Pazifikseite Amerikas in Richtung Polynesien. Mit Holzplanken verkleidete Schiffe waren vor Kolumbus' Ankunft in Amerika unbekannt. Schilfboote jedoch waren typisch für die großen vorkolumbianischen Zivilisationen auf beiden Seiten des Atlantiks. Auf der Osterinsel hatten wir in den Rümpfen der Statuen eingeritzte Abbildungen von kleinen Schilfbooten gefunden, wie sie von den Insulanern noch immer gebaut wurden und die denen aus der frühen Inka-Zeit glichen. Diese wiederum ähnelten in erstaunlicher Weise den ältesten Schiffstypen der Entdecker der großen Zivilisationen der Alten Welt in Ägypten, Mesopotamien und am Indus. Ebenso wie von den Balsaflößen nahm man auch von den Schilfbooten an, daß diese nicht wasserdicht seien und sinken würden. 1970 gelang es sieben Wissenschaftlern aus sieben Nationen, von Marokko nach Barbados in Amerika zu segeln; es war unser zweiter Versuch, den Atlantik in einem Papyros-Schilfboot - wie es die alten Ägypter benutzt hatten - zu überqueren. 1977 und 1978 segelten elf Männer aus verschiedenen Nationen fünf Monate lang auf einem Schilfboot sumerischen Typs von Irak nach Oman, zum Indus und nach Afrika. Mit Mannschaften, die mit Schilfbooten und Balsaflößen ebenso wenig vertraut waren wie ich selbst, war es möglich gewesen, in der kurzen Zeit eines Menschenlebens, von Mesopotamien zum Indus, von Asien nach Afrika, von Afrika nach Amerika und von Amerika aus zweimal zur Osterinsel zu segeln. Warum sollte den mutigen Erbauern dieser seetüchtigen Segelboote, innerhalb mehrerer Jahrhunderte, in denen sie Pyramiden erbaut hatten, nicht dasselbe gelungen sein?

Anders als Pyramiden, sinken oder verrotten alte Boote. Mit unseren Ozeanüberquerungen hatten wir bewiesen, daß vorgeschichtliche Seefahrt möglich gewesen war, wenn auch die alten Spuren verwischt waren. Es gab immer noch Stimmen, die behaupteten, daß, auch wenn die Seetüchtigkeit der Wasserfahrzeuge

bewiesen worden war, voreuropäische Seefahrer doch wohl vorgezogen hatten, nur in Sichtweite des Festlandes zu segeln.

Der Gegenbeweis wurde 1982 erbracht, als ich zum ersten Mal auf Entdeckungsreise zu den kleinen Malediveninseln, weit draußen im Indischen Ozean, kam. Während der letzten zehn Jahre wurde dieser Archipel vom Flug-Massentourismus überfallen, und da er so weit entfernt von jedem Festland liegt, konnte niemand ahnen, daß er ein archäologisches Paradies sei.

Die Geschichte der Malediven begann im Jahre 1153 mit der Ankunft moslemischer Araber, über drei Jahrhunderte vor Kolumbus' Zeiten. Jede Art von menschlichen Abbildungen war bei den moslemischen Arabern streng verboten. Ich wurde gebeten, mir eine große Steinstatue mit langen, aus der Erde hervorragenden Ohren, anzusehen, die ein paar Insulaner gefunden hatten. Ich eilte zu der Stelle, wo religiöse Fanatiker bereits alles - außer den Kopf - verwüstet hatten. Es war ein großer, schöner Buddha-Kopf. Die Buddhisten waren also schon vor den Arabern hier gewesen. Mit meinem Freund Skjölsvold und anderen Archäologen der Osloer Universität begann ich nun, diese Ozeaninseln zu erforschen. Wir fanden einen steinernen Kopf des rüsselnäsigen Wassergottes Makara, und die Insulaner selbst gruben Statuen aus, die die grinsende indische Teufelsgöttin Shiva, mit langen Ohren und aus dem Mund herausgestreckter Zunge und Raubtierzähnen, darstellten. Die Hindus waren hier also noch früher als die prähistorischen Buddhisten gewesen. Auf Gaaf-Gan, einer unbewohnten Dschungelinsel, genau auf der Höhe des Äquators gelegen, fanden wir einen quadratischen Pyramidentempel, der noch neun Meter aus der Erde herausragte. Er war von vorgeschichtlichen Sonnenanbetern errichtet worden und von allen vier Seiten von Rampen umgeben, die reichlich mit Sonnensymbolen geschmückt waren. Der Tempel war astronomisch exakt nach der Sonne ausgerichtet. Das Dekor enthielt Löwenskulpturen und das Relief eines Ochsen. Einen konkreteren Beweis für vorgeschichtliche Seefahrt hätten wir uns nicht wünschen können.

Die Kon-Tiki-Expedition hatte mir offenbart, was der Ozean wirklich ist. Er ist eine verbindende und keine trennende Macht. Der Ozean war des Menschen erster Verbindungsweg von den Tagen an, als es ihm gelungen war, die ersten Schiffe zu bauen - lange bevor er Pferde zähmte, Räder erfand und Wege durch den Dschungel schlug.

Thor Heyerdahl
April 1985

1. Eine Theorie

Ein Rückblick. Der Alte auf Fatuhiva. Wind und Strömung. Auf der Jagd nach Tiki. Woher kamen die Polynesier? Rätsel der Südsee. Theorien und Tatsachen. Legenden um Kon-Tiki und die weiße Rasse. Kriegsausbruch.

Ein Mensch kann sich manchmal in merkwürdigen Situationen wiederfinden. Er kann geradewegs und auf die natürlichste Weise hineingeraten sein. Aber wenn er dann drinsteckt, wundert er sich plötzlich sehr und fragt sich, wie er das nur fertiggebracht hat.

Es soll zum Beispiel vorkommen, daß einer auf einem Floß in See sticht mit einem Papagei und fünf Kameraden an Bord. Da ist es dann unausbleiblich, daß er - früher oder später - eines schönen Morgens draußen auf dem Meer erwacht, vielleicht ein wenig besser ausgeruht als gewöhnlich, und nachzudenken beginnt.

So saß ich an einem solchen Morgen und schrieb in ein durchfeuchtetes Logbuch:

»17. Mai. Schwere See. Guter Wind. Heute bin ich Koch und fand sieben fliegende Fische auf Deck, einen Tintenfisch auf dem Dach und einen unbekannten Fisch in Torsteins Schlafsack . . .«

Da stockte der Bleistift, und der Gedanke schlich sich ein: Es ist im Grunde ein komischer 17. Mai, ja, im ganzen genommen auch ein höchst eigenartiges Dasein - nichts als Himmel und Meer rundum. Wie fing das eigentlich an?

Wenn ich mich nach links wendete, hatte ich freien Ausblick auf die mächtige blaue See mit ihren schäumenden Wogen, die sich in endlosem Lauf vorbeiwälzten, einem ewig weichenden Horizonte nach. Wenn ich mich nach rechts drehte, sah ich in das Innere einer dämmrigen Hütte, die seit Wochen unsere Heimstatt war. Dort lag ein bärtiges Individuum auf dem Rücken, las Goethe und grub seine bloßen Zehen nachdenklich zwischen die Querleisten des niedrigen Bambusdaches.

»Bengt«, sagte ich und verjagte den grünen Papagei, der es auf mein Logbuch abgesehen hatte, »kannst du mir, zum Teufel, sagen, wie wir auf dies verfallen sind?«

Goethe versank unter dem rotblonden Bart.

»Verdammt noch mal, das mußt du ja wohl selbst am besten wissen, das war ja deine blöde Idee. Aber mir gefällt sie ganz ausgezeichnet!«

Er schob seine Zehen drei Sprossen weiter hinauf und wandte sich wieder Goethe zu. Vor der Hütte arbeiteten drei andere Kerle in der prallen Sonne auf dem Bambusdeck. Sie waren halbnackt, braungebrannt und bärtig, mit Salzkrusten über dem Rücken und mit

einer Miene, als hätten sie nie etwas anderes getan, als den Pazifik auf einem Floß überquert. Da zwängte sich Erich durch die Türöffnung herein mit seinem Sextanten und einem Bündel Papier in der Hand:

»Neunundachtzig Grad und sechsundfünfzig Minuten West, acht Grad und zehn Minuten Süd. Gute Fahrt in den letzten Tagen, Jungens!«

Er packte meinen Bleistift und zeichnete einen winzigen Kreis auf eine Karte, die an der Bambuswand hing, einen winzigen Kreis am Ende einer Kette von neunzehn anderen, die sich von der Hafenstadt Callao an der peruanischen Küste zu unserem Standpunkt herüberschwang. Hermann, Knut und Torstein kamen ebenfalls eifrig hereingekrochen, um den neuen kleinen Kreis zu bewundern, der uns um gute vierzig Meilen näher an die Südseeinseln heranbrachte als der vorige.

»Jungens, seht her!« rief Hermann stolz, »damit sind wir 1570 Kilometer von der peruanischen Küste weg!«

»Und haben nur mehr 6430 Kilometer bis zur nächsten Insel vor uns«, setzte Knut vorsichtig hinzu.

»Und um ganz genau zu sein«, sagte Torstein, »5000 Meter über dem Meeresgrund und etliche Faden unter dem Mond!«

Damit wußten wir nun alle zur Genüge, wo wir waren, und ich konnte fortfahren, über das Warum nachzudenken.

Der Papagei war es auch zufrieden und begann wieder an dem Logbuch zu ziehen. Und das Meer war so rund und himmelumkränzt, blau in blau, wie zuvor.

Vielleicht begann das Ganze im letzen Winter in der Direktion eines New Yorker Museums. Oder vielleicht begann es bereits vor zehn Jahren auf einer kleinen Insel der Marquesas-Gruppe mitten im Stillen Ozean. Vielleicht würden wir auf derselben Insel landen, wenn uns der Nordost nicht weiter nach Süden treiben sollte auf die Tahiti- und Tuamotu-Gruppe zu. Ich konnte die kleine Insel deutlich vor mir sehen mit den rostroten, kahlgefegten Bergspitzen, dem grünen Dschungel, der sich die Hänge herunterzog, und den schlanken Palmen am Strande, die sich ewig im Winde wiegten. Die Insel hieß Fatuhiva, und es lag kein Land zwischen ihr und der Stelle, an der wir jetzt im Meere trieben, aber sie war doch einige Tausende von Seemeilen entfernt. Ich konnte das schmale Oula-Tal vor mir sehen, wie es sich gegen das Meer öffnete, und weiß noch, wie wir an dem einsamen Strand saßen und Ausschau hielten über das endlose Meer, Abend für Abend. Ich war damals auf Hochzeitsreise, nicht unter bärtigen Seeräubern wie jetzt. Wir sammelten allerlei Tiere und Götterbilder und sonstige Erinnerungen einer ausgestorbenen Kultur. Ich erinnere mich so gut an einen bestimmten Abend. Die zivilisierte Welt war unendlich fern und unwirklich. Wir hatten als einzige Weiße

fast ein Jahr auf der Insel gelebt und hatten die Errungenschaften der Zivilisation mit all ihren Segnungen und Übeln gleich gern über Bord geworfen. Wir wohnten in einer Art Pfahlbau, den wir uns unter den Palmen an der Küste errichtet hatten, und aßen, was der Tropenwald und der Ozean uns boten.

Wir gingen in eine harte, aber praktische Schule und bekamen Einblick in die vielen merkwürdigen Probleme des Pazifik. Ich glaube, daß wir sowohl seelisch als auch körperlich oft auf den Spuren der ersten primitiven Menschen wandelten, die diese Inseln von einer unbekannten Heimat her erreichten und deren polynesische Nachkommen frei über ihr Inselreich herrschten, bis unsere eigene Rasse kam, die Bibel in der einen Hand, Gewehr und Schnapsflasche in der anderen.

An jenem Abend nun saßen wir, wie schon so oft vorher, im Mondschein unten am Strand, das Meer zu unseren Füßen. Hellwach und erfüllt von unserer abenteuerlichen Umwelt, ließen wir uns keinen Eindruck entgehen. Wir sogen den starken Brodem des Dschungels ein, gemischt mit der würzigen Salzluft des Meeres. Wir horchten auf den Wind, der im Gefieder der Palmen und im dichten Laubwerk rauschte. Aber immer wieder wurde alles überdröhnt von der heranrollenden schweren Dünung, vom Donnern der Brecher, die sich am Geröll des Strandes in tausend schäumende Wirbel zerschlugen. Das war ein Tosen und Brausen und Versprühen in Millionen glitzernden Tropfen, bis sich die See wieder beruhigte und zurückzog, um sich aufs neue zu sammeln zum nächsten Angriff auf die nie bezwungene Küste.

»Merkwürdig«, meinte Liv, »auf der anderen Seite der Insel gibt es niemals solche Brandung.«

»Nein«, sagte ich, »hier ist ja auch die Windseite, da steht die See direkt drauf.«

Und so saßen wir wieder da und bewunderten das Meer, das anscheinend nicht aufhören wollte vorzuführen, woher es eigentlich kam, hereinrollend von Osten, von Osten, von Osten! Es war der ewige Ostwind, der Passat, der die Meeresfläche aufwühlte, sie vor sich herrollte über den östlichen Horizont herauf, hierher auf die Inseln zu, wo die Wogen sich endlich brachen zwischen Klippen und Riffen, während sich der Ostwind nur ein wenig höher hob und über die Küste, die Wälder und die Berge ungehindert seinen Weg nach Westen fortsetzte, von Insel zu Insel bis gegen Sonnenuntergang. So waren auch seit Anbeginn der Zeiten die leichten Wolkengebilde von Osten her über die Inseln hinweggezogen. Die ersten Menschen, die diese Inseln erreichten, wußten wohl genau, wie es sich damit verhielt, ebenso wußten es Vögel und Insekten. Auch die Vegetation der Eilande war vollständig von diesem Gesetz beherrscht. Es war uns

wohl bewußt, daß weit, weit hinter dem Horizont dort im Osten, wo die Wolken aufstiegen, Südamerikas offene Küste lag. Es waren achttausend Kilometer bis dahin, achttausend Kilometer nichts als blanke See.

Wieder verloren wir uns an die treibenden Wolken und an das vom Mondlicht überflutete Meer. Da begann der alte Eingeborene, der halbnackt vor uns hockte und in die sterbende Glut einer kleinen, ausgebrannten Feuerstelle starrte, zu sprechen:

»Tiki«, sagte der Alte geheimnisvoll, »war Gott und Häuptling zugleich. Tiki war es, der unsere Vorväter auf die Inseln gebracht hat, auf denen wir heute leben. Früher wohnten wir in einem großen Lande weit hinter dem Meer.«

Er stocherte mit einem Zweig in der Glut, um ihr Erlöschen zu verhindern. In sich zusammengesunken hockte er da und sann, ein uralter Mann, der noch in der Vorzeit lebte und ihr mit allen Fasern seines Wesens verhaftet war. Er verehrte seine Vorväter, wußte um ihr Schicksal bis in die Zeiten der Götter und wartete darauf, sich mit ihnen wieder zu vereinigen. Tei Tetua war der letzte Überlebende von all den ausgestorbenen Stämmen auf Fatuhivas Ostküste. Er wußte nicht, wie alt er war, aber seine runzlige, borkigbraune Haut sah aus, als hätten Sonne und Wind sie in hundert Jahren gegerbt. Er war sicher einer von den wenigen auf diesen Inseln, die sich noch an die Sagen um ihre Väter und Vorväter und den großen polynesischen Häuptlingsgott Tiki, den Sohn der Sonne, erinnerten und daran glaubten.

Als wir in dieser Nacht in unserem winzigen Pfahlbau in die Koje krochen, spukten die Erzählungen des alten Tei Tetua über die heilige Heimat jenseits des Meeres noch immer in meinem Hirn, in der Ferne begleitet vom dumpfen Getose der Wogen. Es klang wie eine Stimme aus der Urzeit, die uns da draußen in der Nacht etwas erzählen wollte. Ich konnte nicht schlafen. Es war, als ob die Zeit nicht mehr existierte und Tiki und seine seefahrenden Männer gerade an Land gehen wollten, da unten am Strand in der Brandung. Da stürzte plötzlich ein Gedanke auf mich ein:

»Liv, hast du eigentlich gemerkt, daß die riesigen Steinbilder von Tiki droben im Dschungel auffallend an die mächtigen Steinplastiken in Südamerika erinnern, an diese Reste längst ausgestorbener Kulturen?!«

Da hörte ich deutlich ein anerkennendes Murmeln von der Brandung herauf. Und dann wurde sie langsam ruhig. Ich schlief ein.

So fing es vielleicht an. Auf jeden Fall begann so eine Kette von Geschehnissen, die schließlich uns sechs samt einem grünen Papagei auf ein Floß vor Südamerikas Küste brachte.

Es ist mir heute noch schrecklich, wie ich meinen Vater verärgert

und meine Mutter und meine Freunde vor den Kopf gestoßen habe, als ich nach Norwegen zurückkam und meine Sammlungen von Käfern und Fischen von Fatuhiva dem Zoologischen Museum der Universität übergab. Ich wollte meine Tierstudien abschließen und mich auf die Erforschung primitiver Volksstämme verlegen. Die ungelösten Rätsel der Südsee hatten mich in ihren Bann gezogen. Sie mußten eine vernünftige Lösung haben, und ich setzte mir zum Ziel, die Sagengestalt Tiki zu identifizieren.

In den folgenden Jahren waren Brandung und Dschungelruinen wie ein ferner und unwirklicher Traum, der hinter meinen Arbeiten über die Stämme der Südsee stand.

So sinnlos wie der Versuch, mit Bücherstudium und Museumsbesuchen die Gedanken und Handlungen eines Naturvolkes verstehen zu wollen, so sinnlos ist es aber auch für einen Forschungsreisenden der Gegenwart, all die Gegenden selbst aufzusuchen, die er in einem einzigen Band dargestellt finden kann.

Wissenschaftliche Werke, Darstellungen aus den Tagen der Entdeckungen und endlose Sammlungen in den Museen Europas und Amerikas boten mir eine Überfülle an Material für das Puzzlespiel, das ich zusammenzusetzen versuchte.

Seit die Südseeinseln nach der Entdeckung Amerikas von Europäern erreicht wurden, haben Forscher verschiedenster Wissensgebiete einen nahezu unübersehbaren Berg von Nachrichten über die Polynesier und ihre Nachbarn zusammengetragen. Aber es gab nie eine Einigung über die Herkunft dieses isolierten Menschenschlages oder über die Ursache, warum er sich gerade auf die einsamen Inseln des östlichen Pazifiks beschränkt.

Als die ersten Europäer sich auf dieses größte aller Weltmeere hinausgewagt hatten, entdeckten sie zu ihrem Erstaunen mitten darin eine Menge kleiner gebirgiger Inseln und flacher Korallenriffe, getrennt voneinander und der übrigen Welt durch unendliche Seestrecken. Und jede einzelne dieser Inseln war bereits von Menschen bewohnt, die viel früher hierhergekommen waren. Schön und hochgewachsen, liefen sie ihnen am Strande mit Hunden, Schweinen und Hühnern entgegen. Woher waren sie gekommen? Sie redeten eine Sprache, die kein anderes Volk verstand, und unsere Rasse, die sich keck Entdecker der Inseln nannte, fand hier wohlbestelltes Land und Dörfer mit Tempeln und Hütten auf jedem kleinsten bewohnbaren Eiland. Ja, auf manchen Inseln gab es sogar uralte Pyramiden, gepflasterte Straßen und steinerne Statuen in den Ausmaßen eines vierstöckigen Hauses.

Aber die Klärung des Geheimnisses blieb aus. Wer waren diese Leute, und woher kamen sie?

Man kann ruhig sagen, daß die Antworten auf diese Rätsel ebenso

zahlreich sind wie die Bücher, die sich damit befassen. Die Spezialisten der verschiedenen Kulturbereiche haben auch verschiedene Lösungen ausgeheckt, aber ihre Behauptungen wurden stets widerlegt durch logische Beweise der Fachleute, die in anderer Richtung arbeiteten. Die malaiischen Inseln, Indien, China, Japan, Arabien, Ägypten, der Kaukasus, Atlantis, ja sogar Deutschland und Norwegen wurden für die Herkunft der Polynesier verantwortlich gemacht, aber immer ergab sich irgendein entscheidender Haken, der wieder die ganze Theorie in der Luft schweben ließ.

Wo aber die Wissenschaft stehenbleiben mußte, hatte die Phantasie freies Spiel. Die geheimnisvollen Riesenpfeiler aus Stein auf der Osterinsel und all die anderen Kulturreste unbekannten Ursprungs auf diesem winzigen offenen Eiland, das so mutterseelenallein genau in der Mitte zwischen der nächsten Insel und der Küste Südamerikas liegt, verleiteten geradezu zu den verschiedensten Spekulationen. Viele wollten in den Funden auf der Osterinsel offenkundige Überreste von Südamerikas prähistorischen Kulturen sehen. Vielleicht waren die Osterinsel und all die anderen Südseeinseln, die entsprechende Denkmäler besaßen, Reste eines versunkenen Kontinents, die noch über die Meeresfläche ragten?

Das wäre nun eine brauchbare Theorie und eine annehmbare Erklärung gewesen, aber sie war weder bei Geologen noch anderen Forschern geschätzt. Im Gegenteil! Die Zoologie bewies ganz scharf an Hand der Untersuchung von Insekten und Schnecken auf den Südseeinseln, daß diese in der ganzen Menschheitsgeschichte vollständig isoliert voneinander und von den umgebenden Kontinenten waren, genauso, wie sie es auch heute noch sind.

Wir wissen daher mit aller Bestimmtheit, daß die urpolynesische Rasse einmal treibend oder fahrend diese abgelegenen Inseln erreicht hat - mit oder gegen ihren eigenen Willen. Unterzieht man die Südseeinsulaner einer gründlicheren Untersuchung, so wird man entdecken, daß es nicht allzu viele Jahrhunderte her sein kann, daß sie an Land gingen. Denn obwohl die Polynesier über eine Meeresfläche verteilt leben, viermal so groß wie ganz Europa, so sind sie doch nicht so weit, wirklich verschiedene Sprachen auf den verschiedenen Inseln entwickelt zu haben. Von Hawaii im Norden nach Neuseeland im Süden, von Samoa im Westen zur Osterinsel im Osten sind es Tausende von Seemeilen, und trotzdem sprechen diese isolierten Stämme Dialekte einer Sprache, die wir Polynesisch nennen. Die Schrift ist auf all diesen Inseln unbekannt mit Ausnahme einiger Holzplatten mit unentzifferbaren Hieroglyphen, die die Eingeborenen auf der Osterinsel aufbewahrten, ohne daß sie selbst oder irgendein anderer sie lesen konnten. Aber Schulen hatten sie, und ein poetischer Geschichtsunterricht war ihr wichtigstes Fach, denn in Polynesien war

Geschichte dasselbe wie Religion. Sie verehrten ihre Ahnen und pflegten die Erinnerung an die toten Häuptlinge bis in die fernen Zeiten Tikis, von dem sie zu berichten wußten, er sei der Sohn der Sonne gewesen.

Auf fast jeder einzelnen Insel konnten gelehrte Männer die Namen aller Häuptlinge auswendig bis zurück in die Zeit, in der die Eilande besiedelt wurden. Als Erinnerungshilfe verwendeten sie dabei oft ein verwickeltes System von verzweigten Knotenschnüren gleich dem, das die Inka-Indianer in Peru gebrauchten. Moderne Forscher haben alle diese lokalen Genealogien der verschiedenen Inseln verglichen und dabei herausgefunden, daß sie untereinander verblüffend genau übereinstimmen, sowohl in den Namen wie in der Anzahl der Generationen. Daraus konnte man errechnen, daß die Südseeinseln, wenn man eine durchschnittliche polynesische Generation von fünfundzwanzig Jahren annimmt, nicht vor etwa 500 n. Chr. bevölkert wurden. Eine neue Kulturwelle mit wieder einer neuen Häuptlingsreihe deutet auf eine andere und noch spätere Einwanderung, die dieselben Inseln erst um 1100 n. Chr. erreicht haben kann.

Aber woher konnte diese späte Einwanderungswelle kommen? Die wenigsten Forscher scheinen den entscheidenden Faktor in Betracht gezogen zu haben, daß es ein rein steinzeitliches Volk war, das die Inseln in so später Zeit erreichte. Trotz Intelligenz und erstaunlich hoher Kultur in allen anderen Bereichen brachten diese Seefahrer eine bestimmte Art von Steinbeilen mit sich und eine Reihe anderer charakteristischer steinzeitlicher Geräte, die sich auf den Inseln verbreiteten. Wir dürfen nicht vergessen, daß es, abgesehen von dem primitiven, isolierten Volk der Urwälder und gewissen tiefstehenden Stämmen, keine fortpflanzungsfähige Kultur in der Welt gab, die sich noch um 500 oder 1100 n. Chr. im Steinzeitalter befand, außer denen in der Neuen Welt. Dort war selbst den höchsten Indianerkulturen der Gebrauch des Eisens völlig unbekannt. Sie verwendeten Steinäxte und -Geräte derselben Typen, die auch auf den Südseeinseln bis zur Zeit der Entdeckung in Gebrauch waren.

Diese zahlreichen Indianerkulturen waren die nächsten Verwandten der Polynesier im Osten. Im Westen wohnten nur Australiens oder Melanesiens dunkelhäutige und primitive Naturvölker, entfernte Verwandte der Neger, und dahinter lagen wieder Indonesien und Asiens Küste, wo die Steinzeit weiter zurückliegt als vielleicht irgendwo anders in der Welt.

So richteten sich meine Aufmerksamkeit und meine Vermutungen immer mehr fort von der Alten Welt, wo schon so viele gesucht und noch keiner gefunden hatte, hinüber auf Amerikas bekannte und unbekannte Indianerkulturen, die bisher keiner in Erwägung gezogen

hatte. Und gerade auf der nächsten Küste, genau ostwärts, wo die südamerikanische Republik Peru sich heute vom Stillen Ozean in die Berge hinauf erstreckt, fehlte es nicht an Spuren, wenn einer nur suchen wollte. Hier hat einmal ein unbekanntes Volk gelebt und eine der seltsamsten Kulturen der Welt begründet, bis es plötzlich in der Vorzeit wieder verschwand, wie vom Erdboden verschluckt. Es hinterließ ungeheure, menschenähnliche Steinstatuen, die an die von Pitcairn, Marquesas und von der Osterinsel erinnern, und mächtige Stufenpyramiden, die denen auf Tahiti und Samoa entsprechen. Steinblöcke, so groß wie Eisenbahnwagen, meißelten diese Menschen mit Steinbeilen aus dem Berg und transportierten sie meilenweit durch die Gegend, stellten sie auf oder schichteten sie übereinander, um Tore, Zyklopenmauern und Terrassen zu bauen gleich denen, die wir auf einzelnen Südseeinseln finden.

Als die ersten Spanier nach Peru vordrangen, hatten die Inka-Indianer ihr gewaltiges Reich in diesem Bergland. Sie erzählten ihnen, daß die ungeheuren Denkmäler, die so verlassen in der Landschaft standen, von einem Geschlecht weißer Götter erbaut worden seien, die hier gewohnt hätten, bevor die Inkas selbst die Macht übernahmen. Diese verschwundenen Baumeister wurden als weise und friedliebende Lehrer geschildert, die ursprünglich einmal, im Anfang der Zeiten, von Norden hergekommen waren und die primitiven Vorväter der Inkas in Baukunst und Ackerbau wie auch in Sitten und Gebräuchen unterwiesen hatten. Sie unterschieden sich von allen anderen Indianern durch weiße Haut und lange Bärte und waren auch höher an Wuchs. Schließlich verließen sie Peru so plötzlich, wie sie gekommen waren. Die Inkas übernahmen selbst die Macht im Lande, und die weißen Lehrmeister verschwanden für allezeit in westlicher Richtung von Südamerikas Küste in den Stillen Ozean.

Nun war es so, daß die Europäer, als sie auf die Südseeinseln kamen, blaß erstaunten, wie viele von den Eingeborenen fast weiße Hautfarbe besaßen und Bärte trugen. Auf vielen Inseln waren es ganze Familien, die durch ihre auffallend helle Haut und ihr rötliches bis blondes Haar, durch ihre blaugrauen Augen und ein fast semitisches Aussehen infolge ihrer Adlernase hervorstachen. Die Polynesier selbst hatten ansonsten goldbraune Haut mit rabenschwarzem Haar und flache, stumpfe Nasen. Die Rothaarigen nannten sich selbst »Urukehu« und erzählten, daß sie direkt von den ersten Häuptlingen auf der Insel abstammten, die weiße Götter waren wie eben Tangaroa, Kane und Tiki. Die Legenden um die geheimnisvollen weißen Männer, von denen diese Insulaner sich herleiteten, waren über ganz Polynesien verbreitet. Als Roggeween die Osterinsel im Jahre 1722 entdeckte, traf er zu seinem Erstaunen auch dort hellhäutige Männer an. Die Osterinselleute wußten selbst noch recht gut, daß ihre Vorväter

einmal alle weiße Hautfarbe gehabt hatten, damals zu Tikis und Hotu Matuas Zeit, als sie über das Meer gekommen waren »aus einem gebirgigen Lande im Osten, das unter der Sonne verdorrt war«.

Nach allem, was ich las, tauchten in Peru überraschende Spuren kultureller, mythologischer und sprachlicher Art auf, die mich ständig tiefer und konzentrierter nachschürfen ließen, um die Ursprungsstätte des polynesischen Stammvaters Tiki zu identifizieren.

Und ich fand, was ich erhoffte. Eines Tages saß ich und las die Legenden der Inkas vom Sonnenkönig Virakocha, der selbst der Führer des verschwundenen weißen Volkes in Peru gewesen war. Hier stand:

»Der Name Virakocha stammt aus der Inkasprache (ketchua) und ist folglich neueren Datums. Der ursprüngliche Name des Sonnengottes Virakocha, der scheinbar in der alten Zeit Perus verwendet wurde, war Kon-Tiki oder Illa-Tiki, was Sonnen-Tiki oder Feuer-Tiki bedeutet. Kon-Tiki war der oberste Priester und Sonnenkönig der weißen Männer aus den Legenden der Inkas, die die ungeheuren Ruinen am Titicacasee hinterlassen haben. Die Legende berichtet, daß Kon-Tiki von einem Häuptling namens Cari angegriffen wurde, der aus dem Coquimbo-Tal kam. In einer Schlacht auf einer Insel des Titicacasees wurden die geheimnisvollen weißen und bärtigen Männer vollständig massakriert, während Kon-Tiki selbst und seine nächsten Gefolgsleute entkamen und schließlich an die Küste gelangten, Von der sie am Ende über das Meer nach Westen entschwanden.«

Ich war nun nicht mehr länger im Zweifel, daß der weiße Häuptlingsgott Sonnen-Tiki, von dem die Inkas berichteten, daß ihn ihre Vorväter auf den Stillen Ozean getrieben hatten, mit dem weißen Häuptlingsgott Tiki identisch war, mit Tiki, dem Sohn der Sonne, den alle Bewohner der östlichen Südseeinseln als ihren ursprünglichen Stammvater feierten. Die Details um Sonnen-Tikis Leben in Peru mit den alten Ortsnamen rund um den Titicacasee tauchten in den historischen Erzählungen der Eingeborenen der Südsee wieder auf.

In ganz Polynesien fanden sich aber auch andere Spuren, die darauf hindeuteten, daß die Inseln nicht lange allein Sonnen-Tikis friedlichem Geschlecht verblieben. Es gibt Zeichen dafür, daß seetüchtige Kriegskanus, groß wie Wikingerschiffe, zwei und zwei zusammengebunden, Nordwestindianer über das Meer nach Hawaii und weiter über den Ozean zu all den anderen Inseln gebracht hatten. Ihr Blut vermischte sich mit dem Geschlecht Kon-Tikis, und sie brachten eine neue Kultur nach dem Inselreich. Das war das andere Steinzeitvolk, das Polynesien erreichte, ohne Metall, ohne Töpferei, ohne das Rad, ohne Webstuhl und ohne Getreide, in den Jahren um 1100 n. Chr.

Und das war nun auch die Ursache, daß ich in Britisch-Columbien

saß und Felsbilder in altpolynesischem Stil unter den Nordwestindianern ausgrub zu der gleichen Zeit, als der Krieg in Norwegen begann.

Rechtsum! Linksum! Ganze Abteilung kehrt! Militärisches Treppenwaschen, Stiefelputzen, Funkerschule und Fallschirmausbildung -das Ganze endete mit dem Murmansk-Konvoi nach Finnmarken. Dort hauste der Kriegsgott der Technik, während sich der Sonnengott für einen langen Winter empfahl.

Dann kam der Friede.

Eines Tages war die Theorie fertig. Ich wollte nach Amerika und sie vorlegen.

2. Eine Expedition kommt zustande

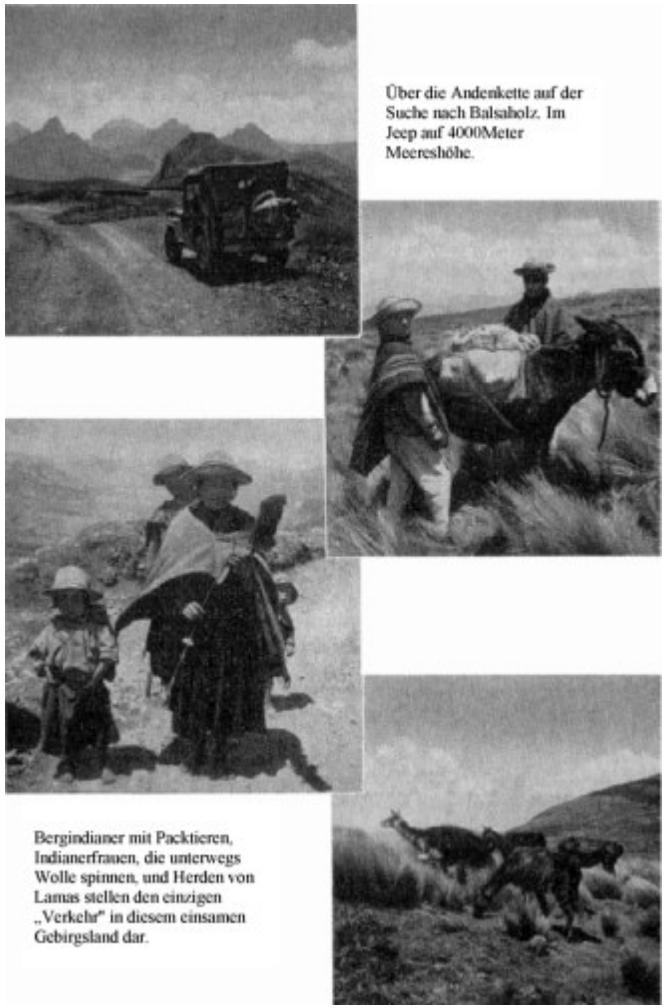
Bei den Spezialisten. Der springende Punkt. Im norwegischen Seemannsheim. Letzter Ausweg. Der »»Explorers Club«. Die neue Ausrüstung. Der erste Gefolgsmann. Ein Triumvirat. Ein Maler und zwei Kriegskameraden. Nach Washington. Konferenz im Kriegsdepartment. Mit der Wunschliste beim Generalquartiermeister. Schwierige Finanzprobleme. Bei den Diplomaten der UN. Flug nach Ecuador.

So hatte es also angefangen, am Strande einer Südseeinsel, wo uns ein alter Eingeborener die Sagen und Erzählungen seines Geschlechts berichtete. Viele Jahre später saß ich mit einem anderen Alten beisammen, diesmal aber in dem finsteren Büro in den oberen Stockwerken eines großen New Yorker Museums.

Rund um uns herum lagen in wohlgeordneten Glasschränken die toten Hüllen einer vergangenen Wirklichkeit, die in die graue Vorzeit zurückwiesen. Im übrigen waren die Wände mit Büchern bedeckt. Manche davon hatte ein Mensch geschrieben, und kaum zehn andere auf der Welt hatten sie gelesen. Der alte Mann, der alle diese Bücher gelesen und eine ganze Reihe davon auch selbst geschrieben hatte, saß, weißhaarig und gütig, hinter seinem Schreibtisch. Aber ich mußte ihm doch zu nahe getreten sein, denn unwillig umklammerte er die Armlehne seines Stuhls. Er sah gerade so aus, als hätte ich ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht.

»Nein«, sagte er, »niemals!«

Im „Explorers Club" in New York wird der Reiseplan vor dem Start besprochen. Von rechts nach links: Der Grönlandfahrer Peter Freuchen, der Verfasser, Hermann Watzinger und der „Häuptling vom Clannfhearghius".



Über die Andenkette auf der Suche nach Balsaholz. Im Jeep auf 4000Meter Meereshöhe.

Bergindianer mit Packtieren, Indianerfrauen, die unterwegs Wolle spinnen, und Herden von Lamas stellen den einzigen „Verkehr" in diesem einsamen Gebirgsland dar.

Genauso hätte wohl der Weihnachtsmann dreingeschaut, wenn jemand ihm hätte beweisen wollen, daß nächstes Jahr Heiligabend auf den Johannistag fallen würde.

»Sie haben unrecht, vollkommen unrecht«, fing er wieder an und schüttelte indigniert den Kopf, wie um einen unangenehmen Gedanken loszuwerden.

»Aber Sie haben ja meine Argumente noch gar nicht gelesen!« unternahm ich noch einen schwachen Versuch und deutete hoffnungsvoll auf das Manuskript, das auf dem Tisch lag.

»Argumente!« sagte er unwillig. »Sie dürfen ethnographische Probleme nicht wie ein Detektiv angehen!«

»Warum nicht?« entgegnete ich. »Ich habe alle Schlußfolgerungen aus eigenen Beobachtungen und aus den Tatsachen gezogen, die mir die Wissenschaft auf den Tisch gelegt hat.«

»Die Aufgabe der Wissenschaft ist reine Forschung und nicht,

etwas Vorgefaßtes zu beweisen«, lächelte er. Vorsichtig legte er das ungeöffnete Manuskript zur Seite und beugte sich über den Tisch vor:

»Es ist zwar völlig richtig, daß in Südamerika eine der merkwürdigsten Kulturen der Weltgeschichte zu Hause war und daß wir weder wissen, wer ihre Träger waren, noch wo sie geblieben sind, als die Inkas an die Macht kamen Aber eines wissen wir jedenfalls mit Sicherheit: daß nämlich keines von den Völkern Südamerikas zu den Inseln im Stillen Ozean übergesiedelt ist.«

Er sah mich forschend an und fuhr fort:

»Wissen Sie auch warum? Die Antwort ist einfach genug - sie konnten diese Inseln niemals erreichen. Sie hatten keine Schiffe!«

»Sie kannten Flöße«, versuchte ich zögernd einzuwenden, »sie kannten Flöße aus Balsaholz.«

Der Alte lächelte wiederum:

»Ja. Sie können ja einmal versuchen, mit einem Balsafloß von Peru nach den Südseeinseln zu reisen.«

Ich blieb die Antwort schuldig. Es war spät geworden. Wir erhoben uns. Der alte Gelehrte schlug mir wohlwollend auf die Schulter, als er mich zur Tür begleitete, und versicherte mir, wenn ich Hilfe brauchte, sollte ich nur zu ihm kommen. Er gäbe mir aber den guten Rat, mich entweder auf Polynesien oder auf Südamerika zu spezialisieren und nicht zwei verschiedene Erdteile durcheinanderzubringen. Er wandte sich zum Tisch zurück.

»Sie haben das bestimmt vergessen«, sagte er und gab mir das Manuskript zurück. Ich sah auf den Titel: »Polynesien und Amerika. Das Problem ihrer Kulturverwandtschaft.« Ich klemmte also mein Manuskript unter den Arm und rauschte die Treppen hinunter, hinaus in den Trubel der Straßen.

An diesem Abend ging ich aus und klopfte an die Tür einer alten Behausung in einem versteckten Winkel von Greenwich Village. Hier suchte ich immer Zuflucht mit den kleinen Problemen meiner Existenz.

Ein schmächtiges Männchen mit langer Nase musterte mich vorsichtig, bevor es mir mit breitem Lächeln die Tür öffnete und mich einließ Er zog mich hinein bis in die kleine Küche, wo er mich Teller und Gabeln aufdecken ließ, wahrend er selbst die Dose mit den unbestimmbaren, aber wohlriechenden eingemachten Früchten öffnete, die er über dem Gas gewärmt hatte.

»Nett, daß du gekommen bist«, sagte er, »wie geht's?«

»Schlecht«, erwiderte ich, »kein Mensch ist auf mein Manuskript neugierig «

Er füllte die Teller, und wir beschäftigten uns mit ihrem Inhalt

»Die Sache ist die«, sagte er, »daß alle, die du aufgesucht hast, nur glauben, du hattest eine beiläufige Idee. Du weißt, wieviel Leute mit

merkwürdigen Ideen hier in Amerika auftauchen «.

»Und noch etwas!« sagte ich.

»Ja«, sprach er weiter, »die Beweisführung. Sie alle sind Spezialisten und glauben deshalb nicht an eine solche Arbeitsmethode, die in alle Fachgebiete - von der Botanik bis zur Archäologie - hineingreift. Sie begrenzen sich selbst im Umfang ihrer Forschungstätigkeit, um desto konzentrierter in der Tiefe schürfen zu können, um Details zu finden. Die Wissenschaft der Gegenwart fordert, daß jedes Fachgebiet seinen eigenen Boden umgräbt. Man ist es gar nicht mehr gewohnt, daß einer die vielen Teilergebnisse durchsieht, die aus den verschiedenen Gebieten erwachsen, um sie zu einem großen Bild zusammenzusetzen.«

Er griff nach einem umfangreichen Manuskript.

»Schau her«, sagte er, »mein letztes Werk über das Vogelmuster in der chinesischen Bauernstickerei. Es hat mich geschlagene sieben Jahre gekostet, aber jetzt wurde es sofort zum Druck angenommen. Die Zeit fordert Detailstudien.«

Karl hatte recht. Aber Probleme des Stillen Ozeans zu lösen, ohne sie von allen möglichen Seiten zu beleuchten, bedeutet meiner Meinung nach dasselbe, wie ein Puzzlespiel nur mit Hilfe der Teile, die die gleiche Farbe haben, zusammensetzen zu wollen.

Wir hoben die Tafel auf, und ich half ihm beim Abwaschen.

»Was Neues von der Universität in Chicago?«

»Nein.«

»Na, und was sagte heute dein alter Freund vom Museum?«

Darauf ging ich ein:

»Er war überhaupt nicht interessiert. Er sagte, solange die Indianer nur offene Flöße hatten, könnte man unmöglich damit rechnen, daß sie die Inseln des Stillen Ozeans je erreicht hätten.«

Der kleine Mann begann plötzlich aufgeregt an seinem Teller zu reiben.» Ja«, sagte er, »also das war der springende Punkt! Tatsächlich, das ist auch für mich das Hindernis, an die Haltbarkeit deiner Theorie zu glauben.«

Ich blickte finster auf den kleinen Ethnologen, den ich bisher für einen verschworenen Bundesgenossen gehalten hatte.

»Aber mißverstehe mich nicht«, beeilte er sich hinzuzusetzten, »einerseits glaube ich, daß du recht hast, aber andererseits leuchtet es so wenig ein. Meine Vogelarbeit stützt ja deine Theorie.«

»Karl«, sagte ich, »ich bin so sicher, daß die Indianer den Stillen Ozean auf ihren Flößen überquert haben, daß ich bereit bin, ein solches Floß selbst zu bauen und über den Ozean zu fahren, nur um die Möglichkeit zu beweisen.«

»Ach, du bist ja verrückt!« Mein Freund nahm das als schlechten Scherz und lachte halb erschreckt allein bei der Vorstellung.

»Du glaubst also nicht, daß es möglich ist?«

»Ach, du bist wirklich verrückt! Mit einem Floß?!«

Er wußte nicht, was er erwidern sollte, und starrte mich nur an, als warte er auf das Lächeln, das den Spuk in nichts auflösen würde.

Er fand es nicht. Ich sah nun ein, daß praktisch keiner meine Theorie gutheißen würde, weil eine scheinbar endlose Meereswüste zwischen Peru und Polynesien lag, die ich nur mit Hilfe eines urzeitlichen Floßes überbrücken wollte.

»Hör zu«, Karl sah mich unsicher an, »gehen wir aus und heben wir einen!«

Das taten wir und ließen es nicht bei einem bewenden.

Diese Woche lief meine Miete ab. Gleichzeitig teilte mir ein Brief der norwegischen Staatsbank mit, daß ich keine Dollars mehr zu gewärtigen hätte. Valutaeinschränkungen. Ich packte die Koffer und stieg in die Untergrundbahn nach Brooklyn. Hier kam ich im norwegischen Seemansheim unter, wo es eine kräftige und reichliche Kost gab und die Preise meiner Brieftasche angemessen waren. Ich bekam einen kleinen Raum unterm Dach und aß mit all den Matrosen drunten in einem großen Speisesaal.

Das seefahrende Volk flutete herein und hinaus. Sie waren unterschiedlich in ihren Typen, Dimensionen und Nüchternheitsgraden, aber eines hatten sie alle gemeinsam: sie wußten genau, was sie redeten, wenn sie von der See sprachen.

Ich lernte dabei, daß sich Wogen und Brecher nicht mit der Tiefe der See oder dem Abstand vom Lande verstärkten, ganz im Gegenteil, oft war eine Bö vor der Küste weit tückischer als auf offener See. Untiefen, die Brandung längs einer Küste oder Meeresströmungen, die sich am Lande entlangpreßten, konnten weit höhere Wellen emporwälzen, als sie draußen auf See üblich waren. Ein Fahrzeug, das sich an einer offenen Küste durchsetzen konnte, konnte sich auch weiter draußen halten. Mir wurde klar: eine grobe See konnte bei großen Schiffen Bug und Achterdeck in die Wassermassen tauchen, viele Tonnen Seewasser über Deck ergießen und Stahlrohre wie Zündhölzer knicken; daneben konnte ein kleines Boot in derselben See gut bestehen, solange es Platz genug zwischen den Wellenkämmen hatte, um frei darüber zu tanzen wie eine Möwe. Unter den Leuten war einer, der sich in einem Rettungsboot hatte bergen können, nachdem die Wogen das Schiff zum Sinken gebracht hatten.

Aber sie hatten nur eine geringe Erfahrung mit Flößen. Ein Floß, das war ja für sie auch kein Fahrzeug, das hatte weder Kiel noch Reling, es war nur eben etwas Schwimmendes, um sich in äußerster Not zu retten, bis man von irgendeinem Schiff aufgenommen wurde. Aber einer hatte doch großen Respekt vor Flößen auf schwerer See, denn er war drei Wochen auf einem solchen getrieben, nachdem ein

deutscher Torpedo sein Schiff mitten auf dem Atlantik versenkt hatte.

»Aber auf einem Floß kann man nicht steuern«, setzte er hinzu, »es treibt hin und her, je nachdem der Wind geht.«

In der Bibliothek grub ich die Aufzeichnungen der ersten Europäer aus, die die Küste des Stillen Ozeans in Südamerika erreichten. Es mangelte weder an Skizzen noch Beschreibungen der großen Balsaflöße der Indianer. Sie hatten Rahsegel, Schwerter und achtern ein langes Steuerruder, also konnte man auch manövrieren.

Wochen vergingen im Seemannsheim. Keine Antwort, weder von Chicago noch aus irgendeiner anderen Stadt, wohin ich Kopien meiner Theorien geschickt hatte. Niemand hatte sie gelesen.

So raffte ich mich eines Samstags auf und marschierte zu einem Schiffshändler unten an der Water Street, wo ich höflich als Kapitän angeredet wurde, als ich eine Pilotenkarte über den Stillen Ozean kaufte. Mit der Kartenrolle unter dem Arm nahm ich die Vorortbahn hinaus nach Ossining, wo ich ein gern gesehener Weekendgast bei einem jungen norwegischen Ehepaar auf einem hübschen Landsitz war. Er war früher Kapitän gewesen und jetzt Kontorchef bei der Fred Olsen Line in New York.

Nach einem erfrischenden Sprung ins Schwimmbassin war das Großstadtleben für den Rest des Wochenendes vergessen, und als Ambjörg mit dem Cocktailtablett kam, setzten wir uns im Sonnenschein auf die Wiese. Ich konnte jetzt nicht mehr länger an mich halten, sondern rollte die Karte auf und überfiel Wilhelm mit der Frage, ob er daran glaube, daß ein Floß Menschen lebendig von Peru zu den Südseeinseln transportieren könne.

Halb verblüfft, sah er mehr auf mich als auf die Karte, aber plötzlich gab er eine bejahende Antwort. Ich fühlte mich so leicht, als ob ich plötzlich Flügel bekommen hätte, denn ich wußte, alles, was mit Seefahrt zusammenhing, war für Wilhelm Beruf wie Leidenschaft. Rasch wurde er in meine Pläne eingeweiht. Zu meiner Entrüstung stellte er nur fest, daß dies der reine Wahnwitz sei.

»Aber du hast ja gerade gesagt, daß du es für möglich hältst«, unterbrach ich ihn.

»Ganz richtig«, gab er zu, »aber es besteht genau dieselbe Chance, daß es schiefgeht. Du hast ja noch nie in deinem Leben auf einem Balsafloß gestanden, und so stellst du dir plötzlich vor, du könntest mit einem solchen den Pazifik überqueren. Vielleicht geht es, vielleicht aber auch nicht. Die alten Indianer in Peru hatten wohl im Floßbau die Erfahrung von Generationen. Vielleicht gingen immer zehn Flöße kaputt, ehe eines die Überfahrt bestand, oder vielleicht gar Hunderte im Laufe der Jahrhunderte. Wie du bereits gesagt hast, manövrierten die Inkas auf offener See mit ganzen Flottillen von Balsaflößen. Da konnten sie auch vom Nachbarfloß gerettet werden,

wenn etwas passiert war. Aber wer soll dich aus dem Wasser ziehen, mitten auf offenem Meer? Selbst wenn du Radio für den Notfall mitnimmst, so wird es wohl ziemlich schwer sein, zwischen den Wellenbergen tausend Meilen vom Land weg ein kleines Floß zu finden. Im Sturm kann man ja vom Floß hinuntergespült werden und schon längst ertrunken sein, bevor jemand zu Hilfe eilen kann. Es ist wohl besser, du wartest ruhig, bis einer Zeit gefunden hat, dein Manuskript zu lesen. Schreib weiter und laß den Leuten keine Ruhe, alles andere ist sinnlos.«

»Ich kann nicht länger warten. Ich habe bald keinen Knopf Geld mehr in der Tasche.«

»Dann kannst du zu uns übersiedeln. Wie kannst du übrigens ohne Geld daran denken, eine Expedition von Südamerika aus in Gang zu setzen?«

»Es ist viel leichter, für eine Expedition Interesse zu wecken als für ein ungelesenes Manuskript.«

»Aber was kannst du damit erreichen?«

»Das wichtigste Gegenargument gegen die Theorie zu Fall zu bringen, ganz abgesehen davon, daß die Wissenschaft auf die Angelegenheit aufmerksam wird.«

»Und wenn es schiefgeht?«

»Dann ist eben der Beweis noch nicht erbracht.«

»Da würdest du ja deine eigene Theorie in den Augen aller bloßstellen.«

»Vielleicht. Aber trotzdem hätte ja einer von zehn Erfolg haben können, wie du früher gesagt hast.«

Die Kinder des Hauses kamen, um Krocket zu spielen, und so sprachen wir an diesem Tag nicht mehr davon.

Am nächsten Wochenende stellte ich mich wieder in Ossining ein, abermals mit der Kartenrolle unter dem Arm, und als ich ging, führte ein langer Bleistiftstrich von der peruanischen Küste nach den Tuamotu-Inseln im Stillen Ozean. Mein Freund, der Kapitän, hatte die Hoffnung aufgegeben, mir meine Idee auszureden, und so hatten wir stundenlang beisammengesessen und hatten die voraussichtliche Trift des Floßes berechnet.

»Siebenundneunzig Tage«, sagt Wilhelm, »aber leider nur unter theoretisch idealen Verhältnissen mit chronischem Rückenwind und vorausgesetzt, daß das Floß wirklich so segeln kann, wie du glaubst. Du mußt absolut mit mindestens vier Monaten Fahrzeit rechnen, aber auf mehr vorbereitet sein.«

»All right«, sagte ich zufrieden, »dann rechnen wir eben mit vier Monaten, machen es aber in Siebenundneunzig Tagen.«

Der winzige Raum im Seemannsheim schien mir doppelt anheimelnd, als ich an diesem Abend zurückkam und mich mit der

Karte auf die Bettkante setzte. Ich schritt den Fußboden ab, soweit es mir das Bett und die Kommode gestatteten, mich durchzuwinden.

Gott sei Dank, das Floß würde größer werden als dieser Raum. Ich lehnte mich weit aus dem Fenster, um einen Blick auf den fast vergessenen Sternenhimmel der Großstadt zu werfen, von dem nur ein kleiner Ausschnitt zwischen den hohen Hinterhofmauern sichtbar war. Und wenn auch wenig Platz auf dem Floß sein würde, es würde doch genug Raum für einen ganzen Sternenhimmel über uns sein.

Im Westen, 42. Straße, am Zentralpark, liegt einer der exklusivsten Klubs von New York. Nur ein kleines Messingschild »Explorers Club« verrät dem Vorbeigehenden, daß hinter der Tür etwas Ungewöhnliches zu erwarten ist. Tritt man aber erst ein, so ist es, als sei man nach einem Sprung mit dem Fallschirm mitten in einer fremden Welt gelandet, Tausende Meilen weit von den Automobilreihen New Yorks, über denen sich die Wolkenkratzer erheben. Wenn sich die Türe nach New York hinter einem geschlossen hat, wird man von einer Atmosphäre von Löwenjagden, Bergbesteigungen und Polarleben verschlungen, die sich merkwürdig mit dem Gefühl mischt, im Salon einer komfortablen Jacht zu sitzen, die sich gerade auf Weltreise befindet. Trophäen von Nilpferd und Hirsch, mächtige Geweihe, Stoßzähne, Kriegstrommeln und Spieße, Indianerteppiche, Götterbilder und Schiffsmodelle, Flaggen, Fotografien und Karten umgeben die Mitglieder des Klubs von allen Seiten, wenn sie sich hier zum Fest oder zum Vortrag über ferne Länder vereinigen.

Seit meiner Reise nach den Marquesas-Inseln war ich zum aktiven Mitglied des Klubs gewählt worden, und als Fuchs versäumte ich selten eine Versammlung, wenn ich in der Stadt war. Als ich deshalb an einem regenschweren Novemberabend den Klub betrat, war ich trotzdem erstaunt, das Lokal in einer ganz anderen Verfassung als gewöhnlich vorzufinden. Mitten auf dem Boden lag ein aufgeblasenes Gummifloß mit Rettungsbootrationen und Zubehör, während Fallschirm, Gummikleidung, Rettungswesten und Polarausrüstungen Wände und Tische bedeckten. Daneben lagen Wasserdestillationsapparate und andere bemerkenswerte Erfindungen. Ein neugewähltes Mitglied des Klubs, Oberst Huskin vom Ausrüstungskommando der Luftwaffe, wollte einen Vortrag mit Vorführungen über eine ganze Reihe von neuen militärischen Erfindungen halten, die seiner Meinung nach in Zukunft auch für wissenschaftliche Expeditionen in der Arktis wie in den Tropen von Nutzen sein konnten.

Nach dem Vortrag gab es eine lebhafte und rege Diskussion. Dänemarks allbekannter Polarforscher Peter Freuchen erhob sich, groß und breit, und fuhr sich skeptisch durch den mächtigen Bart. Er

hatte kein Zutrauen zu solchen neumodischen Patenten. Er hatte selbst einmal Eskimokajak und Schneehütte mit Gummiboot und Taschenzelt auf einer seiner Grönlandexpeditionen vertauscht, aber das hätte ihm auch um ein Haar das Leben gekostet. Zuerst wäre er fast in einem Schneesturm erfroren, weil der Gleitverschluß des Zeltes so stark vereist war, daß es unmöglich war, hineinzukommen, und später war er auf Fischfang gewesen, als der Haken sich in dem aufgeblasenen Gummiboot verfing, so daß dieses ein Loch bekam und ihm wie ein Stein unter den Füßen wegsackte. Kaum konnte er sich und seinen Eskimofreund in ein Kajak hinüberretten, das ihm zu Hilfe eilte. Seitdem war er davon überzeugt, daß kein noch so phantasievoller moderner Erfinder durch Laboratoriumsversuche etwas Besseres austüfteln könnte, als die Erfahrung von Jahrtausenden die Eskimos gelehrt hatte, in der ihnen vertrauten Umgebung zu verwenden.

Die Debatte endete mit einem überraschenden Angebot Oberst Huskins: aktive Mitglieder des Klubs konnten für ihre nächste Expedition alles, was sie sich nur wünschten, von den neuen Erfindungen, die er gerade demonstriert hatte, aussuchen unter einer einzigen Bedingung, nämlich dem Laboratorium ihre Erfahrungen mitzuteilen, wenn sie zurückkehrten.

Und dabei blieb es.

Ich war der letzte, der an diesem Abend die Klubräume verließ. Ich mußte jedes kleinste Detail in der glänzenden neuen Ausrüstung studieren, die plötzlich in meine Hände gelegt war und mir zur Verfügung stand, wenn ich nur den Wunsch äußerte, sie zu verwenden. Es war genau das, was ich suchte: eine Ausrüstung für den Versuch, das Leben zu retten, wenn sich das Floß wider alle Erwartungen auflösen sollte und wir keine anderen Flöße in der Nähe hätten.

Am nächsten Morgen beim Frühstückstisch im Seemannsheim beschäftigte diese ganze Ausrüstung noch immer meine Gedanken, als ein gutgekleideter, athletisch gebauter junger Mann sich mit seinem Frühstückstablett zu mir setzte. Wir kamen ins Gespräch, und es zeigte sich, daß er genauso wenig Seeman war wie ich, sondern ein Diplomingenieur aus Trondheim, der hier in Amerika Maschinenteile kaufen und Erfahrung in Kältetechnik erwerben wollte. Er wohnte in der Nähe und aß oft im Seemannsheim, dessen gute norwegische Küche er schätzte. Er fragte mich, was ich treibe, und ich berichtete ihm in kurzen Zügen meine Pläne. Ich erwähnte, daß ich, wenn ich bis Ende dieser Woche keine posititive Antwort in bezug auf mein Manuskript bekäme, alles daransetzen würde, um die Floßexpedition in Gang zu bringen.

Darauf sagte mein Gegenüber nicht viel, aber er hörte interessiert zu.

Vier Tage später stießen wir wieder im Speisesaal zusammen.

»Hast du dich schon entschlossen, ob du die Tour unternimmst oder nicht?« fragte er.

»Ja«, sagte ich, »es geht los.«

»Wann?«

»So bald als möglich. Wenn ich mir Zeit lasse, dann kommen die Stürme herauf über die Südsee, und die Zeit der Orkane um die Inseln ist da. Man muß also Peru in wenigen Monaten verlassen, aber vorher heißt es, Geld besorgen und die ganze Angelegenheit organisieren.«

»Wieviel Leute sollen es werden?«

»Ich habe an insgesamt sechs Mann gedacht. Das gibt einige Abwechslung im Zusammenleben auf dem Floß und reicht gerade aus, um vierstündige Steuerwachen im Tag einzurichten.«

Einen Augenblick stand er in Gedanken versunken, dann kam es aber mit aller Entschiedenheit:

»Weiß Gott, ich hätte Lust, dabei mitzumachen. Ich könnte technische Messungen und Versuche anstellen. Du hast ja selbst gesagt, daß du das Experiment mit entsprechenden Messungen von Wind und Strom und Wellen unterbauen wolltest. Denk daran, du willst durch enorme Meeresgebiete treiben, die fast unbekannt sind, weil sie außerhalb jedes

Schiffsverkehrs liegen. Hier kann eine solche Expedition interessante hydrographische und meteorologische Untersuchungen anstellen, und ich bekäme einmal eine gute Verwendung für meine Thermodynamik.«

Ich wußte nicht mehr von dem Mann, als ein offenes Gesicht verrät. Manchmal genügt das.

»All right!« stimmte ich zu. »Fahren wir miteinander.«

Der Mann hieß Hermann Watzinger, er war genauso eine Landratte wie ich.

Wenige Tage später nahm ich Hermann als Gast mit in den »Explorers Club«. Hier trafen wir glücklicherweise gerade auf den Polarforscher Peter Freuchen. Freuchen hat die gesegnete Eigenschaft, niemals in der Menge unterzugehen. Groß wie ein Scheunentor, mit wallendem Bart, sieht er aus wie ein Bote der offenen Tundra. Er verbreitet eine Atmosphäre um sich, als führe er einen grauen Bären an der Leine.

Wir schleppten ihn an eine mächtige Landkarte und unterbreiteten ihm unseren Plan, mit einem Indianerfloß über den Stillen Ozean zu fahren. Beim Zuhören wurden seine blauen Jungenaugen groß wie Zinnteller, und vor Erstaunen strich er sich fortwährend den Bart. Dann stieß er das Holzbein gegen den Boden und zog sich den Hosenriemen einige Löcher fester.

»Ha, das ist ein Plan!« sagte er. »Weiß der Teufel, da sollte man

dabeisein!«

Der alte Grönlandfahrer füllte unsere Biergläser und begann, sich über sein Vertrauen zu den Fahrkünsten der Naturvölker zu verbreiten. Er sprach von ihrer Geschicklichkeit, sich an die Natur zu Lande und auf dem Wasser anzupassen und sich auf diese Weise durchzusetzen. Er selbst war auf Flößen die großen Ströme Sibiriens hinuntergefahren und hatte Eingeborene auf Flößen und Booten längs der Küste des Polarmeeres geschleppt. Und dabei hörte er nicht auf, sich den Bart zu streichen und uns zu versichern, daß wir einer wunderbaren Zeit entgegengingen.

Durch Freuchens Eifer, unseren Plan zu unterstützen, geriet alles ins Rollen, und so fanden wir uns plötzlich in den Spalten der skandinavischen Presse wieder.

Schon am nächsten Morgen klopfte es mit aller Gewalt an meine Türe im Seemannsheim. Man rief mich ans Telefon drunten im Gang. Das Ergebnis des Gesprächs war, daß Hermann und ich am selben Abend an der Tür einer fashionablen Wohnung im vornehmsten Teil der Stadt läuteten. Wir wurden von einem gepflegten jungen Herrn in Lackpantoffeln empfangen, der einen seidenen Schlafrock über seinem blauen Schlafanzug trug. Er machte einen ziemlich verweichlichten Eindruck. Ein parfümiertes Taschentuch unter der Nase, bat er um Entschuldigung, er sei schwer erkältet. Trotzdem wußten wir, daß dieser Mann sich in Amerika durch seinen erfolgreichen Einsatz als Flieger während des Krieges einen Namen gemacht hatte. Außer unserem sichtlich bettlägerigen Wirt waren zwei energische junge Presseleute zur Stelle, die förmlich strotzten von Ideen und Entschlußkraft. In dem einen erkannten wir einen angesehenen Korrespondenten wieder.

Bei einer Flasche gutem Whisky erklärte unser Wirt, daß er an unserer Expedition interessiert sei. Er erbot sich, uns das notwendige Kapital zur Verfügung zu stellen, wenn wir damit einverstanden wären, uns für Artikelserien und Vortragstourneen nach der Heimkehr zu verpflichten. Wir wurden schließlich einig und stießen auf eine glückliche Zusammenarbeit zwischen »Geldgeber« und Expeditionsteilnehmern an. Von nun an sollten unsere ökonomischen Probleme gelöst sein. Sie wurden von Presseleuten übernommen und brauchten uns nicht mehr zu bekümmern. Unverzüglich sollten Hermann und ich beginnen, Mannschaft und Ausrüstung zu besorgen, das Floß zu bauen, um vor Beginn der Stürme abzufahren.

Am nächsten Tag kündigte Hermann seinen Posten, und wir gingen ernstlich an unsere Aufgabe. Ich hatte bereits die Zusage vom Versuchslaboratorium der Luftwaffe bekommen, eine solche Expedition sei außerordentlich geeignet, ihr Ausrüstung zu erproben. Sie wollten mir alles und noch mehr durch den »Explorers Club« zur

Verfügung stellen, worum ich gebeten hatte. Unsere wichtigsten Aufgaben waren weiterhin, vier brauchbare Männer zu finden, die bereit waren, mit uns auf das Floß zu gehen, und Proviant für die Reise anzuschaffen.

Eine Gruppe von Menschen, die miteinander auf einem Floß über den Ozean treiben sollen, muß sehr sorgfältig ausgesucht werden, sonst gibt es Krach und Meuterei nach wenigen Wochen Isolierung auf dem Meer. Ich wollte das Floß nicht mit Seeleuten bemannen. Einmal verstanden sie kaum mehr von der Floßschifferei als wir selber, und außerdem wollte ich später nicht das Argument gegen mich haben, daß wir unser Gelingen dem Umstände verdankten, daß wir bessere Seeleute als die alten Flößebauer in Peru waren. Trotzdem brauchten wir einen Mann an Bord, der auf alle Fälle mit einem Sextanten umgehen und unsere Fahrt über das Meer als Unterlage für alle wissenschaftlichen Berichte auf der Karte festhalten konnte.

»Ich kenne einen netten Kunstmaler«, sagt ich zu Hermann, »einen Mordskerl. Er spielt Gitarre und ist voller Übermut. Er machte die Steuermannschule und fuhr schon ein paarmal um die Welt, bevor er sich zu Hause mit Pinsel und Palette niederließ. Ich kenne ihn noch von den Kindertagen her und habe ein paarmal mit ihm zu Hause Wanderungen in die Berge gemacht. Wenn ich ihm schreibe und ihn frage, so ist er sicher

dabei.«

»Das klingt annehmbar«, stimmte Hermann zu, »und dann brauchen wir einen, der das Radio übernehmen kann.«

»Radio?!« fragte ich entsetzt. »Was, zum Teufel, sollen wir damit? Das gehört ja gewiß nicht auf ein vorgeschichtliches Floß!«

»Sag das nicht, es ist eine Sicherheitsmaßnahme, die keinerlei Einwirkung auf deine Theorie hat, solange wir nicht SOS aussenden. Und dann brauchen wir Funk, um Wetterbeobachtungen und andere Meldungen weiterzugeben. Sturmwarnungen würden uns ja doch nichts nützen, einmal weil es keine Meldungen für diese Meeresstriche gibt, und selbst wenn es welche gäbe, was würden sie uns auf unserem Floß helfen?«

Seine Argumente erstickten allmählich alle meine Proteste, die vermutlich einer mangelnden Liebe zu Steckkontakten und Drehknöpfen entsprangen.

»Merkwürdig genug«, gab ich zu, »wenn es galt, Verständigung über große Abstände mit winzigen Apparaten zu bekommen, dann habe ich immer die besten Verbindungen gehabt. Ich landete in einer solchen Radioabteilung während des Krieges. Du kennst ja das militärische Prinzip: Jeder Mann auf den Platz, auf den er gehört! Aber ich werde am besten wohl einige Worte an Knut Haugland und Torstein Raaby schreiben.«

»Kennst du sie?«

»Ja. Knut traf ich das erstemal in England 1944. Damals war er bereits vom britischen König ausgezeichnet worden, weil er als Radiotelegrafist beim Sabotageunternehmen gegen die Fabrik des >schweren Wasssers< bei Rjukan mit war. Als ich ihn traf, war er gerade zurückgekommen, nachdem er einen Auftrag in Norwegen erfüllt hatte. Dabei war er von der Gestapo überrascht worden, während er mit einer geheimen Radiostation im Rauchfang der Frauenklinik in Oslo saß. Die Nazis hatten ihn angepeilt, und das ganze Gebäude wurde von deutschen Soldaten umringt. Maschinengewehrposten standen vor jeder Tür. Der Gestapochef Fehmer stand persönlich auf dem Hof und wartete, daß man ihm Knut herunterbringen sollte, aber es waren die eigenen Leute des Gestapochefs, die man herunterbrachte. Knut schoß sich nämlich mit seiner Pistole durch, vom Dachboden herunter bis in den Keller, von dort in den Hinterhof, wo er über die Krankenhausmauer verschwand, einen ganzen Kugelregen hinter sich her. Ich traf ihn auf einer Geheimstation in einem englischen Schloß, wohin er zurückgekommen war, um das unterirdische Zusammenspiel von über hundert Sendestationen innerhalb des deutschbesetzten Norwegen zu organisieren.

Damals war ich gerade erst zum Fallschirmspringer bestimmt worden, und wir planten, miteinander in Nordmarken niederzugehen. Aber gerade damals marschierten die Russen in der Kirkenesgegend ein, und eine kleine norwegische Abteilung wurde von Schottland nach Finnmarken geschickt, hier gleichsam die Operationen vom ganzen russischen Heer zu übernehmen. Dorthin wurde nun ich geschickt. Und dort traf ich Torstein.

In diesen Gegenden oben war der reine Polarwinter, und das Nordlicht züngelte in den Sternenhimmel empor, der sich pechschwarz über uns wölbte, den ganzen Tag lang. Als wir blaugefroren und pelzvermummt in die verkohlte Brandwüstenei nach Finnmarken kamen, da kroch aus einer kleinen Hütte droben in den Bergen ein munterer blauäugiger Riese mit buschigem blondem Haar. Das war Torstein Raaby. Der war zuerst nach England gekommen und auf Kurs gegangen, und darauf war er nach Norwegen in der Tromsögegend hineingeschmuggelt worden. Dort hatte er mit einem kleinen Sender in unmittelbarer Nähe des Kriegsschiffes >Tirpitz< verborgen gelegen, und zehn Monate lang hatte er täglich Berichte über alles, was an Bord vor sich ging, nach England gefunkt. Er sendete seine Meldungen mit Hilfe der Empfängerantenne eines deutschen Offiziers, in die er sich während der Nacht einschaltete. Es waren seine regelmäßigen Berichte, die die britischen Bomber dirigierten, die schließlich der >Tirpitz< den Garaus machten.

Torstein flüchtete nach Schweden und ging von dort nach England zurück und sprang im Fallschirm mit einer neuen Radiostation hinter den deutschen Linien oben in der Gegend von Finnmarken wieder ab. Als die Deutschen sich zurückzogen, fand er sich plötzlich hinter unseren eigenen Linien und kam aus seinem Versteck, um uns mit seinem winzigen Apparat zu helfen, als unsere Hauptstation durch eine Mine kaputtgegangen war. Ich wage zu schwören, daß Knut und Torstein nicht viel Freude daran haben, zu Hause herumzusitzen. Aber bestimmt hätten sie größte Lust zu einer Floßreise.«

»Na schreib und frag«, schlug Hermann vor.

So schrieb ich eben einen kurzen Brief ohne lange hinterhältige Überredungskünste an Erich, Knut und Torstein:

»Reise demnächst auf Floß quer über Pazifik, um meine Theorie zu unterbauen, daß Südseeinseln von Peru aus bevölkert. Kommt ihr mit? Garantiere nichts außer freier Reise nach Peru und Südseeinseln und zurück, und daß eure technischen Kenntnisse dringendst benötigt. Bitte um sofortige Antwort.«

Folgendes Telegramm lief umgehend ein:

»Bin dabei. Torstein.«

Die anderen sagten ebenfalls zu.

Als sechsten Mann setzten wir einen um den anderen auf die Liste, aber immer kam etwas dazwischen. Währenddessen mußten Hermann und ich an das Proviantproblem herangehen. Wir hatten keinerlei Absicht, unterwegs altes Lamafleisch oder getrocknete Kumarakartoffeln zu schlucken, wir hatten ja auch nicht die Absicht zu beweisen, daß wir selbst einmal Indianer waren. Der Sinn unserer Fahrt war, die Qualität des Inkafloßes zu erproben, seine Seetüchtigkeit und Tragfähigkeit, und ob die Elemente es wirklich quer über das Meer nach Polynesien schaukeln würden und dabei Menschen an Bord ließen. Unsere eingeborenen Vorgänger konnten leicht von trockenem Fleisch und Fisch und von gedörrten Kumaras an Bord gelebt haben, da sie sich ja im wesentlichen von denselben Dingen auch an Land ernährten. Während der Reise selbst wollten wir weiterhin untersuchen, ob sie sich frischen Fisch und Regenwasser unterwegs auf dem Meer beschaffen konnten. Als eigene Diät hatte ich mir einfache Feldrationen gedacht, so wie sie uns vom Krieg her nur zu gut bekannt waren.

In diesen Tagen bekam unser Militärattache in Washington einen neuen Herrn zugewiesen. Ich hatte als nächster Untergebener in seiner Kompanie in Finnmarken Dienst gemacht und wußte, daß er ein Feuerkopf war, der mit unbändiger Energie alle Probleme zu Ende führte, die er sich gesetzt hatte. Björn Rörholt gehörte zu jenem vitalen Typ, der sich fehl am Platze fühlt, wenn er sich durch etwas

durchgebissen hat und nicht sofort eine neue Aufgabe vor sich sieht, auf die er sich stürzen kann.

Brieflich weihte ich ihn in die Situation ein und bat ihn, all seinen Spürsinn einzusetzen, um einen Verbindungsmann zum Proviantverwalter der amerikanischen Armee ausfindig zu machen. Unsere Chance war, daß das Laboratorium mit einer neuen Feldverpflegung experimentierte, die wir vielleicht auf dieselbe Weise als Versuchskaninchen erproben konnten wie das neue Rettungsgerät der Luftwaffe.

Zwei Tage später rief uns Björn von Washington an. Er hatte Kontakt mit der »Auswärtigen Abteilung« des amerikanischen Kriegsdepartments bekommen. Dort wollte man gern Näheres wissen. Mit dem ersten Zug fuhren Hermann und ich nach Washington. Wir trafen Björn in seinem Zimmer in der Militärdelegation.

»Ich glaube, daß es gehen wird«, sagte er, »wenn wir bloß von unserem Oberst einen entsprechenden Brief bekommen, werden wir morgen im >Auswärtigen< empfangen.«

Der Oberst war Otto Munthe-Kaas, der norwegische Militärattache. Er war uns günstig gesinnt und gerne bereit, uns ein passendes Empfehlungsschreiben mitzugeben, als er hörte, worum es ging.

Als wir am nächsten Morgen uns den Brief abholen kamen, stand er plötzlich auf und meinte, am besten ginge er gleich selbst mit. In seinem

Auto fuhren wir hinaus zum Pentagon-Gebäude, dem größten Block der Welt, in dem das Kriegsdepartment seine Verwaltungsräume hat. Vorne saßen der Oberst und Björn in voller militärischer Gala, und dahinter saßen Hermann und ich. Wir sahen durch die Scheibe auf das mächtige Pentagonhaus, das vor uns aus dem Boden zu gigantischer Höhe emporschoß. Dieser Riesenbau mit dreißigtausend Angestellten und über fünfundzwanzig Kilometern Korridoren sollte den Rahmen für unsere bevorstehende Floßkonferenz mit den Militarchefs abgeben. Ich mußte mich selbst an der Nase zupfen. Niemals vorher noch nachher war mir und Hermann das winzige Floß so rettungslos nichtig erschienen. Nach endlosen Wanderungen in Korridoren und Seitenkorridoren kamen wir an die Tür der »Auswärtigen Abteilung«, und bald saßen wir, umgeben von glänzenden Uniformen, rund um einen großen Mahagonitisch, an dem der Abteilungschef selbst präsidierte.

Der wohlgebaute und kurz angebundene Offizier, dem man die Militärakademie Westpoint von weitem ansah, hatte zuerst gewisse Schwierigkeiten, den Zusammenhang zwischen dem Kriegsdepartment der USA und unserem Floß richtig zu begreifen, aber die wohlgesetzten Worte unseres Obersten und der günstige Ausfall der

Erkundigen der Offiziere rund um uns (die sich wie ein Sturzbach über mich ergossen) brachten ihn langsam auf unsere Seite, und so las er mit wachsendem Interesse den Brief von der Versuchsstation der Luftwaffe. Dann erhob er sich, gab seinem Stab freie Hand, uns durch die richtigen Kanäle Hilfe zukommen zu lassen, und verließ, indem er uns für den weiteren Verlauf Glück wünschte, gewichtigen Schrittes den Raum.

Als sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, raunte mir ein junger Stabskapitän ins Ohr:

»Ich möchte schwören, Sie kriegen alles, was Sie wollen. Ein bißchen erinnert es doch an eine kleine militärische Operation. Sie glauben nicht, wie wir uns in dem täglichen Bürobetrieb seit dem Frieden nach einer kleinen Abwechslung sehnen! Und außerdem ist es ja wirklich eine prima Gelegenheit, die Ausrüstung planmäßig zu überprüfen.«

Die »Auswärtige Abteilung« arrangierte unverzüglich eine Audienz bei Oberst Lewis in der Versuchsstation des Generalquartiermeisteramtes, und Hermann und ich wurden gleich im Auto hinübergeschickt.

Oberst Lewis war ein gemütlicher Riese von einem Offizier, ein Sportsmann vom Scheitel bis zur Sohle. Unverzüglich rief er die Versuchsleiter der verschiedenen Abteilungen zusammen. Augenblicklich schlugen sie eine Menge von Ausrüstungsgegenständen vor, von denen sie gerne wollten, daß sie ausprobiert würden. Es überstieg unsere kühnsten Hoffnungen, was sie uns hier an irgend Denkbarem aufzählten, von Verpflegungsrationen bis zu Sonnencreme und wasserdichten Schlafsäcken. Sie schleppten uns gleich mit, damit wir einen Blick auf die Sachen tun könnten. Wir kosteten Spezialrationen in handlichen Packungen. Wir probierten Zündhölzer aus, die noch besser brannten, wenn man sie ins Wasser hielt, neumodische Primuskocher und Wassertanks, Gummisäcke und Spezialschuhe, Küchengerät und Klappmesser, kurz alles, was eine Expedition sich nur wünschen konnte.

In den Dschungeln von Ecuador finden wir den Balsabaum. Wir schlagen die größten,entrinden sie nach Indianerart.

Und während wir selbst an Bord hausen, eilt unser Floß aus Balsastämmen mit seiner Bambuslast den Palenquefluß hinunter zum Stillen Ozean.

Oben: Die Teilnehmer der „Kon-Tiki"-Expedition. Von links nach rechts: Knut Haug-land, Bengt Danielsson, der Verfasser, Erik Hesselberg, Torstein Raaby und Hermann Watzinger.

Unten: Die „Kon-Tiki" wird in Peru gebaut. Die Balsastämme werden mit Hanttauen zusammengebunden. Nicht ein Stück Metall wird dabei verwendet.

Ich warf Hermann einen Blick zu. Er sah so erwartungsvoll aus wie ein lieber kleiner Junge, der mit seiner reichen Tante durch ein Schokoladengeschäft geht. Der lange Oberst ging voran und zeigte die verschiedenen Herrlichkeiten, und als wir endlich durch waren, hatte das Stabspersonal bereits alles in Frage Kommende samt der benötigten Menge notiert. Ich hielt also die Schlacht bereits für glücklich gewonnen und verspürte in mir bloß den Drang, möglichst rasch das Hotel zu gewinnen, um mich dort lang zu machen, damit ich endlich in Frieden und Ruhe über den Stand der Dinge nachdenken konnte. Da sagte plötzlich der lange, freundliche Oberst:

»So, und jetzt müssen Sie zum Chef und mit ihm reden, denn er muß uns erlauben, daß wir Ihnen das alles ausfolgen können.«

Das Herz begann mir in die Hosen zu rutschen. Jetzt konnte ich also meinen Sermon wieder von vorn beginnen, und der Himmel allein mochte wissen, von welchem Typ der hiesige Boß war.

Wir fanden, daß der »Boß« ein kleiner, grabesernster Offizier war, der hinter seinem Schreibtisch saß und uns mit scharfen blauen Augen durchbohrte, als wir in sein Büro traten. Er bot uns Sitze an.

»Well, und was wünschen die Herren? « fragte er kurz Oberst Lewis, ohne den Blick aus dem meinen zu lösen.

»Ach, nur eine Kleinigkeit«, beeilte sich Lewis zu versichern und

berichtete von unserem Anliegen in kurzen Zügen, während der Chef geduldig und ohne uns aus dem Auge zu lassen zuhörte.

»Und was können Sie dabei für uns leisten?« fragte der Chef gänzlich unbeeindruckt.

»Well«, sagte Lewis zuvorkommend, »wir hoffen, daß uns die Expedition über den neuen Proviant berichten kann und daß wir erfahren, wie sich die Ausrüstung unter den schwierigen Verhältnissen bewährt, in die sie vermutlich kommt.«

Der grabesernste Offizier lehnte sich in seinem Sessel, noch immer völlig unberührt zurück, ohne seinen Blick von mir zu lassen, und ich fühlte mich meinerseits in den tiefen Ledersessel zurücksinken, als ich seine kühle Antwort hörte:

»Ich sehe in keiner Weise, daß Sie etwas Entsprechendes für uns tun können . . .«

Im Raum wurde es totenstill. Oberst Lewis biß sich auf die Lippe, und keiner von uns sagte ein Wort.

». . . aber«, sagte der Eiskalte plötzlich mit scharfer Betonung, und es kam ein Blitzen in seine Augen, »Mut und Forscherdrang zählen auch. Oberst Lewis, folgen Sie aus!«

Noch saß ich halb benommen im Taxi auf der Rückfahrt zum Hotel, als Hermann neben mir plötzlich zu murmeln und in sich hineinzukichern begann.

»Fehlt dir was?« fragte ich besorgt.

»Nein«, lachte er übermütig heraus, »aber siehst du, ich habe inzwischen ausgerechnet, daß in dem Proviant, den wir bekommen haben, sechshundertvierundachtzig Büchsen mit Ananas sind, und dafür lebe und sterbe ich!«

Tausend Dinge müssen getan werden und alle auf einmal, wenn man sechs Mann mit einem Floß und seiner ganzen Ausrüstung an der peruanischen Küste versammeln will. Wir hatten nur drei Monate Zeit, und leider stand Aladins Wunderlampe nicht zu unserer Verfügung. Mit einer Empfehlung der »Auswärtigen Abteilung« flogen wir nach New York und suchten Professor Behre von der Columbia-Universität auf, der dem Komitee des Kriegsdepartments für Geographische Forschung vorstand. Er drückte auf alle Knöpfe, und im Handumdrehen hatte Hermann all die kostbaren Instrumente und Apparate, die er für seine wissenschaftlichen Messungen brauchte.

Wir flogen nach Washington, um Admiral Glover vom Hydrographischen Institut der Marine aufzusuchen. Der gutgelaunte alte Seelöwe versammelte seine Offiziere, zeigte auf seine große Wandkarte des Pazifiks und stellte Hermann und mich mit den Worten vor:

»Diese jungen Herren beabsichtigen, unsere Seekarten zu korrigieren. Helfen Sie ihnen!«

Im weiteren Verlauf berief Oberst Lumsden auch bei den Engländern eine Zusammenkunft in der britischen Militärkommission in Washington ein, um die Probleme, die uns erwarteten, und die Chancen für einen günstigen Erfolg zu diskutieren. Hier bekamen wir vor allem gute Ratschläge, aber auch eine Auswahl von britischem Gerät, das man von England brachte, damit es auf der Floßfahrt ausprobiert würde. Der britische Sanitätschef war ein eifriger Fürsprecher für ein mysteriöses Haipulver. Wir sollten davon einige Krümel ins Wasser streuen, wenn die Haie zudringlich würden, dann würden sie alle in weitem Umkreis verduften.

»Sir«, fragte ich höflich und besorgt, »können wir uns auch auf dieses Pulver verlassen?«

»Well«, erwiderte der Engländer mit entgegenkommendem Lächeln, »genau das wollen wir ja dabei sehen!«

Wenn die Zeit knapp ist und das Flugzeug den Zug ersetzen muß, das Auto die Füße, dann schrumpft die Brieftasche ein wie ein vertrocknetes Herbarium. Mein Retourbillet nach Norwegen war längst zu Bargeld geworden. Deshalb klopften wir bei unseren Freunden, den Geldgebern in spe, in New York an, um unsere Finanzen zu sanieren. Hier trafen wir auf ungeahnte und finstere Probleme. Der Finanzchef war krank und lag mit Fieber im Bett. Seine zwei Kollegen waren machtlos, bis er wieder in Aktion treten konnte. Sie hielten wohl an unserer finanziellen Abmachung fest, aber vorläufig konnten sie nichts unternehmen. Sie baten uns, die Sache aufzuschieben, eine Bitte, die für uns völlig sinnlos war. Wir konnten gar nicht mehr die zahlreichen Räder anhalten, die wir gerade in Bewegung gesetzt hatten. Wir wurden auf jeden Fall mitgerissen, es war zu spät, stehenzubleiben oder zu bremsen. Unsere Freunde, die Geldgeber, verstanden sich schließlich dazu, die ganze Koalition aufzulösen, damit wir freie Hand bekamen, um rasch und selbständig ohne sie handeln zu können.

So standen wir wieder auf der Straße, die Fäuste in den Hosentaschen.

»Dezember, Januar, Februar«, sagte Hermann.

»Und zur Not auch März«, ergänzte ich, »aber dann müssen wir starten.«

Wenn auch alles schlimm aussah, eines war weiterhin für uns klar: Unsere Fahrt hatte ihren guten Sinn, und wir wünschten uns nicht mit Akrobaten auf eine Stufe zu stellen, die sich in einem hohlen Faß den Niagara hinunterrollen lassen oder auf einer Flaggenstange siebzehn Tage als Säulenheilige hocken bleiben.

»Also keine Hilfe von Kaugummi- und Coca-Cola-Konzernen«, sagte Hermann, und darin waren wir uns zutiefst einig. Norwegische Kronen konnten wir beschaffen, aber damit waren die Probleme auf

unserer Seite des Atlantiks nicht zu lösen. Wir konnten uns um einen Mäzen umschauen, aber es mochte wohl keiner seinen Namen unter eine so umstrittene Theorie setzen. Deshalb wollten wir ja schließlich unsere Floßfahrt unternehmen. Wir fanden bald, daß weder die Presse noch private Spender es wagten, Bargeld in eine Sache zu stecken, die sie selbst im Verein mit allen Versicherungsgesellschaften für eine Selbstmörderpartie ansahen. Aber kamen wir mit heilen Knochen zurück, so war das natürlich eine andere Sache . . .

Es sah wirklich ziemlich finster aus, und viele Tage sichteten wir kein Land. Da tauchte Oberst Munthe-Kaas wieder auf der Bildfläche auf.

»Ja, ja, die jungen Leute haben es nicht leicht! Hier ist ein Scheck, damit ihr einmal anfangen könnt. Ihr könnt mir das Geld ja wiedergeben, wenn ihr von den Südseeinseln heimkommt.«

Der Oberst zog andere mit, und bald hatten wir von privater Seite genug erhalten, um uns weiterzuhelfen, ohne Agenten und ähnliches Volk zu brauchen. Es war Zeit, nach Südamerika zu fliegen und mit dem Floßbau zu beginnen.

Die alten Flöße in Peru sind aus Balsastämmen zusammengesetzt, die in trockenem Zustand leichter als Kork sind. Der Balsabaum wächst auch in Peru, aber nur hinter den Andenketten, so daß die Seefahrer der Inkazeit entlang der Küste nach Ecuador zogen, wo sie ihre enormen Balsastämme ganz unten an der Küste des Stillen Ozeans schlugen. Wir hatten die fromme Absicht, dasselbe zu tun.

Die Reiseprobleme der Gegenwart sind etwas anders als die der Inkazeit. Es ist der Menschheit geglückt, Auto, Flugzeug und Reisebüro zu schaffen, aber um die Sache nicht allzuleicht zu gestalten, haben wir uns auch Dinge angeschafft, die man Landesgrenzen nennt, mit messingbeknöpften Zerberussen, die das Alibi des harmlos Reisenden bezweifeln, sein Gepäck mißhandeln und auch den noch mit gestempelten Formularen ins Knie zwingen, der sonst glücklich hineingeschlüpft wäre. Die Furcht vor diesen Messingbeknöpften bewirkte, daß wir es gar nicht wagten, in Südamerika mit Kisten und Koffern voll merkwürdiger Gegenstände aufzutauchen, den Hut zu lüpfen und höflich in gebrochenem Spanisch um Einlaß zu bitten, um mit einem Floß wieder abzuhauen. Wir wären sicher hinter Schloß und Riegel gelandet.

»Nein«, sagte Hermann, »wir brauchen eine offizielle Einführung.«

Einer unserer Freunde aus dem aufgelösten Finanztriumvirat war Korrespondent bei den UN und nahm uns im Auto dorthin mit. Wir waren mächtig beeindruckt, als wir in den großen Versammlungssaal kamen, wo Männer aller Nationen nebeneinandergeschichtet saßen und in andächtigem Schweigen dem Redestrom eines schwarzhaarigen Russen lauschten, der vor der gigantischen Weltkarte, die die

Rückwand schmückte, gestikulierte.

Unserem Freund, dem Korrespondenten, gelang es in einer kleinen Pause, eines der Delegierten von Peru habhaft zu werden, knapp darauf brachte er auch einen Repräsentanten von Ecuador herbei. In einem tiefen Ledersofa draußen in einem Vorraum lauschten sie interessiert unserem Plan, über das Meer zu fahren, um die Theorie zu stützen, daß ein altes Kulturvolk aus ihrem eigenen Heimatland zuerst die Südseeinseln entdeckt hätte. Beide versprachen, ihre Regierungen zu verständigen, und garantierten uns beste Unterstützung, wenn wir in ihre Heimat kämen.

Trygve Lie, der die Vorhalle passierte, besuchte uns, als er hörte, daß wir Landsleute wären, und jemand schlug vor, er solle uns auf dem Floß begleiten, aber er hatte genug mit den Stürmen an Land zu tun. Der Vizesekretär der UN, Dr. Benjamin Cohen aus Chile, war selbst ein bekannter Amateurarchäologe und gab uns einen Brief an den Präsidenten von Peru mit, der sein persönlicher Freund war.

Im Saal trafen wir auch den Gesandten Norwegens, Wilhelm Morgenstierne, der von da an der Expedition unschätzbare Dienste leistete.

Dann kauften wir zwei Flugkarten und flogen nach Südamerika. Als die vier schweren Motoren einer nach dem anderen zu dröhnen begannen, sanken wir erschöpft in die tiefen Lederpolster zurück. Wir hatten das unsäglich erleichternde Gefühl, daß die erste Phase des Programms überstanden war. Jetzt ging es geradewegs ins Abenteuer.

3. Nach Südamerika

Landung am Äquator. Balsaprobleme. Flug nach Quito. Kopfjäger und Bandidos. Im Jeep über die Anden. In die Dschungeltiefe. In Quevedo. Wir fällen Balsabäume. Auf dem Floß den Palenque-Fluß hinab. Der verlockende Marinehafen. Im Manneministerium in Lima. Beim Präsidenten von Peru. Bengt Danielsson. Von neuem nach Washington. Zwölf Kilo Akten. Hermanns Feuertaufe. Floßbau im Kriegshafen. Wohlmeinende Warnungen vor dem Start. Harte Argumente. Taufe der »»Kon-Tiki« im Jachtclub von Callao. Abschied von Südamerika.

Als das Flugzeug den Äquator passierte, tauchte es schräg durch die milchweiße Wolkendecke, die bisher wie eine blendende Schneefläche in der prallen Sonne unter uns gelegen hatte. Weiße Nebelschwaden zogen an den Fenstern vorbei, bis sie sich wieder auflösten und über uns als Wolken schwebten, während sich unter uns das grüne Dach des wogenden Dschungels zeigte. Wir flogen über die südamerikanische Republik Ecuador und landeten in der tropischen Hafenstadt Guayaquil. Jacke, Weste und den unzeitgemäßen Wintermantel auf dem Arm, krochen wir hinaus in die Treibhauswärme unter plappernde Südländer im Tropenanzug. Plötzlich fühlten wir das Hemd wie nasses Papier am Rücken kleben. Zollbeamte und Einwanderungsoffiziere umringten uns und trugen uns förmlich hinaus in ein Taxi, das uns zu dem besten und auch einzig möglichen Hotel der Stadt brachte, wo wir uns beide aufs rascheste in unsere Badewannen verzogen, um uns flach unter den Kaltwasserhahn zu legen.

Wir waren jetzt glücklich in dem Land, wo die Balsabäume wachsen, um hier die Stämme für unser Floß zu kaufen.

Der erste Tag verging, bis wir uns mit dem Geld auskannten und genügend Spanisch verstanden, um zum Hotel zurückzufinden. Am zweiten Tag wagten wir uns in ständig größer werdenden Kreisen von der Badewanne fort, und als Hermann endlich die Sehnsucht seiner Jugend gestillt hatte, auf eine richtige Palme zu klettern, und ich wie eine lebende Schale von Fruchtsalat herumwandelte, entschlossen wir uns, an den Balsahandel zu schreiten.

Dies war indessen leichter gesagt als getan. Balsa können wir zwar in Mengen kaufen, aber nicht in Form ganzer Bäume, wie wir sie ja brauchten. Die Tage waren längst vorbei, in denen dieses wunderbare Holz leicht erreichbar unten an der Küste gewachsen war. Auch dem hatte der letzte Krieg ein Ende gesetzt. Man hatte die Bäume zu Tausenden gefällt und in die Flugzeugwerke transportiert, weil sie so leicht und luftig waren. Die einzige Stelle, wo sie noch in Mengen wuchsen, war in den Dschungeln im Inneren des Landes, das

bekamen wir überall zu hören.

»So fahren wir hin und schlagen sie uns selbst«, sagten wir.

»Unmöglich«, sagten die Zuständigen. »Die Regenzeit hat bereits eingesetzt, und alle Straßen in den Dschungel sind unpassierbar. Dafür sorgen schon die Wildbäche und der tiefe Schlamm. Brauchen Sie Balsabäume, dann kommen Sie in einem halben Jahr wieder nach Ecuador, da ist die Regenzeit vorüber, und die Straßen ins Land hinein sind wieder abgetrocknet.«

In unserer Not besuchten wir Don Gustavo von Buchwald, den Balsakönig von Ecuador, und Hermann rollte seine Skizze des Floßes auf und gab ihm die Maße der Stämme, die wir brauchten. Der kleine, zaundürre Balsakönig griff eifrig nach dem Telefon und setzte alle seine Agenten in Bewegung. Fast in jedem Sägewerk gab es Planken, leichte Bretter und vereinzelte kurze Stümpfe, aber nicht einen einzigen für uns brauchbaren Stamm. In Don Gustavos eigenem Lager befanden sich zwei große trockene Stämme, aber damit kamen wir nicht weit. Es wurde deutlich, die Jagd war umsonst. Aber Don Gustavo gab uns doch einen Hinweis.

»Ich habe einen Bruder, der eine große Balsaplantage besitzt. Er heißt Don Federico und wohnt in Quevedo, einem kleinen Dschungelnest mitten im Lande. Er kann Ihnen alles beschaffen, was Sie brauchen, sobald wir mit ihm nach der Regenzeit Verbindung bekommen. Jetzt aber ist es sinnlos wegen des Dschungelregens.«

Und wenn Don Gustavo sagte, daß es sinnlos war, so war es auch sinnlos für alle Balsakundigen in Ecuador. So standen wir in Guayaquil, ohne die Stämme für das Floß und ohne die Möglichkeit, selbst hinzufahren und die Stämme vor Ablauf vieler Monate zu schlagen, dann, wenn es bereits zu spät war.

»Die Zeit ist knapp«, sagte Hermann.

»Und Balsa müssen wir haben«, fügte ich hinzu. »Das Floß muß eine genaue Kopie sein, sonst haben wir keine Garantie, lebend aus der Sache herauszukommen.«

Im Hotel bekamen wir eine kleine Schulkarte mit grünem Dschungel, braunen Bergen und rotumringelten Orten. Sie verriet uns, daß der Urwald sich ununterbrochen vom Stillen Ozean bis an den Fuß der himmelhohen Anden erstreckte. Mir kam eine Idee. Es war sichtlich unmöglich, jetzt aus dem Küstenstrich durch den Dschungel zu den Balsabäumen zu gelangen, aber wie wäre es, wenn man von der anderen Seite, von den kahlen Flanken der Andenketten in das Innere des Dschungels hinabstieg? Hier bestand eine Möglichkeit, die einzige, die wir entdecken konnten.

Draußen am Flugplatz lag eine kleine Lastenmaschine. Man war gern bereit, uns mit nach Quito hinaufzunehmen, der Hauptstadt dieses merkwürdigen Landes, die hoch oben auf dem Andenplateau

liegt, dreitausend Meter über dem Meeresspiegel. Zwischen Kisten und Möbeln durchblickend, erhaschten wir einzelne Ausschnitte von grünem Dschungel und blitzenden Wasserläufen, bevor wir in den Wolken verschwanden. Als wir daraus hervortauchten, lag das Tiefland unter einem endlosen Meer von wogenden Schwaden verborgen. Vor uns aber türmten sich kahle Hänge und nackte Bergspitzen aus dem Nebelmeer empor und ragten in einen strahlenden, tiefblauen Himmel.

Wie mit einem unsichtbaren Aufzug hob sich das Flugzeug über die Ketten. Trotz des Klimas und obwohl der Äquator in unserem Gesichtskreis war, hatten wir schließlich schimmernde Schneefelder unter uns. Geschickt glitt das Flugzeug zwischen den Gipfeln hindurch und kam über ein saftiges, frühlingsgrünes Hochgebirgsplateau, wo wir in unmittelbarer Nähe einer der eigenartigsten Hauptstädte der Welt landeten.

Von Quitos über 200 000 Einwohnern sind die allermeisten mehr oder minder reinblütige Bergindianer, denn Quito war schon lange, bevor Kolumbus Amerika erreichte, die Hauptstadt ihrer Vorväter. Uralte Klöster mit unfaßbar reichen Kunstschätzen prägen das Bild der Stadt. Sie und andere prachtvolle Bauwerke der Spanierzeit überragen weitaus die niedrigen Dächer der nach dem Gebrauch des Landes aus großen Blöcken erbauten und mit Lehm verschmierten Indianerhütten. Ein Labyrinth gewundener Gänge zieht sich zwischen ihnen hin, und hier trafen wir ein lebendiges Gewimmel von Bergindianern in rotbunten Mänteln mit großen, selbstgemachten Hüten. Viele waren mit ihren Packeseln auf dem Weg zum Markt. Andere kauerten an den Häusern und dösten in der Sonne. Mit halber Fahrt und unter ständigem Hupen gelang es manchmal primitiven Autos, in denen weißgekleidete Aristokraten spanischer Herkunft saßen, sich in den schmalen Durchgängen zwischen Kindern, Eseln und barfüßigen Indianern ihren Weg zu bahnen. Die Luft hier auf dem Hochplateau war so leuchtend kristallklar, daß die Berge ringsum unmittelbar hinter den Häusern aufzuragen schienen und dadurch noch dazu beitrugen, diese Atmosphäre des Unwirklichen und Jenseitigen zu erhöhen.

Unser Freund vom Lastenflugzeug, Jörge, mit dem Zunamen »der spinnende Pilot«, gehörte zu einem der alten spanischen Geschlechter Quitos. Er brachte uns in einem altertümlichen und gemütlichen Hotel unter, von wo er teils mit, teils ohne uns loszog, um uns eine sichere Reisemöglichkeit über die Berge in den Quevedo-Dschungel zu verschaffen. Am Abend trafen wir uns in einem alten spanischen Cafe. Jörge steckte voll schlechter Neuigkeiten. Wir sollten uns den Gedanken an Quevedo ja aus dem Kopf schlagen. Es wären weder Fahrer noch Fahrzeuge aufzutreiben, die uns über die Berge hinunter

mitnehmen wollten, noch weniger aber in den Dschungel hinein, wo der Regen bereits begonnen hatte und wo sofort ein Überfall drohte, wenn man sich im Schlamm festfuhr. Erst im letzten Jahr war eine Patrouille von zehn amerikanischen Ölingenieuren, von vergifteten Pfeilen getroffen, im östlichen Teil des Landes gefunden worden. Besonders dort gab es noch genug Waldindianer, die splitternackt den Urwald durchzogen und mit vergifteten Pfeilen auf Jagd gingen.

»Es gibt noch Kopfjäger darunter!« sagte Jörge mit hohler Stimme, als er sah, daß sich Hermann unangefochten mit noch mehr Beefsteak und Rotwein versah.

»Sie glauben wohl, ich übertreibe«, setzte er geheimnisvoll hinzu, »aber trotz aller strengen Verbote gibt es noch genug Leute, die davon leben, eingeschrumpfte Menschenköpfe zu verkaufen. Es ist leider nicht möglich, das zu kontrollieren. So kommt es fast täglich vor, daß die Waldindianer ihren Feinden unter den anderen umherziehenden Stämmen den Kopf abschneiden. Sie zertrümmern und entfernen die Schädelknochen und füllen die leere Haut mit glühheißem Sand, so daß der Zeitgenosse einschrumpft, ohne dabei seine Form und seine Gesichtszüge zu verlieren, bis er nur mehr die Größe eines Katzenkopfes hat. Solche eingeschrumpfte Feindesköpfe waren einmal kostbare Trophäen, jetzt sind sie eine seltene Schmugglerware. Zwischenmänner unter den Halbblutindianern sorgen dafür, daß sie bei den Aufkäufern unten an der Küste landen, die sie den Touristen zu schwindelnden Preisen verkaufen.«

Jörge sah uns triumphierend an. Wenn er jetzt noch gewußt hätte, daß Hermann und ich am selben Tag in ein Vorhaus gezogen worden waren, wo man uns zwei solcher Köpfe um 1000 Sucres das Stück angeboten hatte! Heutzutage sind solche Schädel oft Fälschungen, die aus Affenköpfen hergestellt werden. Aber die beiden angebotenen waren sicher echte Köpfe von Vollblutindianern und so naturgetreu, daß jeder einzelne kleine Zug bewahrt schien. Es waren die Schädel eines Mannes und einer Frau, beide so groß wie Apfelsinen. Den ihren konnte man sogar schön nennen, wenn auch nur die Augenwimpern und das lange schwarze Haar ihre natürlichen Maße bewahrt hatten. Mir graute jetzt noch, wenn ich daran dachte, aber laut äußerte ich meinen Zweifel, daß es Kopfjäger im Westen der Berge gäbe.

»Kann man nie wissen«, sagte Jörge düster. »Was würden Sie sagen, wenn ein guter Freund von Ihnen verschwunden wäre, und sein Kopf käme in Miniatur auf den Markt? Das geschah mir einmal mit einem meiner Freunde«, fügte er hinzu und blickte mich starr an.

»Erzählen Sie doch«, sagte Hermann und kaute langsam und ohne besonderen Appetit an seinem Beefsteak.

Ich legte die Gabel vorsichtig zur Seite, als Jörge begann: Er lebte

einmal mit seiner Frau auf einem entlegenen Posten im Dschungel, wo er Gold wusch und den Gewinn der anderen Goldwäscher aufkaufte. Die Familie hatte damals einen eingeborenen Freund, der regelmäßig mit seinem Gold kam, um es gegen Handelsware einzutauschen. Eines schönen Tages wurde der Freund im Dschungel umgebracht. Jörge spürte den Mörder auf und wollte ihn zur Strafe erschießen. Nun war aber der Mörder einer von denen, die im Verdacht standen, eingeschrumpfte Menschenköpfe zu verkaufen. So versprach Jörge ihm das Leben, wenn er ihm augenblicklich den Schädel auslieferte. Sofort kam der Indianer mit dem Kopf von Jörges Freund, der allerdings nur noch faustgroß war. Jörge war sehr gerührt, seinen Freund so wiederzusehen, denn er war ganz unverändert, natürlich davon abgesehen, daß er etwas kleiner geworden war. Bewegt nahm er das winzige Haupt entgegen und brachte es seiner Frau nach Hause. Die fiel in Ohnmacht als sie es sah, so daß Jörge seinen Freund in einen Koffer verschwinden lassen mußte. Nun war es jedoch im Dschungel so feucht, daß ganze Bärte von grünem Schimmel auf dem Schädel wuchsen, und so mußte Jörge ihn ab und zu hervorholen und an der Sonne trocknen. Hier hing er dann für eine Weile und pendelte an seinen langen Haaren. Seiner Gattin wurde es jedesmal übel, wenn sie ihn zu sehen bekam. Eines schönen Tages allerdings fraß sich eine Maus in den Koffer und richtete den armen Freund übel her. Das war nun ein großer Schmerz für Jörge, der ihn alsdann mit allem erforderlichen Zeremoniell in einem winzig kleinen Loch am Flugplatz feierlich begrub. »Denn er war ja schließlich doch einmal ein menschliches Wesen«, schloß Jörge.

»Gesegnete Mahlzeit!« sagte ich.

Als wir im Nachtdunkel nach Hause gingen, plagte mich die unbehagliche Vorstellung, daß Hermanns Hut ihm furchtbar weit über die Ohren hinge. Aber vielleicht hatte er ihn nur wegen des kühlen Nachtwindes, der von den Anden herabwehte, so weit herabgezogen.

Am nächsten Tag saßen wir bei unserem Generalkonsul Bryhn und seiner Frau unter den Eukalyptusbäumen draußen auf deren großer Hazienda vor der Stadt. Bryhn glaubte zwar kaum, daß wir auf unserer geplanten Dschungeltour nach Quevedo zu einer so drastischen Veränderung unserer Hutnummer genötigt würden, aber man konnte schließlich nie wissen! Es gab genug Räuber in den Gegenden, wohin wir zu fahren gedachten. Der Generalkonsul hatte aus den Lokalblättern Mitteilungen ausgeschnitten, die verkündeten, daß in der Trockenzeit Soldaten ausgeschickt werden sollten, um die Bandidos auszurotten, die sich in der Gegend um Quevedo aufhielten. Dorthin zu reisen, wäre der reinste Wahnsinn, meinte er, und wir würden auch niemals Führer und Unterstützung für die Tour bekommen. Im Verlauf des Gesprächs sahen wir aber einen Jeep von

der amerikanischen Militärdelegation draußen auf der Straße vorbeijagen, und im selben Augenblick hatten wir auch schon einen Plan gefaßt. Lebhaft vom Generalkonsul bedauert, begaben wir uns auf die amerikanische Gesandtschaft, wo es uns gelang, zum Militärattache persönlich vorzudringen. Der war ein schlanker, geschmeidiger junger Mann in Khaki und Reitstiefeln, der uns lachend fragte, wie wir uns in die Gipfel der Anden verirrt hätten, während die Lokalblätter von uns behaupteten, wir wollten mit einem Floß in See stechen.

Wir erklärten ihm nun, unser Floß stecke vorläufig noch mit seinen Wurzeln im Quevedo-Dschungel, und wir säßen nun hier auf dem Dach des Kontinents und könnten es nicht erreichen. Wir forderten daher den Militärattache auf, uns unverzüglich entweder ein Flugzeug und zwei Fallschirme oder einen Jeep und einen Chauffeur mit Ortskenntnissen zu borgen. Der Militärattache war zuerst ganz verdutzt über unsere Frechheit, dann ließ er sich die Geschichte durch den Kopf gehen und sagte mit einem Lächeln: »All right!« Nachdem wir ihm keine dritte Alternative geben wollten, zöge er es vor, die zweite zu wählen.

Ein Viertel über fünf am nächsten Morgen rollte ein Jeep vor unseren Hoteleingang, und ein ecuadorischer Ingenieurkapitän sprang heraus ins Dunkel und meldete sich zu Diensten. Er hatte - Schlamm hin, Schlamm her - den Befehl, uns nach Quevedo zu fahren. Der Jeep war mit Benzinkannen vollgestopft, denn es gab kaum Radspuren, geschweige denn Tankstellen längs des ganzen Weges, den wir fahren wollten. Auf Grund der Meldungen über die Bandidos war unser neuer Freund, der Kapitän Agurto Alexis Alvarez, bis zu den Zähnen mit Dolchen und Schießeisen bewaffnet. Nun waren wir jedoch ganz friedfertig ins Land gekommen, in Jacke und Schlips, um für gutes Geld unten an der Küste Stämme zu kaufen, so daß unsere ganze Ausrüstung an Bord des Jeeps nur aus einem wasserdichten Kleidersack bestand, abgesehen davon, daß wir in aller Eile uns noch eine gebrauchte Kamera und jeder die unumgängliche Khakihose beschafft hatten. Darüber hinaus hatte uns dann der Generalkonsul noch seine schweren Parabellum Revolver angehängt samt reichlicher Munition, um alles auszurotten, was unseren Weg kreuzen sollte.

So sauste denn der Jeep los durch die menschenleeren, engen und winkligen Durchgänge, und das Mondlicht leuchtete spukhaft auf den weißgekalkten Adobewänden. Schließlich kamen wir aufs offene Land hinaus, wo wir in rasender Fahrt einen guten Sandweg nach Süden auf die Bergketten zu verfolgten.

Der Weg blieb gut über den ganzen Höhenzug bis zu dem Bergdorf Latakunga, wo sich auf einer mit Palmen bestandenen Ebene fensterlose Indianerhäuser wie blind um eine weißgekalkte Kirche

scharten. Hier bogen wir in einen Saumpfad ein, der sich mit vielen Windungen nach Westen über Berg und Tal in die Andenketten hineinschlängelte. Wir kamen in eine Welt, die zu erleben wir uns nie hätten träumen lassen. Es war die ureigenste Welt der Bergindiander, ein Märchenland jenseits von Zeit und Raum. Auf der ganzen Fahrt sahen wir weder Wagen noch Rad. Bloßfüßige Hirten, die, in farbenreiche Ponchos gehüllt, verwirrte Herden von steifbeinigen, würdigen Lamas vor sich hertrieben, stellten den ganzen Verkehr dar. Manchmal kamen auch Indianer familienweise die Straße entlang. Der Mann ritt meist selbstherrlich auf einem Maultier voraus, während seine kleine Frau mit ihrer ganzen Sammlung von Hüten auf dem Kopf und dem Jüngsten der Familie auf dem Rücken hinterhertrippelte und dabei unterm Gehen noch mit flinken Fingern Wolle spann. Hinterdrein trotteten bedächtig Esel und Maultiere, beladen mit Flechtwerk, Binsen und Töpferwaren.

Je länger wir fuhren, desto weniger Indianer verstanden Spanisch, und bald waren Agurtos Sprachkenntnisse ebenso nutzlos wie unsere eigenen. Hie und da lag eine Schar von Hütten oben auf den Bergen. Nur noch selten waren sie aus Lehm gebaut und häufig und immer häufiger aus Büscheln von getrocknetem Gras zusammengesetzt. Es schien, als seien sowohl die Hütten als auch das braungebrannte, zerknitterte Volk, das sie bewohnte, derselben Erde entwachsen, dem kargen Andenboden, auf dem die Bergsonne glühte. Sie gehörten zu Erde und Fels, so natürlich wie die Pflanzen selbst. Arm an irdischen Gütern und klein von Wuchs, haben die Bergindianer die zähe Gesundheit des Wildes und den wachen Kindersinn der Naturmenschen. Je weniger sie mit uns sprechen konnten, desto fröhlicher lachten sie uns an. Strahlende Augen und schneeweiße Zähne leuchteten uns aus allen Gesichtern, die wir sahen, entgegen. Nichts erinnerte daran, daß ein weißer Mann in diesen Gegenden je Geld verloren oder verdient hatte. Hier gab es weder Reklameschilder noch Wegweiser, und wenn wir eine Blechbüchse oder einen Fetzen Papier an den Straßenrand warfen, so wurden sie gleich als brauchbares Hausgerät aufgesammelt.

Wir fuhren über sonnenverbrannte Hänge ohne Busch oder Baum und wieder hinunter in Täler mit Wüstensand und Kakteen, bis wir noch höher kletterten und schließlich den obersten Kamm erreichten. Schneefelder umgaben uns, und der Wind war so beißend kalt, daß wir, wollten wir nicht zu Eiszapfen erstarren, die Fahrt verlangsamen mußten. So saßen wir frierend in unseren Hemden und sehnten uns nach der Dschungelwärme. Aber wir mußten noch lange Strecken fahren, an den Kämmen entlang, über Steilhänge und Grasflecken, und immer wieder nach der nächsten Wegspur suchen. Als wir dann den Westabfall erreichten, wo die Andenkette unvermittelt hinab ins

Tiefland stürzt, da war ein schmaler Saumpfad entlang der Abhänge in den brüchigen, lockeren Fels hineingeschlagen, und Schluchten und Abgründe umgaben uns allerorten. Wir setzten unser ganzes Vertrauen auf unseren Freund Agurto, der aussah, als würde er jeden Augenblick über dem Steuerrad einnicken. An allen Abgründen nahm er grundsätzlich die äußere Bahn. Plötzlich fuhr uns ein mächtiger Windstoß entgegen. Wir hatten den äußersten Höhenzug des Andenrückens erreicht, an dem der Fels in steilen Wänden abbricht, senkrecht hinunter in die Dschungeltiefe, die wir in einem bodenlosen Abgrund, viertausend Meter unter uns, ahnten. Aber wir wurden um den schwindelnden Ausblick über das Dschungelmeer betrogen, denn als wir den Abgrund erreichten, wälzten sich eben dicke Wolkenbänke herauf wie Dampf aus einem Hexenkessel. Dafür ging es nun ungehindert hinunter in die Tiefe, ständig bergab in steilen Kurven, an Schneiden und Graten entlang. Dabei wurde die Luft feuchter und wärmer und sättigte sich immer mehr mit dem schweren und erschlaffenden Treibhausdunst aus der Dschungelwelt da unten.

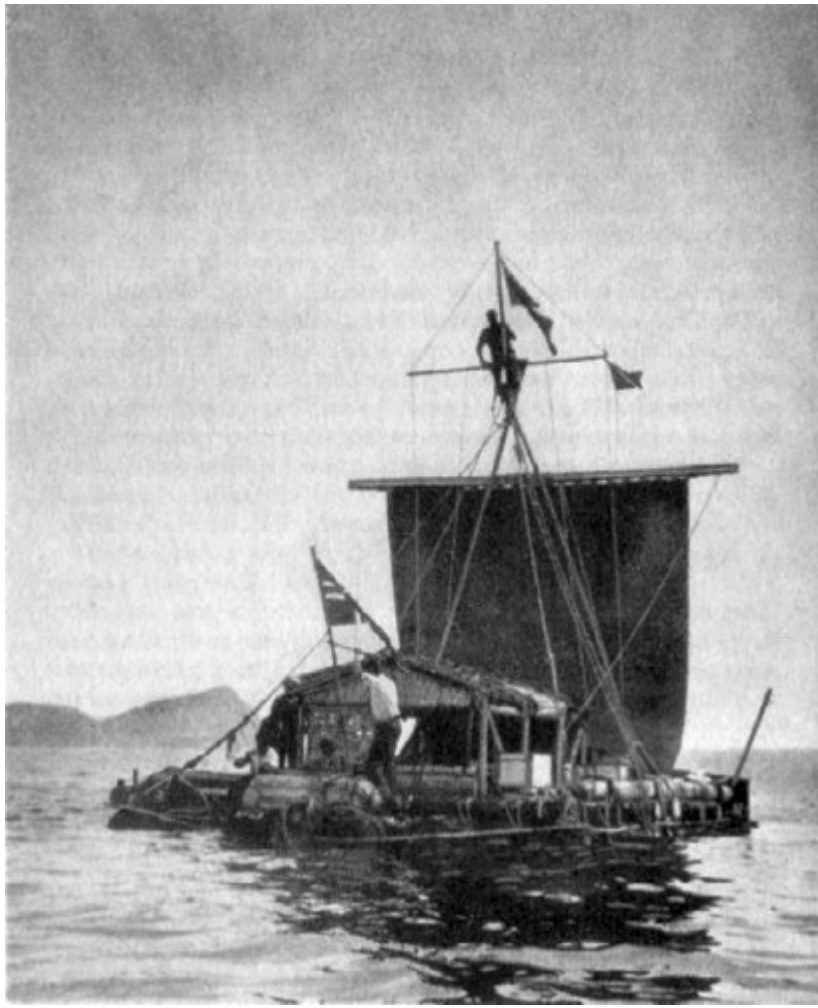
Dann begann der Regen, zuerst langsam, aber bald stürzte er nur so herunter und schlug mit Trommelschlagen auf den Jeep. Das Schokoladewasser rann bald rund um uns auf allen Seiten den Abhang hinunter. Wir flossen förmlich mit hinab. Von den trockenen und kahlen Bergflanken hinter uns kamen wir in eine andere Welt, wo Stock und Stein und Lehmwände überquollen von Moos und grünen Pflanzen. Blätter schossen nur so in die Luft. Bald wurden sie zu mächtigen Riesenfächern, die wie grüne Regenschirme tropfnaß über den Berg hinaushingen. Dann kamen die ersten gebrechlichen Vorposten des Dschungels, behängt mit schweren Moosfransen, Bärten und Schlingpflanzen. Und über alles gluckste und rauschte es dahin. Wegspuren waren kaum noch zu sehen. Eine Armee von grünen Riesengewächsen wälzte sich uns entgegen und verschluckte den winzigen Jeep, der nur mehr langsam auf dem schlammerfüllten Weg weiterplatschte. Jetzt waren wir im Dschungel, und die Luft war beklemmend und gesättigt mit Pflanzenduft.

Als die Dunkelheit einbrach, erreichten wir eine Gruppe von palmengedeckten Hütten. Klatschnaß vom warmen Wasser, versorgten wir den Jeep unter einem trockenen Dach. Was unsere armen Körper in der Nacht an stechenden Schmarotzern sammelten, ertrank erfreulicher weise am nächsten Tag wieder im Regen. Den Jeep mit Bananen und Südfrüchten beladen, ging es weiter durch den Dschungel, tiefer und tiefer hinunter, unserer Meinung zum Trotz, daß wir schon längst am Grunde der Tiefe sein mußten. Der Schlamm wurde immer arger, aber das bekümmerte uns nicht, und die Räuber hielten sich in unbekanntem Abstand.

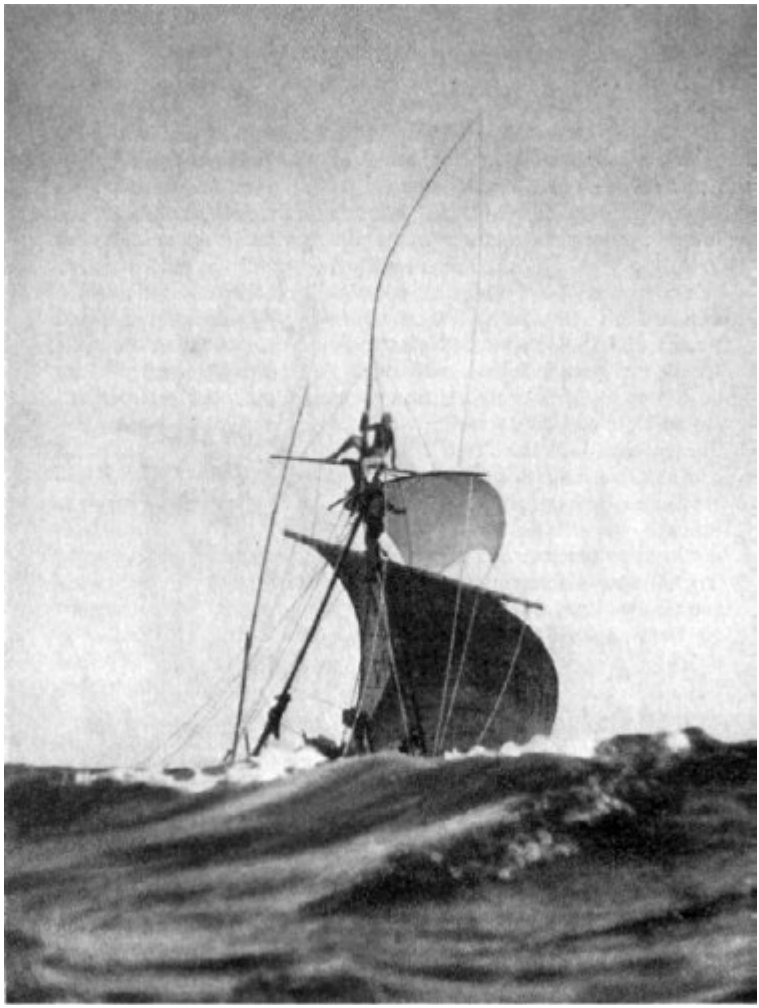
Erst als der Weg durch einen breiten Fluß versperrt war, der sein

lehmiges Wasser durch den Dschungel walzte, mußte der Jeep kapitulieren. Hier saßen wir nun fest und konnten nach keiner Richtung am Strombett entlangfahren. Auf einer Rodung fanden wir schließlich eine Hütte, an deren Sonnenseite soeben einige Halbblutindianer ein Jaguarfell ausspannten. Daneben taten sich Hunde und Hühner an Kakaobohnen gütlich, die zum Trocknen ausgebreitet waren. Als der Jeep herankroch, kam Leben ins Bild. Alles lief zusammen, und ein paar Leute, die Spanisch sprachen, erklärten uns, daß wir am Palenque-Fluß standen, und daß Quevedo gleich auf der anderen Seite lag. Es gab keine Brücke hier, und der Wasserlauf war reißend und tief. Die Indianer aber waren gerne bereit, uns und den Jeep auf einem Floß überzusetzen. Am Ufer drunten lag das Weltwunder. Armdicke Stämme waren mit Bambus und Pflanzenfasern zu einer Art Floß zusammengebunden, doppelt so lang und so breit wie unser Jeep. Eine Planke unter jedem Rad, und mit angehaltenem Atem fuhren wir den Jeep hinaus auf das Balkenwerk. Wenngleich die meisten Balken im Schlammwasser untertauchten, so trugen sie dennoch den Jeep und uns und noch vier halbnackte Schokoladenmänner, die uns mit langen Stangen hinausstakten.

»Balsa?« fragten Hermann und ich wie aus einem Munde.



Die „Kon-Tiki" klar zum Start im Hafen von Callao. Als getreue Kopie der historischen Indianerfahrzeuge, die den Stillen Ozean vor der Küste von Peru und Ecuador befahren haben, ist das Floß mit einer offenen Bambushütte am Achterdeck und einem Raasegel zwischen zwei zusammengebundenen Masten ausgestattet. Wir tauften es zu Ehren des Sonnengottes auf den Namen „Kon-Tiki".



Mit vollen Segeln auf schwerer See. Wir haben eine bittere Lehrzeit draußen im Humboldtstrom. Die letzten Meister im Floßsegeln, die es uns hätten lehren können, sind ja schon seit vielen hundert Jahren tot.

»Balsa«, nickte einer von den Kerlen und gab den Stämmen respektlos einen Fußtritt.

Die Strömung ergriff uns und wirbelte uns den Fluß hinunter, während die Leute an den richtigen Stellen stakten und so das Floß in Kurs hielten, schräg über den Strom hinüber und in das stillere Wasser auf der anderen Seite hinein. Das war unsere erste Begegnung mit dem Balsaholz und unsere erste Fahrt auf einem Balsafloß.

Am anderen Ufer zogen wir das Floß an Land und fuhren triumphierend in Quevedo ein. Zwei Reihen von geteerten Holzhäusern mit bewegungslosen Geiern auf den Palmendächern bildeten eine Art Straße, die die ganze Ortschaft ausmachte. Die Bevölkerung ließ alles, was sie in Händen hatte, liegen und stehen,

und Schwarze und Braune, Junge und Alte quollen förmlich aus Türen und Fenstern. Wie ein reißender Strom von tausend plappernden Zungen wälzten sie sich dem Jeep entgegen und hängten sich wie die Kletten auf allen Seiten an ihn. Während wir verzweifelt unser irdisches Eigentum zusammenhielten und Aguarto heroisch um das Steuer kämpfte, ging unserem Jeep die Luft aus, und er sank pfeifend in die Knie. Wir waren in Quevedo angekommen und mußten die Empfangsumarmung aushalten.

Don Federicos Plantage lag noch ein Stück weiter den Fluß hinunter. Als der Jeep mit Agurto, Hermann und mir entlang einem Wege zwischen Mangobäumen in den Hof hineingehumpelt kam, lief uns der kleine, zaundürre Dschungelbewohner mit seinem Neffen Angel schon in raschen Sprüngen entgegen. Angel war noch ein Bub und hauste mit dem Alten zusammen hier in der Einsamkeit. Wir überbrachten Grüße von Don Gustavo, und bald stand der Jeep allein auf dem Hofplatz, während ein neuer Tropenregenschauer über den Dschungel niederprasselte. Für uns aber gab es ein Fest im Bungalow Don Federicos, bei dem Spanferkel und junge Hühner über dem offenen Feuer brieten, während wir um überquellende Schalen mit Südfrüchten saßen und unser Anliegen vorbrachten. Der Dschungelregen, der draußen niederging, sandte eine warme, süße Mischung von Blumenduft und Moder durch die Fensteröffnung herein.

Don Federico war lebhaft wie ein kleiner Bub. Ja, Balsaflöße habe er schon seit seinen ersten Hosen gekannt, sagte er. Vor fünfzig Jahren, als er unten am Meere wohnte, kamen die Indianer von Peru noch immer auf großen Balsaflößen die Küste heraufgesegelt, um in Guayaquil Fische zu verkaufen. Sie konnten ein paar Tonnen getrockneten Fisch in einer Bambushütte mitten auf dem Floß mitbringen, oder sie hatten Frauen und Kinder, Hunde und Hühner an Bord. So große Balsabäume, wie sie damals zu den Flößen verwendet hatten, würden jetzt allerdings im Regen nur schwer zu finden sein. Schlamm und Überschwemmung hatten bereits die Balsaplantage oben in den Bergen selbst zu Pferde unzugänglich gemacht. Aber Don Federico würde sein Bestes tun. Vielleicht wuchsen noch einzelne Bäume wild im Wald, näher am Bungalow. Wir brauchten ja nicht viele.

Abends hörte der Regen einen Augenblick auf, und wir machten einen kleinen Ausflug unter die nächsten Mangobäume. Hier hatte Don Federico die verschiedensten wilden Orchideen von den Ästen niederhängen, in halbe Kokosschalen wie in Blumentöpfen gepflanzt. Im Gegensatz zu den kultivierten Orchideen kam ein wunderbarer Duft von diesen seltenen Pflanzen, und Hermann beugte sich herunter, um sein Nase in eine hineinzustecken, als etwas Langes, Dünnes und

Glitzerndes sich aus dem Laubwerk über ihm herauswand. Wie ein Blitz fuhr ein Peitschenschlag Angels dazwischen, und eine Schlange fiel zuckend zu Boden. Im nächsten Augenblick war sie mit einer Astgabel über den Nacken an die Erde geheftet und ihr der Kopf zerschlagen.

»Tödlich«, sagte Angel und entblößte die krummen Giftzähne, um zu zeigen, was er meinte.

Nun sahen wir allerorten Giftschlangen im Laubwerk lauern. Angels Trophäe leblos über einen Stecken gehängt, traten wir den Rückzug ins Haus an. Hermann begann das grüne Scheusal abzuhäuten, und Don Federico erzählte reine Gespenstergeschichten von Giftschlangen und Riesenschlangen, so dick wie Suppentöpfe. Plötzlich erblickten wir an der Wand die Schatten zweier enormer Skorpione, die sich dort wie richtiggehende Hummer ausnahmen. Sie stürzten sich aufeinander und trugen mit ihren Scheren einen tödlichen Kampf aus, während sie den krummen Giftstachel am Ende des Unterleibes zum Todesstoß erhoben. Es war ein unsympathischer Anblick, und erst als wir die Paraffinlampe hoben, sahen wir, daß zwei gewöhnliche Skorpione diese übernatürlichen Riesenschatten hervorgerufen hatten, die auf der Kante der Kommode im Kampf lagen.

»Laßt sie nur in Ruhe«, lachte Don Federico, »der eine bringt schon den anderen um, und den überlebenden dulden wir im Haus. Er muß uns die Kakerlaken vom Hals halten. Aber schließt ja das Moskitonetz dicht um das Bett und schüttelt die Kleider aus, bevor ihr sie anzieht, dann seid ihr sicher. Ich wurde schon viele Male von Skorpionen gestochen und bin noch immer nicht tot.«

So schlief ich dann auch gut und erwachte nur dann und wann mit dem Gedanken an giftige Stiche, wenn Vierbeiner oder Fledermäuse allzu beunruhigend an meinem Kopfende zirpten und kratzten.

Am nächsten Morgen standen wir zeitig auf, um auf die Jagd nach Balsabäumen zu gehen.

»Es ist von Vorteil, die Kleider auszuschütteln«, sagte Agurto, gleichzeitig fiel ein Skorpion aus seinem Hemdärmel und verschwand in einer Bodenritze.

Kurz nach Sonnenaufgang sandte Don Federico seine Männer hoch zu Roß in alle Richtungen, um nach zugänglichen Balsabäumen entlang der Wege zu suchen. Unsere eigene Patrouille bestand aus Don Federico, Hermann und mir. Wir fanden auch bald auf einer offenen Stelle einen alten Riesenbaum, der Don Federico bekannt war. Der reichte weit über alle Bäume im Umkreis hinaus und maß seine drei Fuß im Querschnitt. Nach gut polynesischer Sitte tauften wir den Baum, bevor wir Hand an ihn legten. Wir gaben ihm den Namen »Ku«

nach einer polynesischen Gottheit amerikanischer Herkunft. Dann schwangen wir das Beil und trieben es in den Stamm, daß es durch den Urwald hallte. Aber einen saftstrotzenden Balsabaum zu fällen, war eine Hundearbeit. Das Holz federte, als würde man mit einem stumpfen Beil auf Kork schlagen. Die Axt prellte förmlich zurück, und ich hatte noch nicht allzuviel Hiebe getan, als Hermann mich schon ablösen mußte. So wanderte das Beil zwischen uns hin und her, während die Splitter flogen und der Schweiß in der Dschungelhitze nur so floß. »Ku« stand hinaus in die Luft wie ein Hahn auf einem Bein und zitterte unter den Schlägen. Bald schwankte er und brach schwer über den Wald herein, während in weitem Umkreis große Äste und kleine Bäume in den Fall des Riesen mit hineingezogen wurden. Wir entästeten den Stamm und begannen die Rinde Zickzack auf Indianermanier zu entfernen, als Hermann plötzlich das Beil fahren ließ und in die Luft sprang wie in einem polynesischen Kriegstanz, die Hand auf seinen Schenkel gedrückt. Aus dem Hosenbein fiel ein glänzendes Insekt, groß wie ein Skorpion mit einem langen Giftstachel am Ende. Das Biest mußte eine Schale wie ein Hummer haben, denn es war fast unmöglich, es am Boden zu zertreten.

»Ein Kongo«, erklärte Don Federico bedauernd, »das kleine Schwein ist schlimmer als ein Skorpion, aber nicht gefährlich für einen gesunden Mann.«

Hermann war einige Tage lang mürb und steif. Aber er konnte doch mit uns auf Jagd nach weiteren Balsariesen zu Pferd die Dschungelwege entlanggaloppieren. Ab und zu hörten wir Knacken und Brechen, ein dumpfes Dröhnen weiter drinnen im Urwald. Don Federico nickte zufrieden. Das waren seine Halbblutindianer, die einen neuen Balsariesen für das Floß gefällt hatten. Und in einer Woche waren »Ku« die Bäume »Kane«, »Kama«, »Ilo«, »Mauri«, »Ra«, »Rangi«, »Papa«, »Taranga«, »Kura«, »Kukara« und »Hiti« nachgefolgt, zusammen zwölf mächtige Balsariesen, alle getauft zu Ehren der polynesischen Sagenfiguren, deren Namen einmal mit Tiki von Peru übers Meer gebracht worden waren. Saftglänzend wurden die Stämme durch den Dschungel gezogen, zuerst von Pferden und das letzte Stück von Don Gustavos Traktor, der sie bis an die Uferböschung vor dem Bungalow brachte.

So voller Saft waren die Stämme keineswegs leicht wie Kork. Jeder wog sicher eine Tonne, und wir erwarteten mit großer Spannung, wie sie im Wasser schwimmen würden. Wir rollten sie einzeln an die Kante der Böschung, wo wir Seile aus zähen Schlingpflanzen an ihre Ende banden, damit sie uns nicht mit dem Strom davontrieben, wenn wir sie hinunterkippten. Einen nach dem anderen rollten wir sie dann über die Böschung hinab und in den Fluß hinein, so daß große Schlammfontänen in die Höhe schössen. Sie

wälzten sich herum. Als sie sich beruhigt hatten, lagen sie etwa zur Hälfte über der Wasserfläche und rührten sich auch nicht mehr, als wir hinausbalancierten. Mit zähen Lianen, wie sie von den Kronen der Dschungelbäume herabhingen, banden wir die Stämme zu zwei mittelgroßen Flößen zusammen, so daß das eine im Schlepp hinter dem anderen hing. Wir beluden sie mit dem, was wir später an Bambus und Lianen brauchen würden, und dann gingen Hermann und ich an Bord, zusammen mit zwei Männern einer geheimnisvollen Mischrasse, mit denen wir leider keinerlei Sprache gemeinsam hatten.

Als wir die Vertäuungen kappten, wurden wir von den wirbelnden Wassermassen erfaßt und zogen in rascher Fahrt den Fluß hinunter. Das letzte, was wir im Duschregen sahen, bevor wir die erste Kurve rundeten, waren unsere prächtigen Freunde, die noch weit draußen auf der Landzunge vor dem Bungalow standen. Dann krochen wir unter ein kleines Regendach von frischen Bananenblättern und überließen die Probleme der Steuerung unseren braunen Experten, deren einer sich vorne, der andere hinten aufgebaut hatte. Mit ihren gewaltigen Rudern beherrschten sie das Floß mit spielender Leichtigkeit, auch in der reißendsten Strömung. So tanzten wir zwischen versunkenen Bäumen und Sandbänken in eleganten Kurven hinunter.

Wie eine geschlossene Mauer stand der Dschungel auf beiden Seiten die Ufer entlang, und Papageien und farbenreiche Vögel schreckten aus dem dichten Laubwerk auf, wenn wir vorbeizogen. Ein paarmal warf sich ein Alligator in den Fluß und verschwand im Schlammwasser. Aber bald bekamen wir noch ein viel merkwürdigeres Ungetüm zu Gesicht. Es war dies eine Rieseneidechse, eine Iguana, groß wie ein Krokodil, mit schwerem Kehlsack und ausgezacktem Rücken. Es lag und döste auf der Schlammbank, als hätte es sich aus prähistorischer Zeit verschlafen, und rührte sich nicht, als wir vorbeiglitten. Die Ruderer machten uns Zeichen, nicht zu schießen. Kurz darauf sahen wir ein kleineres Exemplar, immer noch meterlang. Es kroch einen dicken Ast entlang, der über den Fluß hinaushing. Dort droben lag es in Sicherheit, glänzend blau und grün, und fixierte uns mit kalten Schlangenaugen, als wir vorbeitrieben. Später kamen wir an einem dicht mit Farnkraut überwachsenen Felsen vorüber, und auf der Spitze lag das größte von allen. Wie die Silhouette eines zackigen chinesischen Drachen, phantastisch in Stein gehauen, Brust und Schädel erhoben, zeichnete es sich unbeweglich gegen den Himmel ab. Es bewegte nicht einmal den Kopf, während wir den Felsen rundeten und wieder im Dschungel verschwanden.

Später rochen wir Rauch und glitten an mehreren strohgedeckten Hütten vorüber, die in den Rodungen längs des Flusses lagen. Wir auf dem Floß waren der Gegenstand intensiver Aufmerksamkeit seitens

der verdächtigen Individuen an Land, einer ganz unangenehmen Mischung von Indianern, Negern und Spaniern. Ihre Fahrzeuge waren Einbäume, die hochgezogen am trockenen Strand lagen.

Zu den Mahlzeiten lösten wir unsere Freunde am Steuerruder ab. Über einem kleinen Feuer, von nassem Lehm gebändigt, brieten sie Fisch und Brotfrucht. Gebratenes Huhn, Eier und Südfrüchte waren ein anderer Teil des Menüs an Bord.

Und unablässig trugen die Stämme sich und uns in einem rasenden Tempo durch den Dschungel stromab auf dem Weg zum Meer. Was schadeten uns Schlamm und Überschwemmung, je höher der Fluß, desto rascher die Fahrt!

Als die Dunkelheit hereinbrach, begann ein beunruhigendes Konzert an den Ufern. Kröten und Frösche, Zikaden, Sirissen und Moskitos quakten, pfiffen und summten in einem anhaltenden und vielstimmigen Chor. Manchmal schnitt der Schrei einer Wildkatze durch das Dunkel, oft kreischten Vögel, die die nächtlichen Räuber des Dschungels aufgescheucht hatten. Seltener sahen wir den Feuerschein aus einer Eingeborenenhütte und hörten Geschrei und Hundegebell, während wir im nächtlichen Dunkel vorbeiglitten. Meist aber saßen wir allein mit dem Dschungelorchester unter den Sternen, bis uns Schlaf und Regen in die Blätterhütte trieben, wo wir einschliefen, die Pistolen griffbereit.

Je weiter wir den Fluß hinabkamen, desto dichter wurden die Hütten und Plantagen der Eingeborenen. Bald säumten ganze Dörfer das Ufer. Der Verkehr wurde auch hier von Einbäumen besorgt, die man mit langen Stangen vorwärtstrieb. Hie und da trafen wir ein kleines Balsafloß, beladen mit Bergen grüner Bananen.

Wo der Palenque-Fluß in den Rio Guayas mündet, war der Wasserstand so hoch geworden, daß eine lebhafte Schiffsverbindung mit Raddampfern zwischen Vinces und Guayaquil unten an der Küste bestand. Um Zeit zu sparen, verlegten Hermann und ich unsere Hängematte auf das Schiff, und so dampften wir durch das dicht besiedelte Tiefland an die Küste. Unsere braunen Freunde trieben allein mit dem Floß hinterher.

In Guayaquil mußten wir uns trennen. Hermann blieb an der Mündung des Guaya-Flusses zurück, um die Balsastämme in Empfang zu nehmen. Von hier sollte er sie mit dem Küstenschiff weiter nach Peru verfrachten und dort den Bau des Floßes leiten, das eine getreue Kopie von den alten Fahrzeugen der Indianer werden mußte. Ich selbst nahm das Postflugzeug nach Süden, Richtung Lima, der Hauptstadt von Peru, um einen passenden Bauplatz für das Floß ausfindig zu machen.

Der Flug führte mich in großer Höhe an der Küste des Stillen Ozeans entlang. Auf der einen Seite hatte ich die Felswüsten Perus,

auf der anderen das blinkende Weltmeer. Von hier aus sollten wir mit dem Floß starten. Das Meer war schier endlos, wenn man es vom Flugzeug betrachtete. Längs einer unbestimmbaren Kontur verschmolzen Himmel und Meer weit drunten im Westen. Ich konnte mich nicht von dem Gedanken frei machen, daß selbst hinter dem Horizont noch Hunderte solcher Meeresflächen sich ausdehnten über ein Fünftel der Erdfläche hinweg, bis es wieder Land gab - in Polynesien. Ich versuchte mir vorzustellen, wie wir in wenigen Wochen auf der winzigen Fläche eines Floßes geradewegs in das Blau da drunten hineintreiben würden.

Aber rasch schlug ich mir den Gedanken aus dem Kopf. Ich hatte dasselbe unangenehme Gefühl im Magen, das einen ergreift, der bereit sitzt, im Fallschirm auszusteigen.

Von Lima brachte mich der Zug nach Callao hinüber, der Hafenstadt, in der wir das Floß zu bauen gedachten. Man sah auf den ersten Blick, daß der ganze Hafen mit Schiffen, Kränen, Warenschuppen, Zollbuden und Hafenkontoren und allem, was sonst drum und dran hängt, vollgestopft war. Weiter draußen aber, am offenen Strand, wimmelte es von Badeleben. Wir hätten dem Floß und der Ausrüstung nicht einmal den Rücken zuwenden können, da hätten uns die Neugierigen schon Stück für Stück davongetragen. Die Zeiten hatten sich in Peru für Floßbaumeister noch stärker als in Ecuador verändert. Callao ist heute der wichtigste Hafen in einem Land mit sieben Millionen weißer und brauner Landeskinder. So sah ich nur eine einzige Möglichkeit vor mir: hinter die himmelhohen Betonmauern des Marinehafens zu gelangen, wo Seesoldaten an den Eisentoren Wache hielten und mit beängstigendem Mißtrauen mich wie jeden anderen Unwillkommenen beäugten, der außen an den Mauern vorbeistrolchte. Konnte man da hineingelangen, dann war man endlich in einem sicheren Hafen.

Ich hatte den Marineattache von Peru in Washington getroffen und von ihm einen Empfehlungsbrief erhalten. Diesen Brief in der Hand, ging ich am nächsten Morgen ins Marineministerium und suchte um Audienz bei dem Marineminister Manuel Nieto nach. Er empfing mich am nächsten Vormittag in dem eleganten Empiresaal des Ministeriums, der von Vergoldungen und Spiegeln prangte. Nach einem Augenblick des Wartens erschien der Marineminister in voller Uniform, ein kurzer, breitgebauter Offizier, stramm wie Napoleon, mit einer scharfen und präzisen Redeweise. Es gab ein Warum von ihm und eine Erklärung von mir. Ich bat ihn, ein Floß in der Marinewerft bauen zu dürfen.

»Junger Mann«, sagte der Minister und trommelte ungeduldig mit den Fingern, »Sie sind leider durchs Fenster statt durch die Türe gekommen. Ich würde Ihnen gerne helfen, aber dafür brauche ich eine

Order vom Außenminister, ich kann keinesfalls ohne weiteres einen Ausländer in das Sperrgebiet der Marine hineinlassen und ihn über die Werft verfügen lassen. Aber ich wünsche Ihnen viel Glück zu einem schriftlichen Ansuchen beim Auswärtigen Amt.«

Ich dachte mit Schrecken an Gesuche, die so lange weitergereicht wurden, bis sie ins Blaue verschwanden. Glücklicher waren Kon-Tikis rauhe Zeiten, als Eingaben noch unbekannt waren.

Eine Audienz beim Außenminister zu erreichen, war wesentlich schwieriger. Norwegen hatte keine Delegation in Peru, und unser hilfsbereiter Generalkonsul Bahr konnte mich daher nur in die subalternen Referate mitnehmen.

Ich fürchtete bereits, es würde alles im Sande verlaufen. Vielleicht konnte mir Dr. Cohens Brief an den Präsidenten der Republik von Nutzen sein. So ersuchte ich durch die Adjutantur um eine Audienz bei Seiner Exzellenz Don Jose Bustamante Rivero, dem Präsidenten von Peru. Einige Tage später bekam ich Bescheid, mich mit Schlag zwölf im Palaste einzufinden.

Lima ist eine moderne Stadt mit einer halben Million Einwohner und liegt auf einer grünen Ebene am Fuße der Bergwüsten. Sie ist in ihrer Architektur und vor allem in ihren öffentlichen Gärten und Anlagen eine der schönsten Hauptstädte der Welt, ein Stück moderner Riviera oder Kalifornien, mit einem Schuß altspanischer Architektur versetzt. Der Palast des Präsidenten liegt mitten in der Stadt und wird von bewaffneten Paradeposten in farbenprächtigen Kostümen gründlich bewacht. Eine Audienz in Peru ist eine ernste Angelegenheit, und die meisten Bürger kennen den Präsidenten nur aus der Wochenschau. Soldaten mit leuchtenden Schärpen führten mich die Treppe hinauf bis an das Ende eines langen Korridors, wo ich von drei Zivilisten registriert wurde, ehe ich durch eine kolossale Eichentür in einen Saal hineinschlüpfen durfte. Hier wurde ich an einem großen Tisch mit langen Stuhlreihen von einem Weißgekleideten empfangen, der mich einlud, Platz zu nehmen, während er selbst verschwand. Einen Augenblick später ging eine große Tür vor mir auf, und ich wurde in einen erheblich eleganteren Saal geführt, wo eine stattliche Gestalt in tadelloser Uniform mir entgegenkam. Der Präsident, dachte ich und riß mich zusammen. Aber keineswegs! Der Mann in der goldbetreßten Uniform bot mir einen altertümlichen Stuhl mit vornehm-steifer Rückenlehne an und verschwand. Einen Augenblick saß ich verloren auf der Sesselkante, als wieder eine Tür aufging und ein Diener mich in ein großes, vergoldetes Zimmer mit prachtvollen Möbeln von höchster Eleganz hineinkomplimentierte. Der Führer verschwand wieder so rasch, wie er gekommen war, und so saß ich denn wieder mutterseelenallein auf einem antiken Sofa und sah durch eine Flucht leerer Säle, deren Türen

weit offenstanden. Es war so still, daß ich jemand mehrere Säle weiter husten hören konnte. Dann kamen wieder taktfeste Schritte. Ich sprang auf und grüßte zögernd einen stattlichen Herrn in Uniform. Aber nein, das war er natürlich auch nicht. Aber soweit ich ihn verstehen konnte, teilte er mir mit, daß mir der Präsident seine Grüße sende und gleich nach einem Ministerrat zu meiner Verfügung stehen würde.

Nach zehn Minuten gegenseitigen Schweigens wurden wir durch neuerliche, taktfeste Schritte unterbrochen, und auftauchte ein Mann mit Gold, Schnüren und Epauletten. Ich sprang rasch vom Sofa und legte eine tiefe Verbeugung hin. Mein Gegenüber verbeugte sich aber noch tiefer und führte mich durch mehrere Säle und schließlich über eine Treppe, belegt mit schweren Teppichen. Dann verließ er mich in einem winzigen Raum, in dem nur einige moderne Ledersessel und ein Sofa standen. Eintrat ein kleiner Mann, einmal wieder im weißen Anzug. Aufgeregt lauerte ich, wohin der mich zu führen gedächte. Aber diesmal führte er mich nirgends hin, grüßte nur freundlich und blieb stehen. Es war der Präsident Bustamante Rivero.

Der Präsident konnte gerade noch einmal soviel Englisch, wie ich Spanisch konnte, und so war nach der Begrüßung und nachdem er mir bedeutet hatte, Platz zu nehmen, unser gemeinsamer Wortvorrat aufgebraucht. Man kann zwar Verschiedenes mit Zeichen und Gebärden klarmachen, aber man kann auf diese Art nicht um Zugang in den Marinehafen von Peru bitten. Das einzige, was ich begriff, war, daß der Präsident nicht verstand, was ich sagte. Und das begriff er sichtlich noch rascher als ich selbst, denn nach kurzem Verlauf verschwand er und kam mit dem Luftfahrtminister wieder. Der Luftfahrtminister, General Reveredo, war ein fescher und sportlicher Mann in Fliegeruniform, Schwingen auf der Brust. Er sprach ein glänzendes Englisch mit amerikanischem Akzent. Ich entschuldigte mich für das Mißverständnis, ich hätte mich nicht um einen Flughafen, sondern um einen Floßhafen bemüht. Der General erklärte lächelnd, er sei nur als Dolmetsch beigezogen worden. Stück um Stück wurde unsere Theorie dem Präsidenten übersetzt, der interessiert zuhörte und mich einem gründlichen Verhör unterzog. Schließlich sagte er:

»Sicher ist es möglich, daß die Südseeinseln zuerst von Peru entdeckt wurden, damit ist die Expedition auch von Interesse für Peru. Können wir etwas für Sie tun, so geben Sie uns Bescheid.«

Ich bat nun, einen Platz zum Bau des Floßes innerhalb der Mauern der Kriegsmarine angewiesen zu bekommen. Ich bat ferner um Lagerplätze und Zugang zu den Werkstätten der Marine, um Erleichterungen bei der Einfuhr der Ausrüstung, um Erlaubnis, das Trockendock verwenden zu dürfen, um die Hilfe des Marinepersonals

bei der Arbeit, schließlich um ein Fahrzeug, das uns beim Start von der Küste wegschleppen könnte.

»Worum hat er gebeten?« fragte der Präsident so gespannt, daß selbst ich es verstehen konnte.

»Bagatellen!« antwortete Reveredo mit einem Wort. Der Präsident nickte zufrieden sein Ja.

Bevor die Audienz aufgehoben wurde, versprach Reveredo, der Außenminister werde noch am selben Tag den eigenhändigen Befehl des Präsidenten erhalten, und Nieto bekäme freie Hand, uns in allem zu helfen, um was wir gebeten hatten.

»Gott beschütze Sie alle!« lachte der General und nickte mit dem Kopf. Der Adjutant begleitete mich bis zu dem wartenden Posten.

Die Zeitungen von Lima brachten an demselben Tag die Neuigkeit von der norwegischen Floßexpedition, die von Peru starten sollte, an dem sie auch schrieben, daß eine schwedisch-finnische wissenschaftliche Expedition ihre Studien unter den Dschungelindianern in der Amazonasgegend abgeschlossen hatte. Zwei von den schwedischen Teilnehmern dieser Expedition waren im Kanu den Amazonas hinauf nach Peru gefahren und waren so schließlich nach Lima gekommen. Der eine davon war Bengt Danielsson von der Universität Upsala, der jetzt die Bergindianer in Peru studieren wollte. Ich hatte die Notiz ausgeschnitten und saß im Hotel über einem Brief an Hermann betreffs des Bauplatzes, da wurde ich durch ein Klopfen an der Tür unterbrochen. Eintrat ein langer, sonnenverbrannter Mann im Tropenanzug, und als er den weißen Helm vom Kopf nahm, sah es so aus, als hätte der flammend rote Bart ihn im Gesicht verbrannt und ihm das Haar bis auf den blanken Kopf abgesengt. Der Kerl kam aus der Wildnis, aber zu Hause gehörte er in einen Lehrsaal.

Bengt Danielsson, dachte ich.

»Bengt Danielsson«, sagte der Mann und hatte sich damit vorgestellt.

Er hat wohl von unserem Floß gehört, dachte ich und bat ihn Platz zu nehmen.

»Ich habe gerade von Ihren Reiseplänen gehört«, sagte der Schwede.

Und jetzt kommt er als Fachethnologe daher, um meine Theorie niederzusäbeln, dachte ich. Aber da sagte der Schwede ganz friedlich: »Und jetzt komme ich, Sie zu fragen, ob Sie mich mitnehmen wollen. Ich bin an der Wanderungstheorie interessiert.«

Ich wußte nicht mehr von dem Mann, als daß er Wissenschaftler war und daß er direkt aus dem finsteren Dschungel daherkam. Aber wenn ein einzelner Schwede mutig genug war, sich mit fünf Nordleuten auf ein Floß zu begeben, so konnte er nicht von Pappe

sein. Und selbst der imponierende Bart konnte das friedliche Wesen und den guten Humor des Mannes nicht verbergen.

Bengt wurde der sechste im Bunde, denn der Platz stand ja noch offen. Und er war der einzige von uns, der Spanisch sprach.

Als der Postflieger ein paar Tage später die Küste nach Norden brummte, sah ich von neuem respektvoll hinunter auf das endlose blaue Meer. Es sah aus, als würde es geradewegs in den Himmelsraum fließen. Dort unten, wo es so viel Wasser gab, daß es aussah, als wollte es über den Horizont überlaufen, würden wir demnächst zu sechst wie Mikroben auf einem Punkt vereinigt sein. Eine ganze, öde Welt würde uns umgeben, ohne daß wir uns auch nur ein paar Schritte voneinander entfernen konnten. Vorläufig hatten wir jedoch noch Spielraum genug. Hermann saß in Ecuador und wartete auf die Bäume. Knut Haugland und Torstein Raaby waren soeben im Flugzeug in New York gelandet. Erich Hesselberg saß auf einem Schiff von Oslo mit Kurs auf Panama. Ich selbst war mit dem Flugzeug unterwegs nach Washington, und Bengt saß im Hotel in Lima bereit und wartete auf die anderen.

Keine zwei von den Burschen hatten einander früher gesehen, und alle waren in ihrem Typ restlos verschieden. Auf diese Art konnten nämlich einige Wochen auf dem Floß vergehen, bevor sie ihrer gegenseitigen Geschichten müde wurden. Keine Sturmwolke mit Tiefdruck und Unwetter lag drohender vor uns als die Gefahr eines psychischen Schiffbruchs, wenn sechs Mann monatelang auf ein treibendes Floß beschränkt waren. Hier war ein guter Witz oft ebenso wichtig wie eine Schwimmweste.

In Washington gab es weiterhin beißende Winterkälte und hohen Schnee. Es war Februar, als ich zurückkam. Björn war auf das Radioproblem losgegangen und hatte mit Erfolg die amerikanischen Amateure interessiert, Rapporte und Meldungen des Floßes abzuhören. Knut und Torstein waren gerade dabei, die Verständigung vorzubereiten, die teils mit speziellen Kurzwellensendern vor sich gehen sollte, teils auch mit den Geheimsendern, wie sie die Sabotagekommandos während des Krieges gebrauchten. Tausend kleine und größere Dinge mußten bedacht werden, wenn wir das ausrichten wollten, was wir planten.

Der Papierberg im Archiv wuchs. Militärische und zivile Schreiben auf weiß, gelb und blau, auf englisch, spanisch, französisch und norwegisch. In unserem praktischen Zeitalter kann selbst eine Floßreise die Papierindustrie eine halbe Fichte kosten. Gesetze und Verfügungen banden uns an allen Ecken und Enden, und Knoten um Knoten mußte der Reihe nach gelöst werden.

»Möchte schwören, daß die Korrespondenz zehn Kilo wiegt«, sagte Knut ergeben eines Tages, als er wieder an der Schreibmaschine

hing.

»Zwölf«, sagte Torstein trocken, »ich hab' sie gewogen.«

Meine Mutter muß eine klare Vorstellung von den Verhältnissen in diesen dramatischen Vorbereitungstagen gehabt haben, als sie schrieb: ».

. . und ich wünsche jetzt nur, ich wüßte, daß ihr alle sechs sicher an Bord des Floßes beisammen seid!«

Da kam ein Eiltelegramm von Lima. Hermann war von der Brandung an Land geschleudert worden und lag häßlich zusammengerichtet mit ausgerenktem Hals im Krankenhaus Lima in Behandlung.

Torstein Raaby wurde mit Gerd Vold, unserer populären Sportsekretärin aus den Londoner Kriegstagen, die uns jetzt in Washington half, rasch im Flugzeug hinuntergeschickt. Sie fanden ihn bereits gebessert, nachdem er dreißig Minuten mit dem Kopf in einer Schlinge aufgehängt worden war, so daß die Ärzte den Atlaswirbel wieder hatten einrenken können. Das Röntgenbild zeigte, daß dieser oberste freie Halswirbel gesprungen war und völlig quergestanden hatte.

Hermanns Bärengesundheit hatte ihm das Leben gerettet, und blau und grün, steif und rheumatisch war er bald wieder zurück im Marinearsenal, wo er jetzt endlich die Balsastämme beisammen hatte und die Arbeit begann. Er brauchte weiterhin ärztliche Behandlung durch viele Wochen, und es war zweifelhaft, ob er die Fahrt mitmachen konnte. Selbst zweifelte er nicht einen Augenblick daran, trotz seines Denkzettels beim ersten Zusammenstoß mit dem Pazifik.

Dann kamen Erich im Flugzeug von Panama, Knut und ich von Washington, und damit waren wir alle in der Startgruppe in Lima vereinigt.

Drunten im Marinearsenal lagen die großen Balsastämme aus dem Quevedo-Urwald. Es war geradezu ein rührender Anblick. Roh zugeschlagene Rundstämme, gelber Bambus, Binsen und grüne Bananenblätter lagen zuhauf als Baumaterialien mitten zwischen den Reihen dräuender, grauer U-Boote und Zerstörer. Sechs hellhäutige Nordländer und zwanzig braune Marinesoldaten mit Inkablut in den Adern schwangen Beile und lange Machetenmesser und spannten und knoteten an langen Tauen. Geschniegelte Marineoffiziere in Gelb und Blau schlenderten vorbei und betrachteten verständnislos diese bleichen Fremden und ihre vegetabilischen Materialien, die plötzlich ausgerechnet mitten unter sie ins Arsenal hereingeschlüpft waren.

Zum ersten Mal seit Hunderten von Jahren war ein Balsafloß wieder in der Callao-Bucht im Bau. Dort, wo die Sage erzählt, daß die Küstenindianer zuerst solche Flöße von dem verschwundenen Geschlecht Kon-Tikis bauen lernten, dort weiß die Geschichte zu

berichten, daß die Küstenindianer später von unserem Geschlecht davon abgebracht wurden, solche Flöße zu verwenden. Ein primitives und zerbrechliches Floß kann Menschen das Leben kosten. Die Verwandten der Inkas sind mit der Zeit gegangen, sie haben Bügelfalten in den Hosen und tragen steife Kragen. Bambus und Balsa sind Vergangenheit. Auch hier geht es vorwärts zu Panzer und Stahl!

Eine einzigartige Unterstützung bekamen wir durch das hypermoderne Arsenal. Mit Bengt als Dolmetscher und Hermann als Bauleiter verfügten wir über die Tischler- und Segelmacherwerkstätten sowie über das halbe Depot zur Lagerung unserer Ausrüstung und über einen kleinen Schwimmkran, der das Holz bei Baubeginn aufs Wasser hinaus hievte.

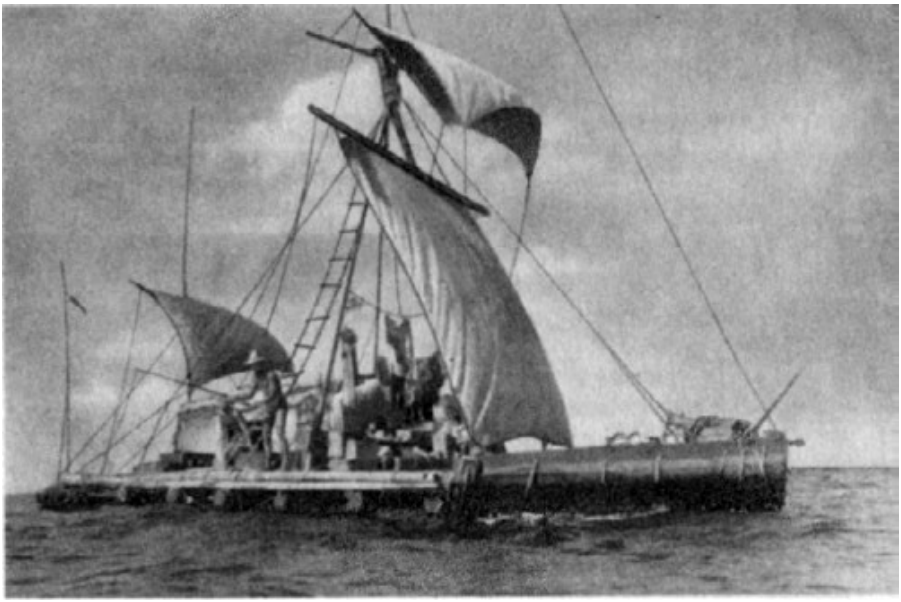
Neun der dicksten Stämme bildeten die Grundlage. Tiefe Kerben wurden in das Holz geschlagen, um den Tauen Widerlager zu geben, die sie und damit das ganze Floß zusammenhalten sollten. Nicht eine einzige Spieke, kein Nagel und keine Stahlseilzurrung wurde bei der ganzen Konstruktion benützt. Die neun großen Stämme wurden zuerst lose Seite an Seite ins Wasser gelegt, damit sie sich frei in ihre natürliche Schwimmstellung einspielen konnten, bevor sie endgültig zusammengezurrt wurden. Der größte Stamm, vierzehn Meter lang, wurde in der Mitte eingebaut und stand lang auf beiden Enden heraus. Daneben folgten symmetrisch immer kürzere Stämme, so daß die Seiten des Floßes zehn Meter lang wurden und der Bug wie ein stumpfer Pflug vorstand. Achtern war das Floß quer abgeschnitten, nur daß die drei mittelsten Stämme herausragten und die Unterlage für einen kurzen und dicken Balsaklotz bildeten, der quer lag und die Widerlager für das lange Steuerruder hielt. Als die neun Balsastämme solide mit verschiedenen Rollen von fünfviertelzolligen Hanftauen zusammengebunden waren, wurden die dünneren Balsastämme quer darüber festgebunden mit ungefähr einem Meter Zwischenraum. Damit war das Floß selbst fertig, mühsam zusammengezurrt mit fast dreihundert verschiedenen Taustücken, jedes mit einem soliden Knoten versehen. Ein Deck aus gespaltenem Bambus wurde darübergelegt, in Form von offenen Gittern festgebunden und mit losen Matten aus geflochtenem Bambusstroh belegt. Mitten auf dem Floß, aber naher dem Heck, bauten wir eine kleine offene Hütte aus Bambusrohr mit Wänden aus geflochtenem Bambusstroh und einem Dach aus Bambusstreben, gedeckt mit lederartigen Bananenblättern, die ziegelförmig übereinandergelegt wurden. Vor der Hütte pflanzten wir zwei Masten Seite an Seite. Sie waren aus eisenhartem Mangleholz und lehnten schräg gegeneinander. An der Spitze waren sie übers Kreuz zusammengebunden. Zwei Bambusstangen wurden sorgfältig zu einer Rah verbunden, die so das ganze vierkantige Segel mit doppelter Kraft tragen konnten.

Die neun großen Riesenstämme, die uns übers Meer tragen sollten, wurden vorher sorgfältig geglättet, damit sie das Wasser leicht durchschnitten. Niedrige Wellenbrecher befestigten wir über der Wasserfläche am Bug. An verschiedenen Stellen, wo große Zwischenräume zwischen den Stämmen waren, steckten wir insgesamt fünf solide Kiefernbretter durch, die senkrecht ins Wasser tauchten. Sie standen rundherum ohne System verteilt und reichten anderthalb Meter unter das Floß hinunter Sie waren einen Zoll dick und maßen ein paar Fuß in der Länge. Tauwerk und Keile hielten sie an ihrem Platz fest. Sie dienten als kleine parallele Kiele oder Schwerter. Solche Senkkiele wurden auf allen Balsaflößen der Inkazeit langst vor der Entdeckung benutzt und sollten verhindern, daß die flachen Flöße mit Wind und Wetter quertrieben. Wir machten weder Reling noch Gurten rund um das Floß, nur ein langer Balsastamm lag als Halt für die Füße an jeder Längsseite. Die ganze Konstruktion war eine getreue Kopie der alten Fahrzeuge in Peru und Ecuador mit Ausnahme der Wellenbrecher am Bug, die sich in der Folge auch als völlig überflüssig erwiesen. Abgesehen davon, stand es uns selbstverständlich frei, die Details an Bord nach unserem Geschmack zu arrangieren, solange das keinen Einfluß auf das Fahrzeug hatte. Wir wußten, daß dieses Floß in der Zeit, die vor uns lag, unsere ganze kleine Welt werden wurde und daß infolgedessen jede kleinste Kleinigkeit an Bord im Verlauf der Wochen an Dimension und Wichtigkeit wachsen wurde.

Deshalb gaben wir dem kleinen Verdeck so viel Abwechslung wie nur möglich. Der Bambus durfte nicht das ganze Floß bedecken, sondern bildete nur einen Fußboden vor und an Steuerbord der Hütte, da, wo die Wand frei blieb. Die Backbordseite der Hütte wurde als Hinterhof für Kisten und Ausrüstungsgegenstände verwendet, die hier festgebunden wurden. Darüber bauten wir einen schmalen Gehweg. Am Bug und achtern der Hütte lagen die neun Riesenstämme völlig unbedeckt. Wenn wir uns also rund um die Bambushütte bewegten, so stiegen wir vom gelben Bambus und Flechtwerk herunter auf die grauen Stämme am Achterdeck und wieder hinauf auf den Lastenstapel auf der anderen Seite. Das waren nicht viele Schritte, aber der psychologische Effekt der Unregelmäßigkeit gab uns Abwechslung und glich die so begrenzte Bewegungsfreiheit aus. Selbst oben in der Mastspitze brachten wir ein Holzbrett an, nicht so sehr, um einen Ausguckposten zu haben, wenn wir auf der anderen Seite des Meeres wieder an Land kamen, sondern um unterwegs emporklettern zu können und das Meer unter einem anderen Winkel zu sehen.

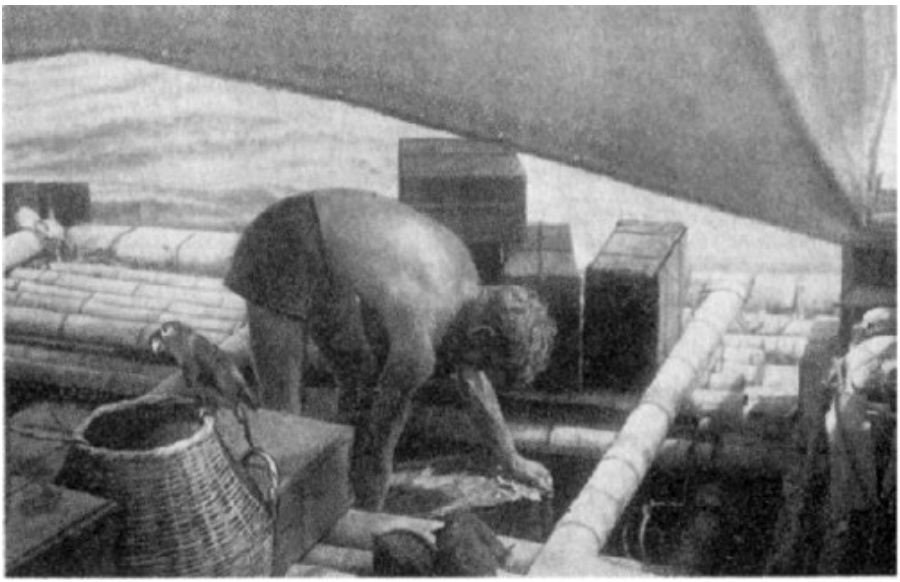
Gleich unseren historischen Vorgängern bringen wirdie Kymara-Kartoffel und den Flaschenkürbis nach den Südseeinseln.

Küchendienst. In einer Kiste kochen wir auf dem Primus und speisen vor unserer Hütte auf einer Ecke des Floßes.



Oben: Kurs auf Polynesien. Selbst an den ruhigsten Tagen haben wir den Passat im Rücken und die Strömung mit uns. Sie treiben uns mit einem Tagesdurchschnitt von 79 km unaufhaltsam nach Westen.

Unten: Zwischen den Querbalken unter dem Bambusdeck liegt unser Proviant verstaut. Erwartungsvoll sitzt der Papagei auf dem Korb mit den Kokosnüssen.



Als das Floß Form anzunehmen begann und golden und frisch von reifem Bambus und grünen Blättern zwischen den Kriegsschiffen dalag, kam der Marineminister selbst zur Inspektion. Wir waren

furchtbar stolz auf unser Fahrzeug, das wie ein frisches kleines Apropos aus der Inkazeit zwischen den großen, unheimlichen Marinefahrzeugen wirkte. Aber der Marineminister war über das, was er zu sehen bekam, entrüstet bis auf den Grund seiner Seele. Ich wurde ins Marineamt beordert, um einen Schrieb zu unterzeichnen, der die Marine von jeder Verantwortung für das, was wir in ihrem Hafen gebaut hatten, befreite. Anschließend wurde ich ins Marinegericht zitiert. Hier mußte ich unterschreiben, daß, wenn ich schon mit Menschen und Lasten an Bord in See stach, das vollständig auf eigene Verantwortung und eigenes Risiko geschah.

Später bekam eine ganze Reihe von ausländischen Marinefachleuten und Diplomaten Zugang zum Arsenal, um das Floß zu besichtigen. Das verlief auch nicht ermutigender, und ein paar Tage später wurde ich zu dem Gesandten einer Großmacht berufen.

»Leben Ihre Eltern?« fragte er, und da er eine bejahende Antwort erhielt, sah er mir tief in die Augen und sprach mit hohler und unheilverkündender Stimme:

»Ihre Mutter und Ihr Vater werden es sehr schwer nehmen, wenn sie die Nachricht von Ihrem Tod bekommen.«

Als Privatmann stellte er mir dann nochmals anheim, die Fahrt aufzugeben, solange es noch Zeit war. Ein Admiral, der das Floß besichtigt hatte, hatte ihm erzählt, daß wir niemals lebend hinüberkommen würden. Zum ersten hatte das Floß blödsinnige Dimensionen, es war klein genug, um in einem hohen Brecher zu kentern, aber andererseits war es genau lang genug, um gleichzeitig von zwei Wogenkämmen emporgehoben zu werden, und beladen mit Lasten und Menschen würden die spröden Balsastämme unter dem Druck brechen. Und was noch schlimmer war, des Landes größter Balsaexporteur hatte ihn aufgeklärt, daß die porösen Balsastämme nur den vierten Teil der Entfernung über das Meer schwimmen könnten. Völlig mit Wasser durchtränkt, müßten sie uns unter den Beinen wegsinken.

Das hörte sich schlimm an, aber da wir bei unserem Standpunkt blieben, bekamen wir eine Bibel verehrt, die wir mit auf die Fahrt nehmen sollten. Es war tatsächlich wenig Ermutigendes von den Fachleuten zu hören, die das Floß gesehen hatten. Sturm und vielleicht sogar Orkan würden uns über Bord waschen und dem niedrigen und offenen Fahrzeug ein Ende bereiten. Hilflos würde es von Wind und Wetter auf dem offenen Ozean herumgetrieben werden. Selbst ganz gewöhnlich daherplätschernde Wellen würden schon bewirken, daß wir dauernd von Salzwasser durchnäßt würden, was Haut und Knochen aufzehren und alles an Bord zerstören sollten. Wenn wir alles zusammentrugen, was die verschiedenen Fachleute jeder für sich als wesentlichen Fehler der Grundkonstruktion

bezeichneten, so blieb nicht ein Tauende, ein Knoten, ein Maß oder ein Holzstück auf dem ganzen Floß, das nicht entscheidend zu unserem Untergang auf See führen sollte.

Das Wettfieber ging hoch, wie viele Tage unser Floß wohl halten würde, und ein leichtsinniger Marineattache verwettete allen Whisky, den die Mitglieder der Expedition für den Rest ihres Lebens trinken konnten, wenn sie lebend eine Südseeinsel erreichten.

Am schlimmsten wurde es, als ein norwegisches Schiff im Hafen einlief und wir den Kapitän und ein paar von seinen erfahrensten Seebären mit ins Arsenal nehmen konnten. Wir waren auf ihre praktische Reaktion sehr gespannt, und die Enttäuschung war groß, als sich alle einig waren, daß das dicke und plumpe Fahrzeug niemals das Segel ausnützen könnte. Der Kapitän behauptete gar, daß das Floß, wenn wir fahren würden, ein oder zwei Jahre brauchte, um mit dem Humboldtstrom überzusetzen. Der Bootsmann sah auf die Zurrungen und schüttelte den Kopf. Wir brauchten uns keine Sorgen zu machen, das Floß würde nicht vierzehn Tage halten, bis jedes einzelne Tau zerrissen war, weil die schweren Baumstämme sich ständig auf und nieder bewegten und im Wogengang gegeneinander rieben. Wenn wir nicht Stahlseil und Kette brauchen wollten, dann könnten wir glatt zusammenpacken.

Das waren harte Argumente, gegen die wir taub bleiben mußten. Es hätte genügt, daß eines zutraf, damit uns keine Chancen blieben. Ich fürchte, daß ich mich selbst oft gefragt habe, ob wir wußten, was wir taten. Ich konnte selbst nicht den einzelnen Warnungen begegnen, weil ich kein Seemann war, aber im Hintergrund hatte ich jenen einzigen Trumpf, auf den die ganze Reise aufgebaut war. Mir stand jedoch die ganze Zeit vor Augen, daß eine prähistorische Kultur von Peru hinüber zu den Inseln in einer Zeit verbreitet wurde, als solche Flöße die einzigen Fahrzeuge an dieser Küste waren. Ich schloß daher ganz allgemein, wenn das Balsaholz im Jahre 500 n. Chr. für Kon-Tiki geschwommen war und die Zurrungen gehalten hatten, daß sie dasselbe auch für uns machen würden, wenn wir nur blindlings das Floß ähnlich genug herstellten. Bengt und Hermann hatten sich gründlich in die Theorie eingearbeitet, und während sich die Experten Sorgen machten, nahmen es alle unsere Jungens mit größter Seelenruhe und unterhielten sich königlich in Lima. Nur ein einziges Mal nahm mich Torstein besorgt zur Seite: ob ich auch ganz sicher wäre, daß die Meeresströmung den richtigen Weg einhielt. Wir waren nämlich im Kino gewesen und hatten Dorothy Lamour im Strohröckchen unter Palmen und Hula-Mädchen auf einer entzückenden Südseeinsel herumtanzen gesehen.

»Dort wollen wir hin!« sagt Torstein, »Gnade dir, wenn die Strömung nicht so läuft, wie du gesagt hast!«

Als sich der Tag der Abreise näherte, begaben wir uns zu der üblichen Paßkontrolle, um die Ausreiseerlaubnis zu bekommen. Bengt als Dolmetscher stand als erster in der Schlange.

»Wie heißen Sie?« fragte ein kleiner, eifriger Beamter und schielte mißtrauisch über die Brillengläser auf Bengts mächtigen Bart.

»Bengt Emmerich Danielsson«, antwortete Bengt andächtig.

Der Mann spannte ein langes Formular in die Schreibmaschine.

»Mit welchem Schiff kamen Sie nach Peru?«

»Ja, sehen Sie«, sagte Bengt erklärend und beugte sich über den kleinen, erschreckten Mann, »ich kam nicht im Schiff, ich kam in einem Kanu nach Peru.«

Der Mann sah stumm vor Verwunderung auf Bengt und klapperte »Kanu« in eine der offenen Rubriken.

»Und mit welchem Schiff wollen Sie Peru verlassen?«

»Ja, sehen Sie mal«, sagte Bengt höflich, »ich möchte Peru nicht mit einem Schiff verlassen, sondern mit einem Floß.«

»Was denn nicht noch alles!« rief der Beamte erbost und riß das Papier aus der Maschine. »Ich muß schon sehr bitten um eine anständige Antwort auf meine Frage!«

Ein paar Tage vor der Abreise wurden Proviant, Wasser und unsere gesamte Ausrüstung an Bord des Floßes verstaut. Wir nahmen ausreichend Proviant für sechs Mann und vier Monate, und zwar in Form von kleinen soliden Pappkartons mit Militärrationen. Hermann hatte die Idee, Asphalt zu kochen und in einer gleichmäßigen Lage rund um jede einzelne Schachtel zu gießen. Dann streuten wir Sand darauf, daß die Kartons nicht aneinanderkleben konnten, und verstauten sie unter dem Bambusdeck, wo sie den Zwischenraum zwischen den neun niedrigen Querstämmen, die das Deck trugen, ausfüllten.

In einer kristallklaren Quelle hoch oben auf dem Berg füllten wir 56 kleine Wasserkannen mit zusammen 1100 Litern Trinkwasser, die wir auch zwischen den Querstämmen festzurrten, so daß die See sie ständig umspülen konnte. Auf dem Bambusdeck banden wir den Rest unserer Ausrüstung fest. Hier standen ebenfalls große, geflochtene Körbe voll von Obst und Kokosnüssen.

In der Bambushütte bekamen Knut und Torstein eine Ecke zugewiesen, um hier das Radiogerät zu montieren, und unten zwischen den Querstämmen banden wir acht Holzkisten fest. Zwei wurden für wissenschaftliche Instrumente und Filme beschlagnahmt, die übrigen sechs wurden verteilt, eine für jeden Mann, mit dem Bescheid, daß jeder so viel von seinen privaten Besitztümern mitnehmen konnte, als er in seiner eigenen Kiste unterbringen würde. Da Erich einige Rollen Zeichenpapier und eine Gitarre mitbrachte, wurde seine Kiste so voll, daß er seine Strümpfe nebenan bei Torstein

einquartieren mußte. Dann kamen vier Marinesoldaten, die Bengts Kiste schleppten. Er hatte keine anderen Besitztümer als Bücher. Aber es war ihm geglückt, dreiundsiebzig soziologische und ethnologische Werke zu verstauen. Über die Kisten legten wir geflochtene Binsenmatten und jeder seinen Strohsack, und damit waren wir klar zum Start.

Das Floß wurde zuerst aus dem Marinegelände gezogen und ein wenig im Hafen herumgerudert, damit man sah, ob die Last gleichmäßig verteilt war. Dann wurde es zum Jachtclub von Callao hinübergeschleppt, wo geladene Gäste und andere Interessenten am Tag vor der Abreise der Taufe des Floßes beiwohnen durften.

Am 27. April wurde die norwegische Flagge gehißt, und längs einer Rah in der Mastspitze wehten die Flaggen der fremden Länder, die der Expedition tatkräftige Unterstützung erwiesen hatten. Der Kai wurde schwarz von Menschen, die die Taufe des wunderlichen Fahrzeugs sehen wollten. Gesichtsfarbe und -form brachten in Erinnerung, daß viele von denen, die da standen, Nachkommen derer waren, die einst hier die Küste auf Balsaflößen entlanggesegelt waren, aber es gab auch Abkömmlinge der alten Spanier, vor allem unter den Repräsentanten der Marine und der hohen Regierungsstellen. Außerdem waren erschienen: die Gesandten der Vereinigten Staaten, Großbritanniens, Frankreichs, Chinas, Argentiniens und Cubas, der Exgouverneur der britischen Pazifikkolonien, die Vertreter von Schweden und Belgien und unsere Freunde von der kleinen norwegischen Kolonie mit ihrem Generalkonsul Bahr. Es wimmelte von Presseleuten, die Filmkameras schnurrten, und es fehlten nur Hörnerklang und Trommelwirbel.

Eines war uns Beteiligten allen klar: Wenn das Floß sich vor der Bucht in seine Bestandteile auflöste, so wollten wir lieber jeder auf seinem Balken nach Polynesien paddeln, bevor wir hierher zurückkehrten!

Gerd Vold, Sekretärin der Expedition und Verbindungsglied zum Festland, sollte das Floß mit der Milch einer Kokosnuß taufen, teils um im Stile der Steinzeit zu verbleiben, teils aber auch, weil der Champagner durch ein Mißverständis am Boden von Torsteins Privatkiste gelandet war. Nachdem unsere Freunde auf englisch und spanisch zu wissen bekommen hatten, daß das Floß seinen Namen zur Erinnerung an den mächtigen Vorgänger der Inkas erhielt, jenen Sonnenkönig, der vor eineinhalb Jahrtausenden von Peru über das Meer nach Westen entschwand und in Polynesien wieder auftauchte, wurde das Floß von Gerd Vold »Kon-Tiki« getauft. Sie klatschte die (angespaltene) Kokosnuß so hart gegen den Stamm am Bug, daß die Milch und die Nußkerne allen in die Haare spritzten, die andächtig rundherum standen.

Dann wurde die Bambusrah gehißt, und das Segel entfaltete sich. Mitten darauf prangte groß und rot Kon-Tikis bärtiges Antlitz, eine Schöpfung von Kunstmaler Erich. Es war eine getreue Kopie vom Kopf des Sonnenkönigs, der in rotem Stein in einen Pfeiler oben in der Ruinenstadt Tiahuanaco eingemeißelt war.

»Ah, Senor Danielsson!« rief unser Vorarbeiter überwältigt, als er die bärtige Figur auf dem Segel sah.

Zwei Monate lang hatte er Bengt mit »Senor Kon-Tiki« tituliert, nachdem wir ihm das bärtige Gesicht auf einem Blatt Papier gezeigt hatten. Aber jetzt war ihm endlich eingegangen, daß »Danielsson« Bengts richtiger Name war.

Bevor wir fuhren, waren wir alle in Abschiedsaudienz beim Präsidenten. Dann machten wir noch einen Ausflug weit hinauf in den schwarzen Fels, um uns an Steinen und Abhängen zu sättigen, ehe wir unsere Reise hinaus auf den Ozean begannen. Solange wir am Floß unten an der Küste gearbeitet hatten, wohnten wir in einer Pension in einem Palmenhain vor Lima und fuhren von da hin und zurück im Auto des Luftfahrtministeriums mit einem Privatchauffeur, den Gerd für die Expedition glücklich »geliehen« bekommen hatte.

Nun baten wir den Chauffeur, uns an die Felsen heranzufahren und so weit hinein in die Berge zu bringen, als er in einem Tag schaffen konnte. So fuhren wir die Wüstenstraßen empor, an den alten Bewässerungskanälen der Inkazeit entlang, bis wir in die schwindelnde Höhe von 4000 Metern über dem Mast des Floßes kamen. Hier verzehrten wir förmlich Stein und Bergformen und grünes Gras mit den Augen und versuchten, uns an dem schönen Bergmassiv, in der Andenkette, das vor uns lag, zu überessen. Wir bildeten uns ein, daß wir des Steins und festen Grundes überdrüssig waren, so wollten wir denn hinaus und das Meer kennenlernen.

4. Über den Stillen Ozean

Dramatischer Start. Wir werden auf See geschleppt. Der Wind frischt auf. Kampf mit den Wogen. Das Leben im Humboldtstrom. Das Flugzeug findet uns nicht. Die Stämme ziehen Wasser. Holzwerk Kontra Tauwerk. Fliegende Fischgerichte. Ein rarer Schlafgenuß. Der Schlangenfisch vergreift sich. Inseln im Meer. Meeresspuk. Begegnung mit dem größten Fisch der Welt. Jagd auf Seeschildkröten.

An dem Tag, an dem die »Kon-Tiki« auf See geschleppt werden sollte, herrschte emsiges Leben und Treiben im Hafen von Callao. Minister Nieto hatte den Marineschlepper »Guardian Rio« beordert, uns aus der Bucht zu ziehen und aus dem Küstenverkehr zu lösen, bis in die Gewässer hinaus, wo die Indianer einst mit ihren Flößen gefischt hatten. Die Tageszeitungen brachten die Neuigkeit in roten und schwarzen Schlagzeilen, und das Volk lief schon früh in den Morgenstunden des 28. April auf den Kais zusammen.

Wir sechs, die wir zusammen an Bord gehen sollten, hatten alle unsere kleinen Anliegen in elfter Stunde zu erledigen, und als ich an den Kai herunterkam, war bloß Hermann als Wache auf dem Floß zur Stelle. Absichtlich ließ ich das Auto schon lange vorher halten und schritt die ganze lange Mole aus, um mir die Beine noch einmal ordentlich zu vertreten, das letzte Mal für unbekannte Zeit. Dann sprang ich an Bord des Floßes. Hier sah es schlankweg chaotisch aus. Bananenbüschel, Fruchtkörbe und Säcke hatte man in allerletzter Stunde an Bord geworfen. Sie mußten noch verstaut und vertäut werden, sobald wir uns einigermaßen an Bord eingerichtet hatten. Mittendrauf auf dem wüsten Haufen saß Hermann ergeben und hielt einen Käfig mit einem grünen Papagei, der letzten Abschiedsgabe einer freundlichen Seele in Lima, auf den Knien.

»Paß einen Augenblick auf den Papagei auf«, sagte Hermann, »ich muß noch auf einen Sprung an Land auf ein Glas Bier, es dauert sicher noch ein paar Stunden, bis der Schlepper kommt.«

Kaum war er in dem Gewimmel am Kai verschwunden, als die Leute zu zeigen und zu winken begannen, und um die Ecke kam er denn mit Volldampf, unser Schlepper »Guardian Rio«. Er warf Anker vor dem wiegenden Meer von Masten, das den Weg zur »Kon-Tiki« versperrte, und schickte ein dickes Motorboot herein, um uns zwischen den Segelbooten hindurchzubugsieren. Dieses war gestopft voll von Marinesoldaten, Offizieren und Filmfotografen, und während die Kommandorufe dröhnten und die Kameras schnurrten, wurde ein starkes Tauende am Bug unseres Floßes befestigt.

»Un momento«, rief ich verzweifelt, der ich dasaß mit meinem Papagei,

»es ist zu früh, wir müssen auf die anderen warten, los expedicionarios«, erklärte ich und deutete in die Stadt.

Aber niemand nahm von mir Notiz. Die Offiziere lachten nur höflich, und der Knoten am Bug wurde besonders exemplarisch befestigt. Ich knüpfte die Schlinge los und warf sie mit allerhand Zeichen und Gebärden über Bord. Der Papagei benützte die gute Gelegenheit in diesem Wirbel, seine Krallen aus dem Bauer herauszustrecken und den Türverschluß zu drehen. Als ich mich umwandte, stolzierte er eben vergnügt aufs Bambusdeck. Ich versuchte ihn zu greifen, aber er schimpfte auf spanisch los und flatterte über die Bananenbüschel davon. Ein Auge auf die Matrosen, die den Bug in eine Schlinge zu legen versuchten, startete ich zu einer wilden Jagd auf den Papagei. Schreiend suchte er in der Bambushütte Zuflucht. Dort konnte ich ihn in eine Ecke treiben und ihn an einem Fuß erwischen, als er versuchte, über mich hinwegzukurven. Als ich herauskam und meine flügelschlagende Trophäe wieder im Käfig hatte, hatten die Matrosen an Land glücklich alle Vertäuungen des Floßes gelöst, und so tanzte es hilflos hinaus und herein im Sog der langen Dünungen, die über die Mole hereinschlugen. In meiner Verzweiflung erwischte ich ein Paddelruder und versuchte vergebens, die knirschenden Stöße zu parieren, wenn das Floß gegen die Pfähle des Kais geschleudert wurde. Da sprang das Motorboot an, und mit einem Ruck begann die »Kon-Tiki« ihre lange Fahrt. Mein einziger Begleiter war ein leider nur spanisch sprechender Papagei. Auch er war verbiestert und stierte erbittert aus seinem Käfig. Das Volk an Land jubelte und winkte, und die geschniegelten Filmfotografen fielen fast ins Wasser vor Eifer, alle Details vom dramatischen Start der Expedition von Peru mitzubekommen. In einsamer Verzweiflung stand ich auf dem Floß und spähte nach meinen verlorenen Trabanten, aber niemand kam. Wir näherten uns bereits dem »Guardian Rio«, der unter Dampf lag und unverzüglich Anker lichten und auslaufen würde.

In einem Satz war ich die Strickleiter hinauf und machte so viel Spektakel an Bord, daß der Start gestört wurde. Man schickte ein Rettungsboot an den Kai zurück. Dieses blieb eine gute Weile aus und kam vollbeladen mit schönen Senoritas zurück, aber nicht mit einem einzigen von den vermißten Leuten der »Kon-Tiki«. Das war ja nun schön und gut, aber keine Lösung für meine Probleme, und während das Floß von graziösen Senoritas nur so wimmelte, ging das Rettungsboot neuerlich auf Jagd nach los expedicionarios noruegos.

In der Zwischenzeit kamen Erich und Bengt an den Kai heruntergeeilt, mit ihren Siebensachen und mit Lesestoff beladen. Sie stießen auf den Menschenstrom, der auf dem Heimweg war, und wurden zum Schluß bei der Polizeiabsperrung von einem liebenswürdigen Beamten aufgehalten, der ihnen erklärte, daß es

nichts mehr zu sehen gäbe. Bengt teilte dem Constabel unter einer flotten Geste mit der Zigarre mit, daß sie nicht um zu sehen herunterkämen, sie gehörten selbst aufs Floß.

»Nützt leider nichts«, sagte der Constabel bedauernd, »die >Kon-Tiki< ist schon vor einer Stunde ausgelaufen.«

»Unmöglich«, behauptete Erich und zog ein Paket hervor, »hier ist die Lampe.«

»Und er ist der Steuermann, und ich bin der Steward«, ergänzte Bengt.

Sie drängten sich vorbei, aber das Floß war tatsächlich weg. Sie liefen verzweifelt vor und zurück, die Mole entlang, wo sie die übrige Mannschaft trafen, die ebenfalls auf eifriger Suche nach dem verschwundenen Floß war. Endlich bekamen sie das hereinkommende Rettungsboot zu Gesicht, und dann waren wir alle plötzlich wieder vereint. Das Wasser schäumte um das Floß, als uns der »Guardian Rio« auf See schleppte.

Es war später Nachmittag geworden, als wir starteten, und der »Guardian Rio« wollte uns nicht loslassen, bevor wir nicht am nächsten Morgen frei vom Küstenverkehr waren. Gleich außerhalb der Mole bekamen wir unruhige See, und alle die kleinen Boote, die uns begleiteten, wendeten nach und nach und kehrten zurück. Nur einige von den großen Lustjachten folgten uns ganz hinaus bis zum Ausgang der Bucht, um zu sehen, wie es uns da draußen ergehen würde.

Die »Kon-Tiki« folgte dem Schlepper wie ein stoßender Bock an der Leine und steckte den Bug in die stampfenden Seen, daß das Wasser nur so über Bord schäumte. Das sah wenig vertrauenerweckend aus, denn das war hier ruhige See im Vergleich zu dem, was wir zu erwarten hatten. Kaum waren wir mitten in der Bucht, als das Kabel, an dem das Floß hing, riß und das längere Ende auf unserer Seite langsam versank, während der Schlepper weiterdampfte. Wir legten uns entlang der Kante des Floßes platt nieder, um nach dem Ende des Kabels zu fischen, während die Jachten an uns vorbeizogen und den Schlepper anzuhalten versuchten. Nesselquallen, dick wie Bottiche, klatschten mit den Wellen entlang des Floßes auf und nieder und umgaben alle Taue mit einem schleimigen und brennenden Belag. Wenn das Floß sich hob, hingen wir flach über die Kante und angelten mit den Armen gegen die Wasserfläche hinunter, bis die Hände das glitschige Kabel berührten. Wenn dann das Floß wieder hinuntertauchte, steckten plötzlich alle Mann ihren Kopf tief in die Wellen, während sich Salzwasser und Riesenquallen über unsere Rücken ergossen. Wir spuckten und fluchten und zogen uns die Quallenfäden aus dem Haar. Aber als der Schlepper zurückkam, war das Kabelende wieder an Deck und klar zum Spleißen. Als wir es dann an Bord des Schleppers werfen wollten,

trieben wir plötzlich unter das überhängende Heck des Schiffes und waren in Gefahr, durch den Wasserdruck zerquetscht zu werden. Wir ließen alles liegen und stehen, was wir in Händen hatten, und bemühten uns, uns mit Bambusstangen und Paddelrudern freizuhalten, bevor es zu spät war. Aber wir kamen nie richtig zurecht, denn wenn wir in einem Wellental waren, erreichten wir das Eisendach über uns nicht, aber wenn das Wasser uns wieder hob, dann schlug der ganze Steven des »Guardian Rio« in den Wasserspiegel und hätte uns flachgedrückt, wenn wir in den Sog geraten wären. Oben an Deck lief das Volk durcheinander und schrie. Endlich begann der Propeller neben uns sich in Gang zu setzen, und das half uns, von dem Strudel unter dem »Guardian Rio« in letzter Minute klarzukommen. Der Bug des Floßes hatte einige kräftige Schläge auszuhalten gehabt und hing nun etwas windschief in den Zurrungen, aber das richtete sich langsam von selbst zurecht.

»Wenn etwas so schlecht anfängt, dann muß es ja gut gehen«, sagte Hermann, »wenn nur dieses Schleppen ein Ende hat, ehe es das Floß in Stücke zerreißt.«

Aber die Schlepperei dauerte in langsamer Fahrt die ganze Nacht und verlief bis auf ein paar kleine Zwischenfälle glatt. Längst hatten uns die Jachten Lebewohl gesagt, und das letzte Leuchtfeuer war achteraus verschwunden. Nur einige wenige Schiffslichter passierten uns im Dunkeln. Wir teilten die Nacht in Wachen, um ein Auge auf das Kabel zu halten, und alle taten einen guten Schlaf. Als es wieder tagte, lag dichter Nebel über der Küste von Peru, während wir einen strahlend blauen Himmel im Westen vor uns hatten. Die See rollte in langen, ruhigen Dünungen, von leichten Schaumkämmen gekrönt, und Kleider und Baumstämme und alles, was wir in die Hand nahmen, war dampfend naß vom Tau. Es war kühl, und das grüne Wasser um uns war erstaunlich kalt für zwölf Grad südlich des Äquators. Es war der Humboldtstrom, der seine kalten Wassermassen von der Antarktis heraufwälzte, sie nach Norden die ganze peruanische Küste entlangschob, um dann dicht unterhalb des Äquators nach Westen hinaus über das Meer zu biegen. Hier draußen waren Pizarro, Zarate und die anderen frühen Spanier das erste Mal auf die großen Segelflöße der Inka-Indianer gestoßen, die sich fünfzig bis sechzig Seemeilen auf Meer hinauswagten, um Thunfische und Dolfine mitten im Humboldtstrom zu fischen. Tagsüber kam der Wind vom Lande, während er am Abend wieder auf das Land zu stand und ihnen heimhalf, wenn sie es wünschten.

Der Schlepper lag in der Nähe, und da wir ängstlich besorgt waren, das Floß möglichst weit weg zu halten, setzten wir unser kleines aufgeblasenes Gummiboot zu Wasser. Das hüpfte wie ein Fußball über die Wellen und tanzte mit Erich, Bengt und mir los, bis

wir die Strickleiter zum »Guardian Rio« zu fassen bekamen und an Bord klettern konnten. Bengt verdolmetschte uns unsere genaue Position auf der Karte. Wir waren jetzt fünfzig Seemeilen von Land, nordwestlich von Callao, und mußten in den ersten Nächten noch Laternen tragen, um nicht von Küstendampfern gerammt zu werden. Weiter draußen würden wir keinem Schiff mehr begegnen, denn es gab keine Route, die diesen Teil des Pazifiks durchschnitt.

Wir nahmen feierlich Abschied von allen an Bord, und viele freundliche Blicke folgten uns, als wir wieder ins Gummiboot hinunterstiegen und über die Wogen zurück zur »Kon-Tiki« davontanzten. Dann wurde das Schlepptau gekappt, und das Floß lag allein. Fünfunddreißig Mann an Bord der »Guardian Rio« standen an der Reling und winkten, solange wir die Konturen unterscheiden konnten, und sechs Mann saßen ihrerseits auf den Kisten an Bord des Floßes und folgten dem Schlepper mit den Augen, solange wir ihn sehen konnten. Erst als sich die dunkle Rauchsäule hinter der Kimmung auflöste und verschwand, schüttelten wir uns und nickten einander zu.

»Gute Fahrt!« sagte Torstein. »Jungens, jetzt können wir den Motor in Gang setzen.«

Alles lachte. Wir prüften die Windrichtung. Es ging ein ganz schwaches Lüftchen, das sich von Süden nach Südosten gedreht hatte. Wir hißten die Bambusrah mit dem großen vierkantigen Segel, aber das hing ganz schlaff und gab dem Kon-Tiki-Gesicht ein runzliges, unzufriedenes Aussehen.

»Der Alte schaut sich gar nicht gleich«, sagte Erich, »wie der jung war, hat es wahrscheinlich stärker geblasen.«

»Am liebsten möchte man antauchen!« meinte Hermann und warf einen Balsaspan am Bug hinaus:

»Eins - zwei - drei --- neununddreißig, vierzig, einundvierzig.«

Der Balsaspan lag immer noch ruhig und fest neben dem Floß. Noch hatte er den ganzen Weg an der Seite entlang nicht zurückgelegt.

»Wir werden wohl mit ihm zugleich hinüberkommen«, sagte Torstein optimistisch.

»Ja, hoffentlich treiben wir nicht mit der Abendbrise zurück«, meinte Bengt. »Es war ja sehr unterhaltsam beim Abschied in Callao, aber auf den nächsten Willkomm kann ich wohl verzichten!«

Der Span hatte endlich das Ende des Floßes erreicht. Wir riefen Hurra und begannen jetzt alles zu verstauen und festzubinden, was in letzter Minute an Bord geschleppt worden war. Bengt stellte einen Primus auf den Boden einer leeren Kiste, und bald tranken wir warmen Kakao und aßen Keks und öffneten eine frische Kokosnuß. Die Bananen waren noch nicht richtig reif.

»Jetzt haben wir es schon ganz gut«, brummte Erich zufrieden. Er stieg einher in einer dicken Schafpelzhose und einem mächtigen Indianerhut, mit dem Papagei auf der Schulter.

»Nur eins schätze ich dabei weniger«, lachte er dann, »und das sind alle diese ungenauen Gegenströme, die uns geradewegs auf die Klippen vor der Küste setzen können, wenn wir hier auf diese Art liegenbleiben.«

Wir erwogen die Möglichkeit zu paddeln, aber wurden uns einig, uns dem Wind zu überlassen.

Und der Wind kam. Sachte und stetig blies er von Südost daher. Bald füllte sich das Segel und blähte sich wie eine frohlockende Brust, mit dem Kon-Tiki-Kopf strotzend von Unternehmungslust. Die »Kon-Tiki« begann, sich in Bewegung zu setzen.

Wir drehten gegen Westen und zogen an Schoten und Seilen. Das Steurruder wurde achtern ins Wasser gelassen, und die Wachliste trat in Kraft. Wir warfen Papierkugeln und Späne neben den Bug und standen achtern mit der Uhr:

»Eins - zwei - drei- - -acht - neun - jetzt!« Das Papier und die Holzstückchen passierten das Steuerruder, und bald lagen sie wie Perlen einer Schnur und tauchten in den Wellentälern hinter uns auf und nieder. Es ging voran, Meter für Meter. Die »Kon-Tiki« pflügte die See, zwar nicht so wie ein schnittiges Rennboot - dick und breit, schwer und solid schob sie sich bedächtig vor über die Wogen. Sie übereilte sich nicht, aber wenn sie einmal in Gang gekommen war, dann arbeitete sie sich mit unwandelbarer Energie voran.

Die Steuerung bedeutete augenblicklich unser größtes Dilemma. Das Floß war wohl genauso gebaut, wie es die Spanier beschrieben, aber heutzutage konnte uns kein Mensch mehr einen praktischen Einführungskurs im Segeln auf Indianerflößen geben. Das Problem war zwar unter den Experten an Land gründlich diskutiert worden, aber mit mageren Resultaten. Sie verstanden genauso wenig davon wie wir selbst.

Da der Südost rasch an Stärke zunahm, wurde es notwendig, den Kurs des Floßes so zu halten, daß das Segel von achtern gut gefüllt wurde. Wenn das Floß die Seite zu stark gegen den Wind drehte, schlug plötzlich das Segel um und drängte auf Last und Volk und Hütte, während sich das ganze Floß wendete und denselben Kurs zurück nahm. Das wurde ein schwerer Gefechtsgang, wenn dann drei Männer mit dem Segel rauften und die drei anderen an dem langen Steuerruder arbeiteten, um die Nase des Floßes herum - und wieder an den Wind zu bekommen. Und sobald wir es fertiggebracht hatten, mußte der Steuermann aufpassen wie ein Schießhund, daß nicht im gleichen Augenblick das ganze Theater von vorn losging.

Das sechs Meter lange Steuerruder lag frei zwischen zwei

Haltepflöcken auf einem mächtigen Klotz am Achterende. Dasselbe Steuerruder hatten unsere eingeborenen Freunde gebraucht, als wir den Palenque-Fluß in Ecuador hinuntergetrieben waren. Die lange Stange aus Mangleholz war zäh wie Stahl, aber schwer genug, um wie ein Stein zu sinken, wäre sie über Bord gegangen. Am Ende der Stange war ein großes Ruderblatt aus Kiefernholz mit einem Tau festgebunden. Es nahm alle unsere Kräfte in Anspruch, dieses lange Steuerruder festzuhalten, wenn die Wogen dagegen schlugen, und die Hände wurden von dem krampfhaften Griff müde, mit dem wir den Schaft umklammerten, damit das Ruderblatt senkrecht in die See niedertauchte Dieses letzte Problem wurde gelost, als wir einen Querstock am Handgriff des Steuerruders befestigten, so daß ein Hebelarm entstand, an dem wir drehen konnten Dabei versteifte sich die Brise ständig.

Schon am Nachmittag blies der Passat mit voller Starke. Bald wühlte er das Meer in brausende Seen auf, die sich von achtern über uns stürzten. Erst jetzt wurde uns allen klar, daß hier das Meer selbst uns entgegenkam. Jetzt war es ernst. Alle Brücken waren abgebrochen. Ob es gut gehen wurde, das hing ganz allein von der Seetüchtigkeit des Balsafloßes ab.

Wir wußten, von jetzt ab würden wir nie wieder den Wind aufs Land zu bekommen und damit auch keine Chance, je wieder umzukehren. Wir waren mitten in den Passat hineingekommen, und jeder Tag würde uns weiter und weiter hinaus aufs Meer führen. Es lag nur mehr daran, jetzt mit vollen Segeln durchzuhalten. Selbst wenn wir versuchen sollten, die Nase heimwärts zu drehen, so wurden wir trotzdem rücklings aufs Meer hinaustreiben. Es gab nur mehr einen einzigen Kurs den Wind von achtern zu nehmen, den Bug gegen Sonnenuntergang gerichtet. Das war ja schließlich und letzten Endes der Sinn unserer Fahrt. Wir wollten der Sonne auf ihrem Weg folgen, wie Kon-Tiki und die alten Sonnenanbeter es einmal gemacht hatten, wenigstens unserer Meinung nach, als sie von Peru aufs Meer getrieben wurden.

Wir bemerkten mit Triumph und Erleichterung, wie sich das Floß über die ersten drohenden Wogenkämme schwang, die wider uns schäumten. Aber es war unmöglich für den Steuermann, das Ruder festzuhalten, wenn sich brausende Seen über ihn wegwälzten und das Ruder aus dem Widerlager hoben oder es zur Seite drückten. Dann wurde er herumgeschleudert wie ein hilfloser Akrobat. Selbst zwei Mann zugleich konnten das Ruder nicht festhalten, wenn sich die Seen gegen uns erhoben und sich über die Steuerwache am Heck ergossen. So verfielen wir darauf, Stricke vom Ruderblatt zu jeder Seite des Floßes zu ziehen. Mit anderen Tauen banden wir das Ruder in seinem Widerlager fest, so daß ihm nur mehr eine begrenzte

Bewegungsfreiheit verblieb. Auf diese einfache Art konnten wir auch den schwersten Seen trotzen, wenn wir uns nur selbst festzuhalten vermochten.

Steuerwache: Wir teilen den Tag in zweistündige Wachen am Steuerruder. Türmen sich auch die Seen in Masthöhe vor uns auf, wir entgehen ihnen doch, wenn der Wind von achtern gegen die Backbordseite kommt. Der Kapitän des Floßes am Ruder.

Oben: In voller Fahrt bei steifer Brise.
Unten: Sturzsee über uns. Blick vom Mast auf die Steuerwache.

Als sich die Wellentaler immer tiefer eingruben, wurde uns klar, daß wir in den reißendsten Teil des Humboldtstroms gekommen waren. Hier wirkte die Strömung und nicht nur der Wind. Das Wasser war grün und kühl und umgab uns auf allen Seiten. Die zackigen Berge Perus waren in den dichten Wolkenbänken hinter uns versunken. Als sich die Dunkelheit über das Meer senkte, begann unser erster Zweikampf mit den Elementen. Noch waren wir unsicher auf See, noch war es gänzlich ungewiß, ob sie sich als Freund oder Feind jener engen Gemeinschaft zeigen würde, die wir selbst gesucht hatten. Als wir im Dunkel der Nacht hörten, wie das Heulen des Meeres rund um uns plötzlich von dem Dröhnen eines nahenden Wogenrückens übertönt wurde und ein weißer Kamm in der Höhe des Hüttendaches auf uns zukam, klammerten wir uns fest und warteten

düsteren Sinnes, daß die Wassermassen über uns und dem Floß zusammenschlugen. Aber jedesmal erlebten wir dieselbe Überraschung und dieselbe Erlösung: »Kon-Tiki« wippte ruhig ein Ende in die Höhe und hob sich unangefochten in die Luft, während die Wassermassen am Floß vorbeirauschten. Dann sanken wir wieder in ein Wellental und warteten auf die nächste große See. Die größten kamen mit Vorliebe zwei und drei hintereinander, dann kam eine lange Reihe von kleineren. Aber wenn zwei große Wellen allzu dicht hintereinander liefen, dann brach die letzte über das Heck herein, während die erste noch den Bug in die Höhe hob.

Es war daher unverbrüchliches Gesetz, auf Steuerwache ein Tau um den Leib zu haben, dessen anderes Ende am Floß befestigt war, denn es gab keine Reling. Auftrag war, den Achtersteven gegen See und Wind zu wenden und geradewegs aufs Meer zu halten. Wir hatten einen alten Rettungsbootkompaß in einer Kiste achtern montiert, so daß Erich den Kurs kontrollieren und Position und Trift errechnen konnte. Vorläufig war es ungewiß, wo wir uns befanden, denn der Himmel war bewölkt und der Horizont ein einziges Wogenchaos. Zwei Mann zogen immer gleichzeitig auf Wache, und Seite an Seite brauchten sie all ihre Kraft im Kampf mit dem tanzenden Steuerruder, während die anderen in der offenen Bambushütte ein Auge voll Schlaf zu nehmen versuchten. Wenn eine schwere See kam, überließen die zwei die Steuerung dem Tauwerk, sprangen selbst empor und hängten sich an eine Bambusstange am

Hüttenfirst, während die Wassermassen von achtern hervorzischten und zwischen den Stämmen und über die Seiten des Floßes abliefen. Dann mußten sie sofort wieder an das Ruder springen, bevor das Floß sich herumdrehte und das Segel umschlug. Denn hätte die nächste Woge das Floß von der Seite überrascht, dann hätte sie sich geradewegs in die Bambushütte hinein ergossen. Kam sie aber von achtern, so verschwand sie zwischen den auseinander gespreizten Stämmen so rasch, wie sie an Bord gekommen war, und reichte nur selten bis an unsere Hüttenwand heran. Der Vorteil eines Floßes war ganz offenkundig, denn je mehr Zwischenraum, desto besser. Durch die Spalten im Boden strömte das Wasser ab, aber niemals herein.

Um zwölf Uhr nachts passierte ein Schiffslicht in nördlicher Richtung. Schlag drei passierte noch eins mit demselben Kurs. Wir winkten mit unserem kleinen Paraffinlicht und blinkten mit einer Taschenlampe, aber man sah uns nicht, und die Lichter glitten ruhig nach Norden ins Dunkel und verschwanden. Sie ahnten wohl kaum an Bord, daß hier ein quietschlebendiges Inkafloß lag und sich zwischen den Wellen hindurchraufen mußte. Und wir ahnten ebensowenig auf dem Floß, daß dies unser letztes Schiff und unsere letzte Begegnung

mit Menschen gewesen war, bevor wir drüben auf der anderen Seite des Meeres ankamen.

Wie Kletten klammerten wir uns in der Finsternis an das Steuerruder und spürten das frische Seewasser aus unseren Haaren rinnen. Das Ruder schlug uns vorn und rückwärts mürbe, und die Fäuste wurden steif in der Umklammerung. Das war eine harte Schule in den ersten Tagen, sie verwandelte uns rasch aus Landratten in Seebären. In den ersten Tagen wechselte jeder Mann unaufhörlich zwischen zwei Stunden Steuerwache und drei Stunden Ruhe. Wir hatten es so eingerichtet, daß jede Stunde ein frischer Posten kam und den ablöste, der schon zwei Stunden gestanden war. Jeder Muskel im Körper war während der Wache bis zum äußersten angespannt, um einigermaßen die Steuerung zu bewältigen. Wenn wir vollständig erschöpft waren vom Drücken des Ruders, so gingen wir auf die andere Seite hinüber und zogen es, und waren Arm und Brust vom Druck wund, nahmen wir den Rücken zu Hilfe. So schlug uns das Ruder auf Brust und Rücken schön gleichmäßig grün und blau. Wenn endlich Ablösung kam, krochen wir halb erstarrt in die Bambushütte, schlangen ein Tau um die Füße und schliefen in den salzigen Kleidern ein, bevor wir noch in den Schlafsack hineinkamen. Und schon zog es wieder brutal am Tau, drei Stunden waren um und wieder mußte man hinaus und einen von den beiden ablösen, die am Steuerruder standen.

In der nächsten Nacht war es noch schlimmer, die See wilder, statt daß sie sich beruhigt hätte. Zwei Stunden ununterbrochenes Raufen mit dem Steuerruder war zu lang. Wir taugten nicht mehr viel in der zweiten Hälfte der Wache, die Seen bekamen Oberhand und schleuderten uns herum wie einen Ball, während das Wasser über Bord schäumte. So gingen wir dazu über, eine Wache von einer Stunde bei eineinhalb Stunden Ruhe einzurichten. Die ersten sechzig Stunden waren ein einziger Kampf gegen ein Chaos von Wogen, die sich auf uns zuwälzten, eine nach der anderen, unaufhörlich, hohe Wellen und niedrige Wellen, spitze Wellen und runde Wellen, schräge Wellen und Wellen oben auf der Spitze von anderen Wellen. Am ärgsten von uns litt Knut. Er war von der Steuerwache befreit, aber dafür mußte er Neptun opfern und duldete schweigend Qualen in einem Winkel der Hütte. Der Papagei saß melancholisch in seinem Käfig, ließ den Schnabel hängen und schlug jedesmal mit den Flügeln, wenn das Floß einen unerwarteten Sprung machte und die Wellen achtern gegen die Wand klatschten. Dabei rollte die »Kon-Tiki« gar nicht so besonders, sie nahm die Seen gelassener als irgendein Boot der gleichen Ausmaße, aber man konnte unmöglich voraussehen, nach welcher Seite sich das Deck das nächste Mal neigen würde, und wir lernten ewig nicht die Kunst, geschickte Seemannsbeine auf das Floß

zu stellen, denn es schaukelte nach der Länge soviel wie nach der Quere.

In der dritten Nacht beruhigte sich die See etwas, obgleich der Wind seine Stärke beibehielt. Um vier Uhr kam ein unerwarteter Nachläufer schäumend durch das Dunkel und drehte das ganze Floß herum, bevor die Männer am Steuer zur Besinnung kamen. Das Segel drückte auf die Hütte los und drohte, diese und sich selbst in Fetzen zu zerschlagen. Alle Mann mußten auf Deck. Wir bargen die Last und zogen an Tauen und Pardunen in der Hoffnung, das Floß wieder auf den richtigen Kurs zu bringen, damit das Segel sich wieder füllen und sich friedlich über uns wölben konnte. Aber das Floß wollte sich nicht wieder wenden lassen. Es wollte jetzt rückwärts marschieren und damit basta! Wie immer wir zogen, schoben und herumruderten, das einzige Ergebnis war, daß um ein Haar zwei Mann im Seegang über Bord gegangen wären, als das Segel sie im Dunkel erfaßte. Die See war sichtlich ruhiger geworden. Steif, zerschlagen an allen Gliedern, mit wunden Fäusten und verschlafenen Augen waren wir nicht mehr viele saure Heringe wert. Es war besser, die Kräfte zu sparen, wenn der Sturm einen noch härteren Strauß erfordern sollte, man konnte nie wissen. So fierten wir das Segel und rollten es um die Bambusstange. Die »Kon-Tiki« lag seitlich in den Wellen und nahm sie wie ein Kork. Alles an Bord war vertäut, wir bliesen die Wachen ab, und sechs Mann krochen in die winzige Bambushütte, wo wir uns zusammendrängten und schliefen wie Mumien in einer Sardinenbüchse.

Wir hatten keine Ahnung davon, daß wir uns nun durch die härtesten Steuerwachen der Reise hindurch geschlagen hatten. Erst weit draußen auf dem offenen Ozean kamen wir auf die einfache und geniale Art der Inkas ein Floß zu steuern.

Wir erwachten am hellen Tag, als der Papagei anfing, sich aufzuplustern und Krach zu schlagen und in seinem Käfig auf und ab zu hüpfen. Draußen gingen die Wellen immer noch hoch, aber in langen, gleichmäßigen Kämmen und nicht so willkürlich und stoßweise wie am Tag vorher. Das erste, was wir sahen, war die Sonne, die auf dem gelben Bambusdeck lag und dem ganzen Meer rundum ein leuchtendes und freundliches Aussehen gab. Was tat es schon, wenn der Ozean brauste und wogte, solange er uns nur auf dem Floß in Frieden ließ; was tat es schon, wenn er sich vor unserer Nase hoch in die Luft bäumte, wenn wir wußten, daß das Floß in der nächsten Sekunde drüberhüpfen und den brausenden Kamm ausstreichen würde wie eine Dampfwalze, während der schwere, gefährliche, gläserne Berg selbst uns nur in die Höhe hob und wimmernd und gluckernd unter dem Floßboden dahinrollte. Die alten Meister aus Peru wußten genau, was sie taten, als sie einen hohlen Schiffsrumpf vermieden, der sich mit Wasser füllen konnte, wie auch

ein Fahrzeug, das so lang war, daß es nicht über eine Welle nach der anderen reiten konnte. Eine Dampfwalze aus Kork, das war der widerspruchsvolle Effekt unseres Balsafloßes.

Erich nahm unsere Position an der Sonnenhöhe, und wir fanden, daß wir zusätzlich zur Segelfahrt eine gewaltige Abtrift längs der Küste nach Norden hatten. Wir lagen noch im Humboldtstrom, der hier etwa hundert Seemeilen vom Lande dahinzieht. Das große Spannungsmoment bestand darin, wie wir in den unsicheren Stromwirbeln südlich der Galapagos weiterkommen würden. Es konnte schicksalsschwere Folgen haben, denn hier droben konnten wir von kräftigen Meeresströmungen nach allen Richtungen, selbst gegen die Küste von Mittelamerika gefegt werden. Aber ging es wie berechnet, so würden wir mit dem Hauptstrom nach Westen über das Meer treiben, bevor wir die Flöhe der Galapagos erreichten.

Der Wind blies weiterhin genau von Südosten. Wir hißten das Segel, bekamen endlich das Floß mit dem Heck in den Wind und setzten die Steuerwachen fort.

Knut hatte nun endlich die Qualen der Seekrankheit überstanden. Mit Torstein zusammen kletterte er in die schwingende Mastspitze, wo sie mit mysteriösen Radioantennen experimentierten, die sie einmal mit einem Ballon, dann wieder mit Drachen in die Luft steigen ließen. Plötzlich rief einer aus dem Radioverschlag, daß er die Marinestation in Lima höre, die nach uns rief. Sie verständigte uns, daß das Flugzeug des amerikanischen Gesandten von der Küste her unterwegs sei, um uns ein letztes Lebewohl zu sagen und um zu sehen, wie wir uns draußen auf dem Meere ausnahmen. Kurz darauf bekamen wir direkten Kontakt mit dem Funker an Bord des Flugzeugs und wenig später ein zweifellos unerwartetes Zwiegespräch mit der Sekretärin der Expedition, Gerd Vold, die an Bord war. Wir gaben unsere Position so genau wie möglich und sendeten stundenlang Peilungssignale, und die Stimme im Äther wurde stärker oder schwächer, je nachdem ARMY-119 näher oder ferner kreiste und suchte. Aber wir hörten die Maschine nie und sahen ebensowenig das Flugzeug. Das niedrige Floß zwischen den Wellenkämmen zu suchen, war nicht so leicht, und unser eigener Ausblick war zu sehr begrenzt, zum Schluß mußte der Flieger aufgeben und wendete zurück zur Küste. Es war dies das letzte Mal, daß jemand nach uns suchte.

In den folgenden Tagen ging die See hoch, aber die Wellen kamen zischend genau in Reih und Glied von Südosten, und die Steuerung ging bedeutend leichter. Wir nahmen jetzt See und Wind schräg von achtern gegen die Backbordseite, so nahm der Steuermann weniger Wellen über, und das Floß lief ruhiger, ohne sich zu drehen. Wir konstatierten mit Spannung, daß der Südostpassat und der Humboldtstrom uns mit jedem Tag näher an die Wirbel um die

Galapagosinseln herantrieben. Und so rasch ging es genau nach Nordwesten, daß unser täglicher Durchschnitt in diesen Tagen bei 55 bis 60 Seemeilen lag, mit einem Rekord von 71 Seemeilen oder über 130 Kilometern an einem einzigen Tag.

»Ist es schön auf den Galapagos?« fragte Knut vorsichtig eines Tages und zeigte auf unsere Karte, wo eine Perlenschnur von Positionen vermerkt war. Die entstandene Figur glich einem Finger, der hämisch auf die verhexten Inseln deutete.

»Kaum«, sagte ich, »der Inka Tupac Yupanqui soll knapp vor der Zeit des Kolumbus von Ecuador nach den Galapagos gefahren sein, aber weder er noch irgendein anderer Eingeborener ließen sich wegen des Wassermangels dort nieder.«

»O. k.«, sagte Knut, »so kommen wir, zum Teufel, hoffentlich auch daran vorbei.«

Wir hatten uns jetzt so daran gewöhnt, daß uns das Meer umschäumte, daß es uns nichts mehr ausmachte. Was hieß es schon, wenn wir ein wenig herumtanzten, tausend Faden Wasser unter uns, solange wir und das Floß ständig obenauf waren. Nur daß hier die nächste Frage auftauchte: Wie lange konnten wir damit rechnen, uns zuoberst zu halten? Es war leicht zu sehen, daß die Balsastämme Wasser zogen. Der letzte Querbalken war schlimmer als die anderen, wir konnten hier die ganze Fingerspitze in das schwammige Holz drücken, so daß das Wasser herausfloß. Insgeheim brach ich ein Stück des durchtränkten Holzes los und warf es über Bord. Es sank ruhig unter die Oberfläche und verschwand langsam hinunter in die Tiefe. Später beobachtete ich, wie verschiedene von den anderen genau dasselbe taten, wenn sie meinten, daß keiner zusah. Dann standen sie und sahen andächtig dem wasserschweren Splitter nach, der ruhig in dem grünen Wasser verschwand.

Als wir starteten, hatten wir die Wasserlinie des Floßes markiert, aber in der unruhigen See war es unmöglich, festzustellen, wie tief wir lagen, denn bald waren die Stämme ganz aus dem Wasser gehoben, bald tauchten sie tief hinein. Aber wenn wir ein Messer in das Holz stießen, so sahen wir zu unserer Freude, daß es etwa einen Zoll unter der Oberfläche trocken zu werden begann. Wir rechneten aus: Wenn das Wasser in derselben Geschwindigkeit weiter eindrang, so würde das Floß erst in der Zeit eben unter der Wasserfläche verschwinden, in der wir auch rechnen konnten, uns dem Lande zu nähern. Aber wir hofften, daß der Saft weiter drinnen als Imprägnierung wirken und damit die Wasseraufnahme bremsen würde. Aber noch eine andere Gefahr spukte während der ersten Wochen ein wenig in unseren Hirnen: das Tauwerk. Bei Tag waren wir so beschäftigt, daß wir wenig darüber nachdachten, aber wenn die Dunkelheit einbrach und wir in unsere Kojen auf den Hüttenboden krochen, bekamen wir mehr Zeit,

nachzudenken, zu fühlen und zu horchen. Da lagen wir dann, jeder auf seinem Strohsack, und konnten spüren, wie die Binsenmatte im Takt mit den großen Stämmen unter uns auf und nieder ging. Außer den Bewegungen des ganzen Floßes verschoben sich alle Bohlen auch untereinander, wenn die eine emporstieg, sank die andere in ruhig wogender Bewegung hinab. Sie bewegten sich nicht viel, aber es genügte, daß man sich wie auf dem Rücken eines großen, atmenden Tieres liegen fühlte, und wir zogen es vor, in der Längsrichtung eines Stammes zu liegen. Die ersten zwei Nächte waren die schlimmsten, aber damals waren wir zu müde, um uns darum zu scheren. Später quollen die Taue im Wasser auf und hielten die neun Stämme mehr in Ruhe. Aber es war trotzdem nie ein Stückchen an Bord, das sich in Bezug auf seine Umgebung ganz ruhig verhielt. Wie sich die Unterlage in ihren Gelenken bewegte und verschob, so folgte alles andere mit, das Bambusdeck, der Doppelmast, die vier geflochtenen Wände der Hütte und das Sprossendach mit den Blättern darauf, alles war nur zusammengebunden und drehte und hob sich in entgegengesetzten Richtungen. Es war fast unmerklich, aber deutlich genug: Ging das eine Eck empor, dann ging das andere hinunter, und drehte die eine Hälfte des Daches alle Sprossen nach vorn, so drehte die andere Hälfte die ihren nach hinten. Sahen wir durch die offene Seite hinaus, so gab es noch mehr Leben und Bewegung, denn da drehte sich der Himmel ruhig im Kreise, während das Wasser hoch in die Luft sprang. Das Tauwerk hatte den ganzen Druck auszuhalten. Während der Nacht konnten wir es knirschen und kreischen, knacken und schreien hören. Es war wie ein einziger Klagechor im Dunkel, wobei jedes Tau mit seiner Stimme verkündete, wie belastet es war und wie stramm es saß. Jeden Morgen nahmen wir eine gründliche Untersuchung der Taue vor. Wir ließen uns kopfüber über die Floßkante ins Wasser hinab, wobei zwei Mann uns krampfhaft an den Knöcheln festhielten, um zu sehen, ob die Taue auf der Unterseite des Floßes in Ordnung waren. Aber das Tauwerk hielt. Vierzehn Tage, hatten die Seeleute gesagt, dann sollten alle geborsten sein. Gleichwohl fanden wir vorläufig nicht das geringste Zeichen einer Auflösung trotz des ganzen Konzerts. Erst weiter draußen auf dem Meer fanden wir die Erklärung dafür: Das Balsaholz war so weich, daß das Tauwerk sich langsam ins Holz schnitt und so geschützt wurde, statt daß die Taue zwischen den Stämmen zerrieben wurden.

Nach acht Tagen bekamen wir ruhigere See und merkten, daß die Farbe des Meeres blau statt grün geworden war. Wir begannen Westnordwest zu treiben statt genau nach Nordwesten. Das galt uns als erstes schwaches Zeichen, daß wir aus der Küstenströmung herausgekommen waren. Damit hatten wir Hoffnung, direkt auf den Ozean getrieben zu werden.

Schon am ersten Tag, an dem wir allein dem Meer überlassen wurden, hatten wir Fische um das Floß beobachtet, aber wir waren zu sehr mit der Steuerung beschäftigt, um ans Fischen zu denken. Am nächsten Tag kamen wir mitten in einen dichten Sardinenschwarm, und kurz danach kam ein acht Fuß langer Blauhai und wälzte sich im Wasser, den weißen Bauch in der Luft, während er gegen den Achtersteven strich, wo Hermann und Bengt barfüßig in den Wellen standen und steuerten. Er trieb sich eine Zeitlang um uns herum, verschwand aber, als wir die Handharpune klar bekamen. Am nächsten Tag bekamen wir Besuch von Thunfischen, Bonitos und Dolfinen, und ein fetter fliegender Fisch landete an Bord. Wir verwendeten ihn sofort als Köder und zogen darauf zwei große Dolfine (Eldoradofische) herauf, von den der eine zehn, der andere fünfzehn Kilogramm wog. Das gab Essen für mehrere Tage. Auf den Steuerwachen konnten wir viele Fische sehen, die wir nicht einmal mit Namen kannten, und eines Tages kamen wir in einen Schwarm von Springwalen, der anscheinend gar kein Ende nehmen wollte. Die schwarzen Rücken drängten sich dicht an die Seite des Floßes, von überall kamen sie über das Meer herauf, soweit wir von der Mastspitze sehen konnten. Je weiter wir gegen den Äquator und fort von der Küste kamen, desto alltäglicher wurden die fliegenden Fische. Als wir endlich in das blaue Wasser hinaus kamen, wo sich das Meer majestätisch einher wälzte, sonnenbeleuchtet und friedlich, leicht vom Winde gekräuselt, da konnten wir sie wie einen Regen von Projektilen leuchten sehen, die aus dem Wasser herausschössen und in gerader Linie dahinflogen, bis ihr Schwung aufgebraucht war und sie wieder unter der Oberfläche verschwanden.

Stellten wir in der Nacht die winzige Paraffinlampe hinaus, so wurden die fliegenden Fische vom Licht angelockt, und große und kleine Exemplare sausten quer über das Floß. Oft trafen sie die Hütte oder das Segel und trudelten hilflos auf Deck herunter. Denn ohne den Schwung, mit dem sie durch das Wasser schwammen, lagen sie nur zappelnd wie großäugige Heringe mit langen Brustflossen da. Es konnte geschehen, daß wir plötzlich die saftigen Flüche eines Mannes an Deck hörten, wenn er unerwartet einen fliegenden Fisch mit guter Fahrt ins Gesicht geklatscht bekam. Die kamen immer mit guter Fahrt und das Maul voran, und es verging einem Hören und Sehen, wenn man sie mitten ins Gesicht bekam. Aber der unverschuldete Angriff wurde von dem Geschädigten rasch vergeben, denn trotz allem war hier das Schlaraffenland des Meeres, wo prächtige Fischgerichte statt gebratener Tauben durch die Luft sausten. Wir brieten sie zum Frühstück, und sei es, daß es der Fisch, der Koch oder der Appetit war, sie erinnerten uns jedenfalls an gebratene kleine Forellen, wenn wir nur die Schuppen abschrappten.

Es war des Kochs erste Pflicht, nach dem Wecken auf Deck zu gehen und all die fliegenden Fische zu sammeln, die dort im Verlaufe der Nacht gelandet waren. Es waren oft ein halbes Dutzend oder mehr, eines Morgens fanden wir sechsundzwanzig fette fliegende Fische auf dem Floß. Es war Knuts ewiger Ärger, daß ihn, als er eines Morgens die Bratpfanne schwang, ein fliegender Fisch nur an der Hand traf, statt ins Bratenfett zu springen.

Unsere intime Nachbarschaft mit dem Meer ging Torstein das erstemal richtig auf, als er eines Morgens erwachte und eine Sardine auf dem Kopfpolster fand. Es war so eng in der Hütte, daß Torstein mit seinem Kopf in der Türöffnung lag und alle ins Bein biß, die ihm unversehens ins Gesicht trampelten, wenn sie nachts hinaus mußten. Er ergriff die Sardine am Schwanz und vertraute ihr verständnisvoll an, daß alle Sardinen seine volle Sympathie besäßen. Wir zogen pflichtschuldigst unsere Füße an den Leib, daß Torstein in der nächsten Nacht besser Platz bekam, aber da geschah etwas, was ihn veranlaßte, sich einen Schlafplatz mitten auf unserer gesamten Küchenausrüstung hinten im Radiowinkel zu suchen.

Es war einige Nächte später. Der Himmel hatte sich bezogen, und es war stockfinster. Torstein hatte die Paraffinlampe gleich neben seinen Kopf gestellt, damit die Nachtwachen sehen konnten, wohin sie stiegen, wenn sie beim Wachwechsel über seinen Kopf aus- und einkrochen. Gegen vier Uhr erwachte Torstein, weil das Licht umfiel und etwas Kaltes und Nasses ihm um die Ohren klatschte.

Na, ein fliegender Fisch, dachte er und tappte im Dunkeln danach, um ihn fortzuschleudern. Er bekam etwas Langes, Feuchtes zu fassen, das sich wie eine Schlange ringelte. Er fuhr zurück, als ob er sich verbrannt hätte. Der unsichtbare Nachtbesucher entglitt in Richtung auf Hermann, während Torstein versuchte, die Lampe anzuzünden. Hermann fuhr ebenfalls in die Höhe, und damit erwachte auch ich und dachte gleich an die Riesenkraken, die in der Nacht in diesen Gewässern emporsteigen.

Als wir Licht in die Lampe bekamen, saß Hermann triumphierend, die Faust um den Nacken eines langen, dünnen Fisches geklammert, der sich wie ein Aal in seinen Händen wand. Der Fisch war einen Meter lang, dünn wie eine Schlange, mit großen schwarzen Augen und einer spitzen Schnauze mit einem Räubermaul voll langer, scharfer Zähne. Die Zähne waren messerscharf und konnten in den Gaumen umgelegt werden, wenn er schlucken wollte. Unter Hermanns Griff würgte er plötzlich einen großäugigen weißen Fisch, etwa zwanzig Zentimeter lang, aus Magen und Maul heraus, und kurz darauf kam noch einer von derselben Art hervor. Es waren ersichtlich zwei Tiefseefische, die von den Zähnen des Schlangenfisches stark mitgenommen waren. Die dünne Haut des Schlangenfisches war

blauviolett am Rücken und stahlblau an der Unterseite und löste sich unter dem Griff in Fetzen los.

Endlich erwachte Bengt von dem Aufruhr, und wir hielten die Lampe und den langen Fisch unter seine Nase. Er setzte sich blinzelnd in seinem Schlafsack auf und sagte sanft:

»Nein. So ein Tier gibt es gar nicht.« Worauf er sich ruhig wieder niederlegte und weiterschlummerte.

Es fehlte nicht viel, daß Bengt recht gehabt hätte. Es zeigte sich nämlich später, daß wir sechs, die wir rund um das Licht in der Bambushütte saßen, die ersten waren, die diesen Fisch lebenden Leibes gesehen hatten. Nur das Skelett eines solchen war an der Küste von Südamerika und auf den Galapagosinseln ein paar Mal gefunden worden, und die Ichthyologen nannten ihn Gempylus oder Schlangenmakrele und glaubten, daß er in großen Meerestiefen lebte, weil noch keiner ihn bisher lebend gesehen hatte. Aber wenn er in großer Tiefe lebte, so mußte das jedenfalls am Tag sein, wenn die Sonne die mächtigen Augen blendete, denn in den dunklen Nächten war Gempylus hoch über der Oberfläche des Meeres auf Jagd. Das bekamen wir auf dem Floß zu erfahren.

Acht Tage später, nachdem der seltene Fisch in Torsteins Schlafsack gelandet war, bekamen wir einen neuen Besuch. Wieder war es Schlag vier am Morgen, der neue Mond war verschwunden, und es war dunkel, aber sternenklar. Das Floß war einfach zu steuern, und als meine Wache vorüber war, unternahm ich einen kleinen Ausflug entlang der Kante, um zu sehen, ob zur Wachablösung alles in Ordnung war. Ich hatte ein Tau um den Leib, wie es die Wache immer hatte, und mit der Paraffinlampe in der Hand balancierte ich vorsichtig auf dem äußersten Seitenstamm, um am Mast vorbeizukommen. Der Stamm war naß und glatt, daher war ich höchst erbittert, als jemand ganz unerwartet das Seil hinter mir ergriff und daran zog, so daß ich um ein Haar das Gleichgewicht verloren hätte. Erzürnt wendete ich mich mit dem Licht um, aber es war keine Seele zu sehen. Da zog und zerrte es wieder am Tau, und ich sah etwas Schimmerndes an Deck liegen und sich winden. Es war ein neuer Gempylus, und dieses Mal hatte er seine Zahnreihen so tief in das Rettungstau geschlagen, daß viele von den Zähnen brachen, bevor ich ihn losbekam. Vermutlich hatte das Licht der Lampe auf dem weißen, sich windenden Tau geglänzt, und unser Gast aus der Meerestiefe hatte einen Satz gemacht in der Hoffnung, einen extralangen und leckeren Bissen zu schnappen. Aber das Unternehmen endete in einer Kanne Formalin.

Das Meer bietet viele Überraschungen für den, der seinen Fußboden in Höhe des Wasserspiegels hat und langsam und lautlos dahintreibt. Ein Jäger, der sich seinen Weg durch den Wald bahnt,

kann nach Hause kommen und erzählen, daß es nichts Lebendiges zu sehen gab, und ein anderer kann sich lautlos auf einen Baumstumpf setzen und warten; da beginnt es oft zu rascheln und zu knacken, und neugierige Augen sehen hervor. So ist es auch auf dem Meer. Wir durchpflügen es meist mit Motorlärm und Kolbenstampfen, daß das Wasser nur so um den Bug sprüht. Dann kommen wir zurück und sagen, daß es mitten auf dem Meer nichts zu sehen gibt. Es verging kein Tag, ohne daß wir auf der Meeresfläche Besuch von neugierigen Gästen bekamen, die uns umkreisten, und einzelne davon, wie Dolfine und Lotsenfische, wurden so zutraulich, daß sie dem Floß Gefolgschaft leisteten über das Meer und sich Tag und Nacht um uns hielten.

Wenn die Nacht einfiel und die Sternenwelt an dem dunklen Tropenhimmel funkelte, da blinkte das Meerleuchten rund um uns um die Wette mit den Sternen, und vereinzeltes, leuchtendes Plankton sah aus wie runde, glühende Kohlen, so daß wir unwillkürlich unsere bloßen Füße anzogen, wenn die leuchtenden Kugeln aufs Achterdeck heraufgespült wurden. Fingen wir sie, so waren es kleine, leuchtende Garnelenarten. In solchen Nächten erschraken wir oft, wenn zwei runde leuchtende Augen plötzlich dicht neben dem Floß aus der See tauchten und uns wie hypnotisiert anstarrten, als gehörten sie dem Nöck persönlich. Oft stiegen Tintenfische empor und schwammen mit ihren teuflischen grünen Augen, die im Dunkeln wie Phosphor leuchteten, auf der Oberfläche. Aber es kam auch vor, daß die leuchtenden Augen Tiefseefischen gehörten, die nur in der Nacht emporstiegen und fasziniert auf den Schein vor ihnen starrten. Bei einigen Gelegenheiten, wenn die See ruhig war, füllte das nachtschwarze Wasser um das Floß sich plötzlich mit runden Köpfen, zwei bis drei Fuß im Durchmesser, die bewegungslos dalagen und uns mit ihren dicken, leuchtenden Augen anglotzten. In anderen Nächten konnten Leuchtkugeln, einen Meter oder mehr im Durchmesser, unten im Wasser sichtbar werden, während es in kurzen Zwischenräumen aufblitzte wie elektrische Lampen, die für ein kurzes Blinken angezündet wurden.

Nach und nach gewöhnten wir uns daran, solche unterirdische oder besser unterseeische Wesen unter dem Fußboden zu haben, aber wir waren trotzdem immer ein wenig überrascht, wenn sie in einer neuen Ausgabe auftauchten. In einer bewölkten Nacht gegen zwei Uhr, als die Ruderwache es schwer hatte, das schwarze Wasser vom schwarzen Himmel zu unterscheiden, bekam sie ein schwaches Leuchten drunten im Wasser zu Gesicht, das langsam die Form eines großen Tieres annahm. Es war unmöglich zu sagen, ob es das Plankton war, das auf seinem Körper leuchtete, oder ob das Tier selbst eine phosphoreszierende Oberfläche hatte, aber der Schein drunten im schwarzen Wasser gab dem spukhaften Wesen unsichere und fließende

Konturen, bald war es rund, bald schien es oval oder dreikantig, und plötzlich spaltete es sich in zwei Teile, die unabhängig voneinander unter dem Floß hin und her schwammen. Zum Schluß waren es drei von diesen dicken, leuchtenden Spukwesen, die in langsamen Runden unter uns wegzogen. Es waren richtige Ungeheuer, denn die Körper allein maßen ihre sechs bis acht Meter, und wir versammelten uns rasch auf Deck, um alle Mann diesen Gespenstertanz zu beobachten. Er dauerte Stunde um Stunde und folgte dem Floß in seiner Bewegung. Geheimnisvoll und lautlos hielten sich unsere leuchtenden Gefolgsleute ein gutes Stück unter der Wasseroberfläche, meist auf Steuerbord, wo die Lampe war, aber oft standen sie auch direkt unter dem Floß oder kamen auch auf der Backbordseite hervor. Der Lichtschein auf dem Rücken verriet, daß diese Bestien größer als Elefanten waren, aber Walfische waren es nicht, da sie nie an die Oberfläche kamen, um zu verschnaufen. Waren es ungeheure Kraken, die ihre Form veränderten, wenn sie sich auf die Seite wälzten? Sie ließen sich nicht verleiten, wenn wir das Licht dicht an die Wasserfläche hielten, um sie heraufzulocken. So blieb es uns unklar, was für eine Art Geschöpfe sie waren. Und wie alle zünftigen Zauberer und Spukwesen waren sie im Meer versunken, als der Tag zu grauen begann. Wir bekamen nie eine ausreichende Erklärung dieses nächtlichen Besuches der drei leuchtenden Ungeheuer, wenn die Lösung nicht in einem anderen Besuch lag, den wir bei strahlender Sonne eineinhalb Tage später bekamen.

Es war der 24. Mai, und wir lagen und trieben in den behaglichen Dünungen ungefähr 95 Grad West und 7 Grad Süd. Es war um die Mittagszeit, und wir hatten die Innereien von zwei großen Dolfinen über Bord geworfen, die wir im Morgengrauen gefangen hatten. Ich gab deshalb scharf acht, während ich am Bug zu einem erfrischenden Bad untertauchte, und hielt mich an einem Tauende fest. So bekam ich einen zwei Meter langen, dicken, braunen Fisch zu Gesicht, der neugierig durch das kristallklare Seewasser gerade auf mich zukam. Ich war rasch auf der Floßkante, saß im Sonnenschein und sah dem Fisch nach, der uns ruhig passierte, als ich ein wildes Kriegsgeheul hörte, das Knut achtern hinter der Bambushütte ausstieß. Er brüllte: »Hai!«, daß sich seine Stimme in Fisteltönen brach, und da wir fast täglich Haie längs der Floßseite erlebten ohne solches Theater, schien uns allen, daß es etwas Besonderes sein mußte, und wir eilten nach achtern. Hier hatte Knut in Hocke gesessen und seine Unaussprechlichen in den Wellen gewaschen, und als er einen Augenblick aufsah, blickte er gerade in das größte und häßlichste Antlitz, das einer von uns jemals in seinem Leben gesehen hatte. Es war dies der Schädel eines richtiggehenden Seeungeheuers, so groß und scheußlich, daß selbst ein Gespenst aus der Tiefe keinen

entsprechenden Eindruck auf uns gemacht hätte. Der Schädel war breit und flach wie der eines Frosches, mit kleinen Augen auf den Seiten und einem krötenartigen Maul, das eineinhalb Meter breit war und lange Fransen hatte, die herabhingen und in die Mundöffnung hineinflatterten. Nach rückwärts setze sich der Schädel in einen ungeheuerlichen Körper fort, um schließlich in einem langen, dünnen Schwanz zu enden. Die spitze Schwanzflosse, die senkrecht in die Höhe stand, verriet, daß dieses Seeungeheuer kein Wal irgendeiner Gattung war. Der Körper wirkte bräunlich unter dem Wasser, aber Schädel und Körper waren dicht mit kleinen, weißen Flecken besetzt. Das Monstrum kam uns ruhig und schläfrig von rückwärts nachgeschwommen. Es blinzelte wie eine Bulldogge und schlug ruhig mit dem Schwanz. Die große, runde Rückenflosse stand frei aus dem Wasser und manchmal auch die Schwanzflosse. Wenn ein Wellental kam, umspülte das Wasser den breiten Rücken wie eine Schäre. Vor dem breiten Maul schwamm ein ganzer Schwärm von zebraartig gestreiften Lotsenfischen in Fächerformation, und große Remorafische und andere Parasiten saßen festgesaugt auf dem gewaltigen Körper und ritten auf ihm durch das Wasser. Das Ganze bildete eine wunderliche Tiergemeinschaft, die sich um etwas scharte, das einer schwimmenden Unterwassserklippe glich.

Ein zehn Kilogramm schwerer Dolfin hing an sechs unserer größten Fischhaken hinter dem Floß als Köder für den Hai. Ein Schwarm von Lotsenfischen peilte direkt drauf los und roch an dem Dolfinkadaver, ohne daran zu rühren, worauf sie zurückschwänzelten zu ihrem Herrn und Meister, dem Seekönig. Wie bei einem mechanischen Ungetüm setzte sich die ungeheure Maschinerie in Gang und kam bedächtig auf das Dolfinfleisch zugeglitten, das wie ein kleiner, erbärmlicher Kosthappen vor seinem Maul hing. Wir versuchten, den Dolfin hereinzuziehen, und das Seeungeheuer folgte langsam nach bis an die Seite des Floßes. Ohne das Maul zu öffnen, ließ es den Dolfin vorsichtig hineingleiten, als würde es für einen so unbedeutenden Bissen nicht das ganze Scheunentor auftun. Als der Riese damit ganz ans Floß herankam, rieb er den Rücken an dem schweren Steuerruder, hob es aus dem Wasser, und wir bekamen Gelegenheit, das Monstrum aus nächster Nähe zu studieren, auf so kurze Distanz, daß ich glaubte, wir hätten alle den Verstand verloren, denn wir lachten laut auf und schrien erregt über den vollständig unglaublichen Anblick, den wir bekamen. Selbst Walt Disney mit all seiner Phantasie konnte kein groteskeres Untier schaffen als das, das plötzlich mit seinem Maul an der Floßkante lag und uns anblinzelte.

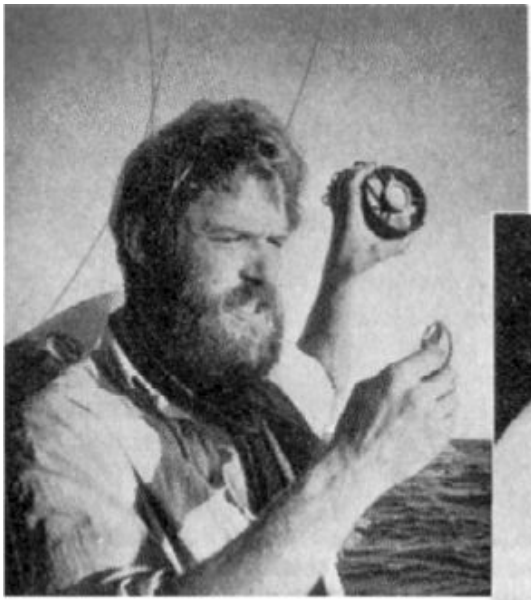
Das Ungeheuer war ein Walhai, der größte Hai und der größte Fisch überhaupt, der heutzutage in der Welt bekannt ist. Er ist außerordentlich selten, aber vereinzelte Exemplare wurden hier und

da in den tropischen Weltmeeren beobachtet. Der Walhai wird durchschnittlich fünfzehn Meter lang und wiegt nach Meinung der Zoologen fünfzehn Tonnen. Man glaubt, daß große Exemplare sogar zwanzig Meter erreichen können, und ein harpuniertes Walhaibaby hatte eine Leber von dreihundert Kilogramm und eine Sammlung von dreitausend Zähnen in dem breiten Maul.

So gewaltig war das Monstrum, daß der Schädel auf der einen Seite sichtbar war, wahrend die ganze Schwanzpartie auf der anderen aus dem Wasser ragte, als es uns zu umkreisen begann. Und so unwahrscheinlich grotesk, träge und dumm sah das Gesicht aus, daß wir uns nicht enthalten konnten, in Gelächter auszubrechen, obwohl wir sahen, daß die Bestie Muskelstränge genug hatte, um Balsastämme und Tauwerk in Stücke zu schlagen, wenn sie uns angriff. Wieder und wieder zog sie in engem Kreis gleichmäßig um das Floß, während wir warteten, was geschehen würde. So glitt sie gemütlich unter das Steuerruder, hob es in die Luft, während das Ruder den Rücken entlangglitt.

Oben: Ein seltsamer Schlafgenoß. Das erste Mal erblickt ein menschliches Auge die Schlangenmakrele Gempylus, als diese eines Nachts in Torstein Raabys Schlafsack Unterschlupf sucht.

Unten: Der gelbflossige Thunfisch lädt zum Angelsport ein.



Vor Einbruch der Nacht.
Watzinger bei seiner letzten
Windmessung.

Die Lampe wird aufgehängt — und schon
taucht die Sonne in einem unvergeßlichen
Farbenspiel im Pazifik unter.

Wir standen mit Handharpunen bereit rund um das Floß, aber sie wirkten wie Zahnstocher im Verhältnis zu dem enormen Biest, mit dem wir es zu tun hatten. Nichts deutete darauf, daß der Walhai uns je wieder zu verlassen gedachte. Er zirkelte uns ein und folgte uns wie ein treuer Hund dicht neben dem Floß. Etwas Entsprechendes hatte keiner von uns weder erlebt, noch auch gedacht, je zu erleben, und das ganze Abenteuer mit dem Seeungeheuer, das um das Floß schwamm, wirkte so unnatürlich auf uns, daß wir gar nicht richtig erfaßten, wie ernst die Lage war. In Wirklichkeit zog der Walhai seine Kreise nur eine kurze Zeit um uns, aber auf uns wirkte der Besuch, als dauerte er schon einen ganzen Tag. Zum Schluß wurde es Erich, der auf der Ecke des Floßes stand, zuviel, und von unbedachten Zurufen aufgemuntert, hob er die zweieinhalb Meter lange Handharpune hoch. Während der Walhai in langsamer Fahrt auf ihn zugeglitten kam und seinen breiten Kopf gerade unter der Ecke des Floßes hatte, rammte Erich die Harpune mit allen seinen Riesenkräften gerade hinunter zwischen seine Fuße und tief hinein in den Schädelknorpel des Riesenhais. Es dauerte eine oder zwei Sekunden, bevor der Riese richtig begriffen hatte, was vor sich ging. Aber dann war der langsame Idiot plötzlich in einen Berg von Stahlmuskeln verwandelt. Wir hörten

ein Sausen, als die Fangleine über die Floß kante fuhr, und sahen eine Wasserkaskade, als der Riese sich auf den Kopf stellte und in die Tiefe hinunterraste. Die drei, die zunächst standen, wurden kopfüber umgerissen, und zwei davon wurden von der Leine, die durch die Luft zischte, aufgewetzt und verbrannt. Die dicke Fangleine, die stark genug war, ein Rettungsboot festzuhalten, verklemmte sich an der Floßseite, barst aber augenblicklich wie ein Bindfaden, und wenige Sekunden später schwamm ein abgebrochener Harpunenschaft zweihundert Meter weiter an der Oberfläche. Ein Schwarm von schreckgeschlagenen Lotsenfischen jagte durch das Wasser in dem verzweifelten Versuch, ihrem alten Herrn und Meister zu folgen, und wir warteten lange, daß das Ungeheuer zurückgefahren käme wie ein rasendes U-Boot, aber wir sahen nie mehr etwas von dem Walhai.

Um diese Zeit lagen wir mitten im Südaquatorialstrom und trieben in westlicher Richtung ungefähr 400 Seemeilen südlich vor den Galapagos. Wir waren nun sicher davor, in die Galapagosströmungen hineinzutreiben, und das einzige, was wir von dieser Inselgruppe merkten, waren große Seeschildkröten, die sich so weit auf offene See hinaus verirrt hatten. Eines Tages sahen wir einen dicken Brocken von See-Schildkröte, deren Kopf und eine Flosse über der Wasseroberfläche herumschlugen. In der Dünung erkannten wir, daß es grün und blau und gelb im Wasser darunter blinkte und begriffen, daß die Schildkröte mit Dolfinen um ihr Leben kämpfte. Ersichtlich war der Kampf ganz einseitig und bestand darin, daß zwölf bis fünfzehn großköpfige und farbenprächtige Dolfine Hals und Flossen der Schildkröte angriffen und augenscheinlich versuchten, sie zu ermüden, da die Schildkröte nicht tagelang mit Kopf und Gliedern in die Schale eingezogen liegen kann.

Als die Schildkröte das Floß zu Gesicht bekam, tauchte sie und, gefolgt von den glänzenden Fischen, setzte sie Kurs gerade auf uns zu. Sie kam dicht neben dem Floß empor und machte Anstalten, auf die Stämme heraufzukriechen, als sie unser ansichtig wurde, die wir auf dem Floß bereitstanden. Wären wir routinierter gewesen, hätten wir sie ohne Schwierigkeit mit einem Tau hereinziehen können, als der lange Rückenschild ruhig neben dem Floß entlangglitt. Aber wir brauchten die entscheidene Zeit zum Gaffen, und bis wir das Lasso klar hatten, hatte die Riesenschildkröte bereits den Bug passiert. Wir setzten unser winziges Gummifloß ins Wasser, und Hermann, Bengt und Torstein begannen, die Seeschildkröte in der runden Nußschale zu verfolgen, die nicht größer war als das, was vor ihnen schwamm. Bengt als Steward träumte bereits von einem unerschöpflichen Fleischfaß und leckerster Schildkrötensuppe, aber je rascher sie ruderten, desto schneller glitt die Schildkröte dicht unter der Oberfläche durch das Wasser, und sie waren noch keine hundert Meter

vom Floß entfernt, als die Schildkröte plötzlich spurlos verschwand. Aber ein gutes Werk hatten sie auf jeden Fall damit getan, denn als das winzige buttergelbe Gummiboot über den Wasserspiegel zurückgetanzt kam, hatte es den ganzen blinkenden Schwärm von Dolfinen hinter sich. Die schlossen einen Ring rund um die neue Schildkröte, und die dreistesten schnappten nach den Ruderblättern, die wie Flossen ins Wasser tauchten.

Inzwischen entschwand die friedliche Seeschildkröte, glücklich befreit von allen ihren gemeinen Verfolgern.

5. Auf halbem Weg

Tägliches Leben und Experimente. Trinkwasser für Floßfahrer. Kartoffel und Flaschenkürbis verraten ein Geheimnis. Die Kokosnuß und die Krabben. Unser zahmer Johannes. Wir segeln in Fischsuppe. Plankton. Eßbares Meerleuchten. Umgang mit Walen. Ameisen und Entenmuscheln. Schwimmende Haustiere. Der Dolfin als Gefolgsmann. Haifang. Die »»Kon-Tiki« wird zum Seeungeheuer. Lotsenfische und Remora als Erbschaft des Haies. Warnung vor Riesenkraken. Fliegende Tintenfische. Unbekannter Besuch. Der Taucherkorb. Mit Thunfischen und Bonitos in deren eigenstem Element. Das falsche Riff. Das Schwert löst sein Rätsel. Auf halbem Weg.

Die Wochen vergingen. Von Schiffen sahen wir keine Spur. Nichts trieb uns entgegen, was verriet, daß es noch andere Menschen auf der Welt gab. Das ganze Meer gehörte uns. Alle Pforten des Horizonts standen offen, und es taute förmlich Friede und Freiheit von der Himmelswölbung herab.

Uns war, als würden der frische Salzgeruch der Luft und die Reinheit, die uns umgab, Körper und Seele waschen und klären. Große Probleme wurden klein und wirkten wie Hirngespinste hier draußen auf dem Meer. Nur die Elemente waren bitterer Ernst. Aber es schien, als ignorierten sie das kleine Floß. Vielleicht hießen sie es auch gut, als ein Stück der Natur, das nicht die große Harmonie des Meeres durchbrach, sondern sich nach Strömung und Seegang richtete wie Meeresvögel und Fische. Statt sich wie furchtbare Feinde geifernd auf uns zu werfen, waren sie vertraute Freunde geworden, die uns stetig und sicher vorwärts halfen. Wenn Wind und Wellen uns stießen und drängten, so zog uns gleichzeitig die Strömung mit sich fort, alle genau in Richtung auf unser Ziel.

Einem Schiff, das an einem durchschnittlichen Tage draußen auf dem Meer unseren Weg gekreuzt hätte, hätte sich wohl ein friedliches Bild geboten: ein Floß, langsam auf und nieder tanzend über weite, rollende Dünungen, gekrönt von zischenden Schaumwirbeln, darüber ein rostgelbes Segel in straffer Wölbung auf Polynesien zu.

Am Heck des Floßes hätte man einen Mann gesehen, nackt, braun und bärtig, der sich entweder an einem langen Steuerruder plagte und an verwickelten Tauen zog oder in ruhigem Wetter auf einer Kiste saß und im Sonnenschein döste, während er das Steuerruder bedächtig mit den Zehen hielt.

Sofern dieser Mann zufälligerweise nicht Bengt war, würde man diesen platt auf dem Bauch im Hütteneingang liegen sehen mit einem von seinen dreiundsiebzig soziologischen Büchern vor der Nase. Im übrigen war Bengt zum Steward ernannt und damit verantwortlich für die Zusammenstellung der täglichen Rationen.

Hermann traf man stets und ständig auf Außenposten. Entweder saß er in der Mastspitze mit meteorologischen Instrumenten, oder er tauchte mit Schwimmbrillen unter das Floß, um ein Schwert zu kontrollieren, oder aber er ließ sich im Gummiboot nachschleppen und war mit Ballons und seltsamen Meßapparaten beschäftigt. Er war nämlich unser technischer Chef und verantwortlich für meteorologische und hydrographische Beobachtungen.

Knut und Torstein waren immer in Betrieb mit ihren nassen Trockenbatterien, Lötkolben und Kopplungsschemata. Es bedurfte all ihrer Kriegserfahrung, die kleine Radiostation im Sprühregen und Tau, einen Fuß hoch über dem Wasserspiegel, in Gang zu halten. Jede Nacht sendeten sie abwechselnd unsere Berichte und Wetterbeobachtungen hinaus in den Äther, wo sie von irgendwelchen Radioamateuren aufgefangen wurden, die die Meldungen ans Meteorologische Institut in Washington und an andere Bestimmungsorte weitergaben. Erich flickte meistens an Segeln und spliß Taue, wenn er nicht schnitzte oder Skizzen von bärtigen Männern und merkwürdigen Fischen zeichnete. Jeden Mittag nahm er den Sextanten zur Hand, kroch auf eine Kiste und sah nach der Sonne, um herauszufinden, wie weit wir seit dem gestrigen Tag gekommen waren. Ich selbst hatte genug zu tun mit Logbuch und Berichten, Planktonsammeln, Fischen und Filmen. Jedermann hatte so seine Verantwortung und Aufgabe, und keiner mischte sich in die Arbeit des anderen. Alle saueren Geschäfte, wie Ruderwache und Küchendienst, wurden gerecht verteilt. Jeder von uns hatte seine zwei Stunden Tagwache und zwei Stunden Nachtwache. Und der Küchendienst ging die Runde von einem Tag zum anderen. So gab es kaum Gesetze und Regeln an Bord mit Ausnahme dessen, daß der Nachtposten eine Schlinge um den Leib und das Rettungstau seinen festen Platz haben mußte, daß vor der Hütte gegessen wurde und daß gewisse unumgängliche Geschäfte nur achtern am äußersten Ende der Stämme erledigt wurden. Sollte ein wichtiger Entschluß an Bord getroffen werden, riefen wir zu einem Pow-vow nach Indianermanier und diskutierten die Sache gründlich, bevor wir eine Bestimmung trafen.

Ein solcher Tag auf der »Kon-Tiki« begann damit, daß die letzte Nachtwache Leben in den Koch hineinschüttelte, der schläfrig auf das taunasse Deck hinauskroch und in der Morgensonne fliegende Fische zu sammeln begann. Da wir keine Lust hatten, den Fisch roh (nach polynesischer wie auch peruanischer Vorschrift) zu schlucken, brieten wir ihn über einem kleinen Primus auf dem Boden einer Kiste, die auf Deck festgebunden vor der Hüttentür stand. Diese Kiste war unsere Küche. Hier war Schutz vor dem Südostpassat, der ständig schräg von achtern gegen die andere Seite blies. Nur wenn Wind und See allzusehr mit der Primusflamme jonglierten, kam es vor, daß die Kiste

einmal Feuer fing. Eines schönen Tages war der Koch eingeschlafen. Da stand plötzlich sein ganzer Laden in Flammen, die rasch auf die Wand der Bambushütte übersprangen. Aber der Brand wurde schnell gelöscht, als sich der Rauch in die Hütte wälzte, denn zum Wasser hatten wir es an Bord der »Kon-Tiki« nie weit.

Dem Duft des gebratenen Fisches gelang es nur höchst selten, die schnarchenden Individuen in der Bambushütte zu wecken, so daß der Koch sie öfters mit der Gabel stechen oder sein »Backen und Banken« in so falschen Tönen singen mußte, bis keiner ihn länger anzuhören vermochte. Wenn es keine Haiflossen längs der Floßkante gab, begann der Tag mit einem raschen Sprung in den Stillen Ozean. Dann folgte das »Frühstück im Blauen« am Rand des Floßes.

Über das Essen an Bord konnte man kaum klagen. Unsere Kostverhältnisse verteilten sich auf zwei Experimente, eines dem Quartiermeister und dem zwanzigsten, das andere Kon-Tiki und dem fünften Jahrhundert gewidmet. Torstein und Bengt waren als Versuchsobjekte ausersehen und begrenzten ihre Diät auf die netten kleinen Packungen mit Spezialproviant, die wir in dem Hohlraum zwischen den Holzstämmen und dem Bambusdeck versenkt hatten. Fisch und Seeproviant waren auch nie ihre starke Seite gewesen. Alle paar Wochen lösten wir die Verschnürungen, die das Bambusdeck niederhielten, und nahmen neue Proviantschachteln heraus, die wir vor der Bambushütte festzurrten. Es erwies sich, daß die zähe Asphaltschicht auf der Pappe standhielt, während die Konservenbüchsen, die lose danebenlagen, vom Meerwasser, das ständig den Proviant umspülte, angefressen und ausgelaugt wurden.

Hätte aber die »Kon-Tiki« wie auf der ursprünglichen Fahrt über den Ozean weder Asphalt noch Patentbüchsen gekannt, hatten sich trotzdem keine ernsteren Ernährungsprobleme ergeben. Auch die Versorgung in der Vergangenheit bestand ja aus dem, was man von Land mitnahm und sich unterwegs zu verschaffen wußte. Zwei Absichten müssen wir in Erwägung ziehen, als Kon-Tiki Peru nach der Niederlage bei Titicaca verließ. Als priesterliche Verkörperung der Sonne unter einem Volk von Sonnenanbetern ist es höchst wahrscheinlich, daß er sich aufs Meer hinauswagte, um der Sonne selbst auf ihrer Reise zu folgen in der Hoffnung, ein neues und friedlicheres Land zu finden. Die andere Möglichkeit war, seine Flöße die Küste Südamerikas entlangsegeln zu lassen, um weiter nördlich wieder an Land zu gehen und dort ein neues Reich zu gründen. Bei dem Versuch, die Küste und die feindlichen Stämme an Land zu vermeiden, konnte er dann - wie wir - eine leichte Beute für den Südostpassat und den Humboldtstrom werden. Dann trieben ihn die mächtigen Elemente genau in demselben großen Halbkreis nach Sonnenuntergang.

Was auch immer diese Sonnenanbeter für Pläne hatten: als sie ihr Heimatland verließen, sorgten sie sicher für Proviant. Getrocknetes Fleisch, Fisch und Süßkartoffeln waren der wichtigste Teil ihrer primitiven Nahrung. Wenn die Floßfahrer der Vergangenheit von der Wüstenküste Perus in See stachen, hatten sie reichlich Wasservorrat an Bord. An Stelle von Tongefäßen verwendeten sie gerne die Haut der großen Flaschenkürbisse, die gegen Stoß und Schlag unempfindlich waren. Vielleicht noch besser geeignet für die Flöße waren dicke Rohre aus Riesenbambus. Die Segmente wurden durchbohrt und Wasser durch ein kleines Loch am Ende eingefüllt, das mit einem Pflock abgedichtet wurde. Dreißig bis vierzig von diesen dicken Bambusrohren konnten längsseit des Floßes unter Deck festgeknotet werden, wo sie im Schatten lagen, kühl umspült vom frischen Seewasser, das im Äquatorstrom etwa 26 bis 27 Grad Celsius hat. So erhielt man einen doppelt so großen Wasservorrat, wie wir selbst für die ganze Reise brauchten. Noch mehr konnte man verladen, wenn man die Bambusrohre unter dem Floß im Wasser befestigte, wo sie weder Gewicht noch Platz wegnahmen.

Wir fanden heraus, daß nach zwei Monaten das Frischwasser schal wird und übel schmeckt. Aber wenn man den ersten, regenarmen Teil des Meeres gut hinter sich gebracht hat, so kommt man in Striche, wo kräftige Regenschauer den Wasservorrat ergänzen. Wir teilten eineinviertel Liter Wasser pro Mann und Tag zu. Nicht immer wurde diese Ration verbraucht.

Selbst wenn unsere Vorgänger mangelhaft versorgt von Land getrieben wurden, wären sie durchgekommen, solange sie mit dem fischreichen Strom über das Meer trieben. Es verging nicht ein Tag auf der ganzen Reise, ohne daß wir Fische um das Floß hatten, die sich leicht und bereitwillig fangen ließen, ganz zu schweigen von den fliegenden Fischen, die freiwillig an Bord sprangen. Es geschah sogar, daß große, wohlschmeckende Bonitos mit den Wassermassen achtern an Deck geschwemmt wurden und zappelnd auf dem Floß liegenblieben, wenn das Wasser wie in einem Sieb zwischen den Stämmen verschwand. Es war unmöglich, zu verhungern.

Die alten Eingeborenen kannten den Trick genau, zu dem auch viele Schiffbrüchige während des Krieges sich durchfanden, daß man nämlich durststillende Beutel mit rohem Fisch kauen kann. Man kann auch den Saft auspressen, dadurch, daß man die Fischstücke in einem Tuch auswindet, oder, wenn der Fisch groß ist, kann man einfach Gruben in seine Seite schneiden, die sich rasch aus den Lymphen des Fisches anfüllen. Wenn man etwas Besseres zu trinken hat, so schmeckt das nicht gut. Aber der Salzgehalt ist gering genug, um den Durst zu löschen.

Der Bedarf an Trinkwasser wurde stark reduziert, weil wir ständig

Bäder nahmen und uns feucht in die schattige Hütte legten. Wenn ein Hai uns majestätisch umkreiste und damit ein richtiges Tauchbad unmöglich machte, brauchte man sich bloß achtern auf die Stämme zu legen, Finger und Zehen gut ins Tauwerk gekrallt, so bekamen wir binnen ein paar Sekunden mehrere Badewannen kristallklaren Pazifik über uns geschüttet.

Wenn man in der Wärme von Durst geplagt wird, nimmt man es gerne für gegeben, daß der Körper nach Wasser verlangt. Und das kann eine überflüssige Kerbe in die Wasserrationen schlagen, ohne im Mindesten zu helfen. An einem richtig heißen Tag in den Tropen kann man sich mit lauwarmem Wasser anschlabbern, bis man es oben im Hals stehen spürt, und trotzdem durstig bleiben. Da braucht der Körper nämlich nicht Feuchtigkeit, sondern, merkwürdig genug, Salz. Die Spezialrationen an Bord enthielten deshalb auch Salztabletten zum fleißigen Gebrauch an besonders warmen Tagen, denn der Schweiß beraubt den Körper des Salzgehaltes. Wir erlebten solche Tage, wenn sich der Wind legte und uns die Sonnenhitze ungehindert an Deck zu fassen bekam. Die Wasserrationen konnten auf einen Zug hinuntergehen, so daß es uns im Bauch förmlich gluckerte, und der Hals verlangte heimtückisch immer noch mehr. An solchen Tagen setzten wir zwanzig bis vierzig Prozent Seewasser der Frischwasserration zu und fanden zu unserer Überraschung, daß dieses Brackwasser den Durst löschte. Noch lange hinterdrein spürten wir den Seegeschmack, aber nie wurde uns übel. So wurde unser Wasservorrat bedeutend gestreckt. Eines Morgens, als wir beim Frühstück saßen, schlug ein Brecher unerwartet herauf und in unsere Hafergrütze. Er lehrte uns ganz unaufgefordert, daß der Haferbrei den dumpfigen Seegeschmack in der Salzwassermischung überdeckt.

Die alten Polynesier bewahrten eigentümliche Überlieferungen. Sie berichteten nämlich, daß ihre ältesten Vorväter, als sie über das Meer einwanderten, Blätter einer bestimmten Pflanze mitführten. Wenn man diese kaute, legte sich der Durst. Die Pflanze bewirkte auch, daß sie in einer Zwangslage schieres Meerwasser trinken konnten, ohne davon krank zu werden. Solche Pflanzen wuchsen nicht auf den Südseeinseln und mußten daher aus der Heimat ihrer Vorväter stammen. Diese Behauptungen der polynesischen Historiker waren so hartnäckig, daß moderne Forscher begannen, die Sache zu untersuchen. Sie kamen dabei zu dem Resultat, daß die einzige bekannte Pflanze mit einer solchen Wirkung die Koka ist, die bekanntlich nur in Peru wächst. Und im prähistorischen Peru wurde eben diese Koka, die das Kokain enthält, sowohl von den Inkas wie von deren verschwundenen Vorgängern fleißig verwendet. Dies wissen wir aus den Grabfunden der Vorinkazeit. Auf mühsamen Fahrten über die Berge und zur See führten sie Bündel von solchen Blättern mit

sich, die sie Tage hindurch kauten, um Durst und Müdigkeit fernzuhalten, und über kürzere Zeiträume kann das Kauen von Kokablättern auch gegen Seewasser immun machen.

Wir wollten die Kokablätter nicht an Bord der »Kon-Tiki« erproben, aber wir hatten auf dem Vorderdeck große, geflochtene Körbe voll von anderen Pflanzen, die den Südseeinseln tiefere Spuren aufgeprägt hatten. Die Körbe standen im Schutz der Hüttenwand befestigt, und gelbe Sprossen und grüne Blätter schössen im Lauf der Zeit länger und länger aus dem Flechtwerk hervor, wie ein kleiner Tropenwald an Bord des Floßes. Als die ersten Europäer auf die Südseeinseln kamen, fanden sie große Plantagen mit Süßkartoffeln auf der Osterinsel, genauso wie auf Hawaii oder auf Neuseeland. Dieselbe Kartoffel wurde auch auf den anderen Inseln gepflanzt, aber ausschließlich auf polynesischem Gebiet. Sie war in jenen Erdteilen, die weiter gegen Westen lagen, völlig unbekannt. Die Süßkartoffel war eine der wichtigsten Kulturpflanzen auf diesen entlegenen Inseln, wo die Menschen im Wesentlichen von Fischen lebten. Viele Legenden der Polynesier kreisten um diese Pflanze. Nach ihren Mythen war sie von keinem geringeren als Tiki selbst mitgebracht worden, als er mit seiner Frau Pani die Heimat seiner Vorväter verließ, wo die Süßkartoffeln ein wichtiges Nahrungsmittel gewesen waren. Legenden auf Neuseeland betonen, daß die Süßkartoffel mit Fahrzeugen über das Meer gebracht wurde, die keine richtigen Kanus waren, sondern aus ganzen Stämmen, »mit Tauen zusammengebunden«, bestanden.

Nun war, wie bekannt, Amerika der einzige Platz in der ganzen Welt, wo die Kartoffel vor der Zeit der Europäer wuchs. Und die Süßkartoffel, die Kon-Tiki mit sich auf die Inseln brachte, Ipomoea batatas, ist genau dieselbe, die die Indianer in Peru seit den ältesten Zeiten bauen. Getrocknete Süßkartoffeln waren der wichtigste Reiseproviant sowohl für die Seefahrer Polynesiens als auch für die Eingeborenen im alten Peru. Auf den Südseeinseln will die Süßkartoffel nur unter sorgfältiger Pflege des Menschen gedeihen, und da sie das Seewasser nicht verträgt, kann ihre Verbreitung auf diesen isolierten Inseln kaum damit erklärt werden, daß sie 8000 Kilometer mit den Meeresströmungen von Peru angetrieben sei. Besonders schwierig ist das Wegerklären eines so wichtigen Indiziums, nachdem die Sprachforscher aufgezeigt haben, daß alle die zerstreuten Südseeinseln die Süßkartoffel Kumara nannten. Kumara war auch die Benennung derselben Süßkartoffel bei den alten Indianern von Peru. Der Name folgte der Kartoffel über das Meer.

Eine andere wichtige polynesische Kulturpflanze, die wir mit uns auf der »Kon-Tiki« hatten, war der Flaschenkürbis, Lagenaria vulgaris. Genauso wichtig wie die Frucht selbst war ihre Schale, die die Polynesier über dem Feuer trockneten und als Wasserbehälter

gebrauchten. Auch diese typische Tropenpflanze, die sich noch weniger dadurch verbreiten kann, daß sie allein über das Meer treibt, hatten die Polynesier mit der Urbevölkerung in Peru gemeinsam. Solche Flaschenkürbisse, zu Wasserbehältern hergerichtet, wurden in den prähistorischen Wüstengräbern an der Küste von Peru gefunden. Solche Kürbisse wurden hier von der Fischerbevölkerung verwendet, Jahrhunderte bevor die ersten Menschen die Inseln im Stillen Ozean erreichten. Die polynesische Bezeichnung für den Flaschenkürbis, Kimi, findet sich bei den Indianern in Mittelamerika wieder, wo die Kultur Perus ihre tieferen Wurzeln hat.

Außer einer Reihe von zufälligen Südfrüchten, die wir verspeisten, bevor sie im Verlauf von ein paar Wochen schlecht wurden, hatten wir eine dritte Pflanze an Bord, die neben der Süßkartoffel die größte Rolle in der Geschichte des Stillen Ozeans gespielt hat. Wir hatten zweihundert Kokosnüsse mit, die unseren Zähnen etwas zu arbeiten gaben und einen erfrischenden Trank lieferten. Einzelne Nüsse begannen sofort zu sprossen, und als wir zehn Wochen auf See lagen, hatten wir ein halbes Dutzend Palmenbabys, bis zu einem halben Fuß hoch, an Bord, die bereits ihre Sprossen öffneten und dicke, grüne Blätter formten. Die Kokosnuß wuchs bereits in vorkolumbianischer Zeit sowohl auf der Panamahalbinsel wie in Südamerika. Der Chronist Oviedo schreibt, daß die Kokospalme bereits bei der Ankunft der Spanier in großen Mengen in Peru vorkam. Gleichzeitig existierte sie längst auf allen Inseln des Pazifik. Die Botaniker haben noch keinen sicheren Beweis, in welcher Richtung sie sich über das Meer verbreitet hat. Aber etwas hat man heute herausgefunden: sogar die Kokosnuß in ihrer berühmten Schale kann ein Weltmeer nicht ohne menschliche Hilfe überwinden. Die Nüsse, die wir an Deck in Körben stehen hatten, hielten sich eßbar und keimkräftig bis nach Polynesien. Aber etwa die Hälfte unseres Vorrats hatten wir im Wogengischt beim Spezialproviant unter Deck. Jede einzelne verdarb im Seewasser. Und keine Kokosnuß kann rascher über das Meer treiben als ein Balsafloß, das den Wind zur Hilfe hat. Es zeigten sich Stellen auf den Nüssen, die Wasser gezogen hatten und aufgeweicht waren, so daß das Seewasser eindringen konnte. Und außerdem gab es in Neptuns Ernährungsamt Polizeiorgane genug, die dafür sorgten, daß nichts Eßbares von der einen Hälfte der Welt nach der anderen schwamm.

Mitten draußen auf dem Meer geschah es an ruhigen Tagen, daß wir in einen weißen Vogelschwarm hineinsegelten, der sich auf den Wellen wiegte. Vereinzelte Sturmschwalben und andere Seevögel, die auf See schlafen konnten, trafen wir nämlich Tausende von Seemeilen vom nächsten festen Punkt. Sahen wir uns dieses kleine Federvolk im Näherkommen an, so bemerkten wir, daß sie zwei bis drei Passagiere

an Bord hatten, die auf ihnen elegant mit dem Winde dahinsegelten.

Als die »Kon-Tiki« wie ein anderer Goliath daherkam, bemerkten diese Passagiere, daß hier ein Schiff mit besserer Fahrt und mehr Raum vorbeizog, und dann kamen sie alle seitlich in rasender Geschwindigkeit über die Wasserfläche daher und herauf auf unsere »Kon-Tiki«, während die Vögel ihre Fahrt allein fortsetzen konnten. So begann es bald von blinden Passagieren an Bord der » Kon-Tiki« zu wimmeln. Es waren kleine Meerkrabben von der Größe eines Fingernagels bis zu der eines Fünförestücks. Sie stellten einen Leckerbissen für die Goliaths an Bord dar, wenn diese sie zu fassen bekamen. Solche kleine Krabben nun waren die Polizeipatrouillen Neptuns. Sie waren immer geschwind zur Stelle, wenn etwas Eßbares zu haben war. Als der Koch eines Tages einen fliegenden Fisch zwischen den Stöcken übersah, war dieser am nächsten Tag von acht bis zehn kleinen Krabben bedeckt, die ihn mit ihren Scheren in sich hineingabelten. Meistens waren sie ängstlich, verschwanden und versteckten sich, wenn wir kamen, aber achtern in einem kleinen Loch am Steuerklotz wohnte eine, die Johannes hieß und ganz zahm war. Außer dem Papagei, der unser aller lustiges Nesthäkchen war, wurde auch die Krabbe Johannes in unsere Gemeinschaft an Deck aufgenommen. Ohne Gesellschaft von Johannes fühlte sich der Steuermann, wenn er so dasaß mit dem Rücken zur Hütte und durch den Sonnenschein steuerte, ganz einsam draußen auf dem großen, blauen Meer. Andere kleine Krabben zottelten lichtscheu herum und stahlen Kleinigkeiten, wie Kakerlaken, auf einem gewöhnlichen Schiff, aber Johannes saß breit und rund in seiner Türöffnung und wartete mit Stielaugen auf den Wachwechsel. Jeder neue Posten brachte ein Keksbröckchen oder einen Fischhappen für Johannes mit. Wir brauchten uns bloß über das Loch zu beugen, so kam er ganz heraus auf die Treppe und streckte die Scheren vor. Er nahm uns das Stückchen aus den Fingern und lief in sein Loch zurück, wo er sich in die Türöffnung setzte und wie ein Schulbub mummelte, der das Essen in den Mund stopft, ohne seine Fäustlinge auszuziehen.

Die Krabben saßen wie Kletten auf den wasserdurchtränkten Kokosnüssen, die durch die Gärung aufsprangen. Ansonsten fingen sie Plankton und Kleintiere, die die Wogen herauf spülten. Und diese allerkleinsten Planktontiere im Meere waren ja auch beste Nahrung, selbst für uns Goliaths auf dem Floß, wenn wir nur die Methode heraushatten, genug davon zu fangen, um auf einmal ein richtiges Maulvoll davon zu bekommen.

Es ist klar, daß in diesem fast unsichtbaren Plankton ein sehr hoher Nährwert stecken muß. Es treibt in unendlicher Zahl mit den Strömungen auf den Weltmeeren herum, und es gibt kein Tier dort, das nicht seine Existenz auf dem Plankton aufbauen würde. Fische und

Seevögel, die selbst kein Plankton fressen, leben jedenfalls von anderen Fischen und Seetieren, die das tun, ganz unabhängig von ihrer eigenen Größe. Plankton ist ein Sammelname für tausendfältige Arten von sichtbaren und unsichtbaren Mikroorganismen, die unter der Oberfläche treiben. Manche sind Pflanzen (Phyto-Plankton), während andere lose Fischeier und lebende Kleintiere darstellen (Zoo-Plankton). Das Tier-Plankton lebt vom Pflanzen-Plankton, und das Pflanzen-Plankton lebt von Ammoniak, Nitriten und Nitraten, die aus dem toten Tier-Plankton gebildet werden. Und während sie so voneinander leben, bilden sie zusammen Nahrung für alles, was in und über dem Meere fleucht und kreucht. Das, was sie nicht durch ihre Dimensionen bewirken, das machen sie durch die Menge wett. In gutem Planktonfahrwasser findet man Tausende in einem Glas voll Wasser. Mehr als einmal sind Menschen auf dem Meer verhungert, weil sie glaubten, sie könnten nur von großen Fischen leben, die sie spießen, im Netz fangen oder harpunieren konnten. Dabei segelten sie buchstäblich in stark verdünnter roher Fischsuppe. Hätten sie zu Angelhaken und Netz ein Gerät gehabt, fein genug, die Suppe abzuseihen, in der sie saßen, hätten sie einen nahrhaften Satz gefunden: das Plankton. Vielleicht werden sich die Menschen einmal dazu verstehen, Plankton im Meer zu ernten, wie sie einst lernten, Korn einzusammeln. Ein vereinzeltes Korn taugt auch nichts, aber in großen Mengen ist es Nahrung.

Der Meeresbiologe Dr. A. D. Bajkov brachte uns auf die Idee und schickte uns auch ein Fischnetz, das in einem genauen Verhältnis zu den Dingen, die wir fangen wollten, stand. Das »Netz« war ein Seidengewebe mit fast dreitausend Maschen im Quadratzoll. Es war wie ein hufeisenförmiger Beutel genäht und hing an einem Eisenring mit anderthalb Fuß Öffnung hinter dem Floß im Schlepp. Genau wie bei anderen Fischen war der Fang je nach Zeit und Ort verschieden. Der Fang nahm ab, als das Meer weiter westlich wärmer wurde. Außerdem hatten wir unsere besten Resultate in der Nacht, anscheinend tauchten viele Arten bei Sonnenschein in die Tiefe.

Hätten wir auf dem Floß keinen anderen Zeitvertreib gehabt, wäre es jedenfalls unterhaltsam genug gewesen, die Nase ins Planktonnetz zu stecken, nicht wegen des Geruchs, denn der war übel, und nicht zum Appetitanregen, denn als gemischtes Kompott sah Plankton grauslich aus. Aber die phantasievollen Formen und Farben nahmen kein Ende, wenn wir es auf ein Brett ausschütteten und uns die einzelnen Kleintiere mit bloßen Augen betrachteten.

Die meisten waren winzigkleine Garneelen (Copepoden) oder frei schwimmende Fischeier, aber es gab auch Fischlarven und Schalentiere, wunderliche Miniaturkrabben in allen Farben, Quallen und eine endlose Variation von winzigen Geschöpfen, die aussahen,

als waren sie Walt Disneys Phantasie entsprungen. Manche erinnerten an befranste und flackernde Spukwesen aus Zellophanpapier, während andere rotschnäbeligen Miniaturvögeln mit harten Schalen anstatt der Federn glichen. Es war kein Ende an zügellosen Erfindungen der Natur in der Planktonwelt, hier konnte sich sogar ein surrealistischer Künstler überboten fühlen.

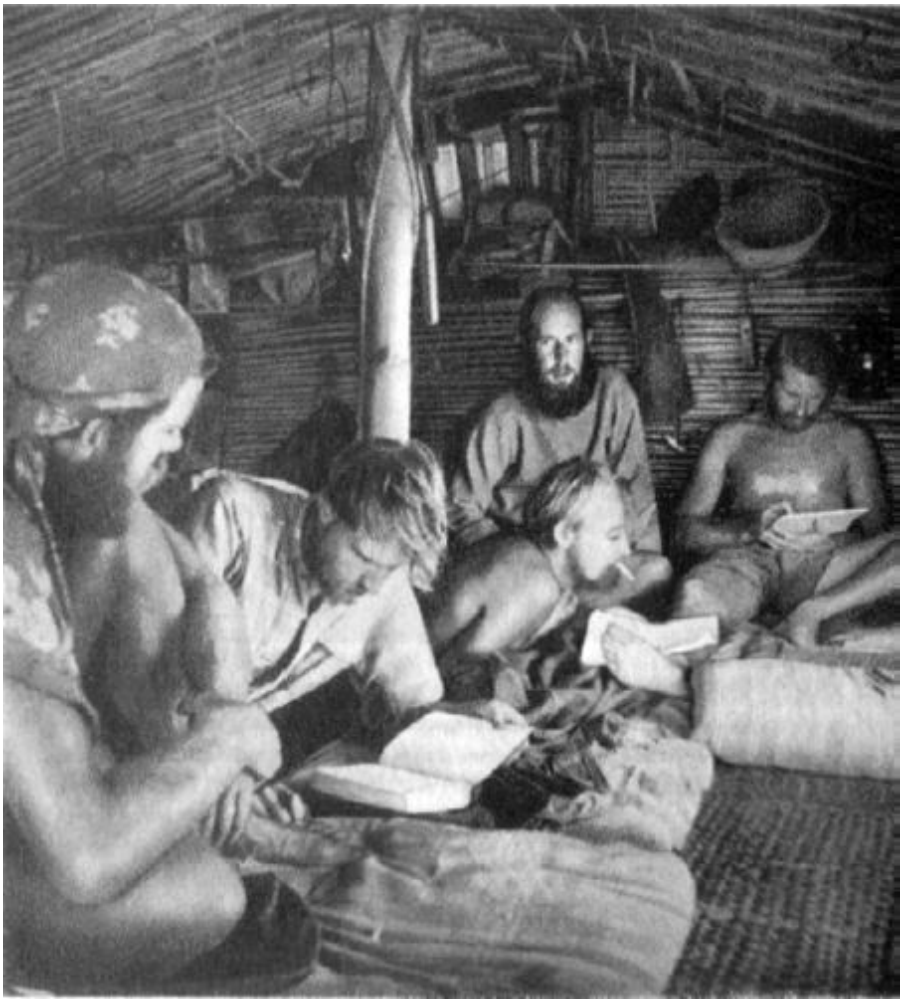
Dort, wo der kalte Humboldtstrom unter dem Äquator nach Westen bog, konnten wir alle paar Stunden die Planktongrütze kiloweise aus dem Sacke leeren. Das Plankton lag hier zusammengebacken wie weicher Kuchen in farbenreichen Schichten, braun, rot, grau und grün, je nachdem wir verschiedene Planktonfelder passierten. Wenn nachts Meerleuchten war, war es, als zöge man einen Sack mit funkelnden Juwelen herein. Wenn wir ihn in die Hände bekamen, wurde der Seeräuberschatz zu Millionen von winzigen Garneelen und phosphorglitzernden Fischlarven, die wie ein glimmender Kohlenhaufen im Dunkeln glosten. Und wenn wir sie in den Eimer schütteten, dann lief der Teig heraus wie eine glitzernde Zaubergrütze von Glühwürmchen. So schön dieser Nachtfang von weitem war, so gottlos wirkte er aus der Nähe. Je übler der Geruch, desto besser war der Geschmack, wenn man nur mutig einen Löffel Meerleuchten in den Mund führte. Waren viele Zwerggarneelen darunter, so schmeckte es wie Garneelen-, Hummeroder Krabbenpastete. Waren es im wesentlichen Fischeier, so schmeckte es wie Kaviar und hin und wieder wie Austern. Das Pflanzenplankton war entweder so klein, daß es mit dem Wasser durch das Netz verschwand, oder aber es war so groß, daß wir es mit den Fingern herausfischen konnten. Wie Haare in der Suppe kamen vereinzelte große, geleeartige Zölenteraten vor, die an zentimeterlange Glasballons erinnerten, außerdem noch Quallen. Sie waren bitter und mußten herausgesucht werden. Sonst konnte man alles essen, entweder so, wie es war, oder gekocht in Frischwasser als Grütze oder Suppe. Über den Geschmack läßt sich streiten. Zwei Mann an Bord meinten, Plankton schmecke schlecht, zwei waren der Ansicht, daß es gut sei, und zwei hatten schon beim Anschauen gegessen. Ernährungsmäßig war es den großen Schalentieren durchaus gleichwertig, und gut gewürzt und geschickt zubereitet kann es bestimmt ein erstklassiges Gericht für alle werden, die Seekost lieben. Daß es Kalorien genug in diesen Kleinorganismen gibt, beweist der Blauwal, der als größtes Tier der Welt doch nur von Plankton lebt Unsere eigene Fangmethode mit dem kleinen Netz wirkte furchtbar armselig auf uns als ein vorbeischwimmender Bartenwal uns zum Bewußtsein brachte, auf welch einfache Weise dieser das mitsamt dem Meerwasser aufgenommene Plankton durch seine Zelluloidbarten abseihen kann.

»Schaut euch den einmal an«, sagten Torstein und Bengt verächtlich als wir unser Planktonnetz in den Wogen verloren hatten .»Haltet einmal ein Zündhölzchen in die Barten, dann werdet ihr bald merken, daß es nach verbranntem Zelluloid riecht «

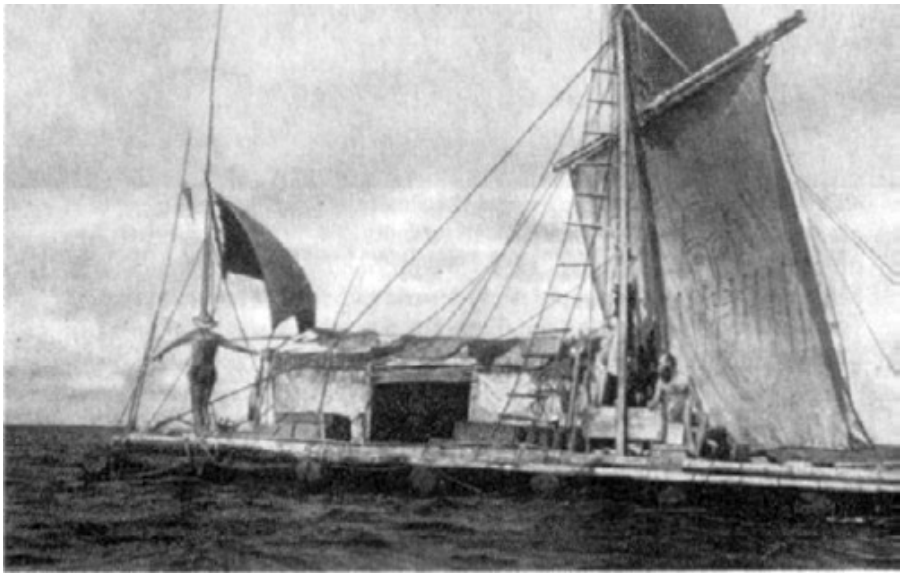
Bisher hatte ich nur aus der Ferne vom Schiff aus Wale gesehen, und im Museum war ich einmal einem ausgestopften auf einen halben Meter Abstand nahe gekommen. Aber ich habe nie ein Gefühl der Sympathie für diesen Riesenhaufen gehabt, wie sonst für ehrliche, warmblütige Tiere zum Beispiel für ein Pferd oder für einen Elefanten. Biologisch hatte ich zwar den Wal schon als waschechten Vierbeiner anerkannt. Aber in seinem Wesen war er mir im großen ganzen wie ein dicker, kalter Fisch erschienen. Unser Eindruck, als sich die großen Wale auf uns zuwälzten, dicht an der Seite des Floßes, war indessen ein ganz anderer. Eines schönen Tages saßen wir wie gewöhnlich auf der Floßkante und speisten so nah am Wasser, daß wir uns bloß nach rückwärts zu beugen brauchten, um das Geschirr reinzuspülen da fuhren wir plötzlich erschreckt hoch, als hinter uns etwas schwer pustete wie ein schwimmendes Pferd, und ein mächtiger Wal in die Höhe kam und uns anglotzte, so nahe, daß wir tief in sein Blasloch hineinsahen, das wie ein Lackschuh glänzte. Es war so ungewöhnlich, ein richtiges Pusten hier heraußen auf dem Meer zu hören, wo alle lebenden Wesen lungenlos durchs Wasser glitten und höchstens klatschend herumschlugen, daß wir förmlich ein warmes Gefühl der Verwandtschaft zu unserem alten Kollegen von der gleichen Firma, dem Wal verspürten, der sich gleich uns so ewig weit aufs Meer verirrt hatte. An Stelle des kalten, krötengesichtigen Walhaies, der keinerlei Sinn dafür hatte, die Nase nach frischer Luft heraufzustrecken, hatten wir hier Besuch von jemand bekommen, der an ein gut gefüttertes und joviales Flußpferd aus einem Tiergarten erinnerte. Und er blies noch freundlich, bevor er wieder ins Meer sank und verschwand. Das alles machte einen mächtig sympathischen Eindruck auf mich.

Walbesuch war überhaupt häufig. Meistens waren das kleine Spring-und Zahnwale, die sich in großen Schwärmen um uns auf der Wasserfläche herumtummelten, und ab und an waren es auch fette Pottwale und große Bartenwale, die entweder vereinzelt oder in kleinen Herden auftauchten. Manchmal zogen sie vorbei wie ein Schiff am Horizont, während sie hin und wieder ihren Atemstrahl zum Himmel emporschickten, aber manchmal setzten sie auch genau Kurs auf uns. Wir waren auf eine bösartige Kollision gefaßt, als das erste Mal ein solcher schwerer Riese von einem Wal seinen Kurs änderte und zielbewußt in genauer Richtung auf das Floß angeschwommen kam. Je mehr er sich näherte, desto deutlicher konnten wir ihn in schweren und langgestrecktem Stoß pusten und blasen hören, jedesmal wenn er seinen Kopf über das Wasser herauf rollte. Er war

wie ein enorm dickhäutiges und unförmiges Landtier, das rauschend durch das Wasser kam. Er hatte ebensowenig mit einem Fisch zu tun wie eine Fledermaus mit einem Vogel. Er kam genau von Backbord auf uns zu, wo wir vollzählig auf der Floßkante standen, während ein Mann auf der Mastspitze saß und herunterrief, er sähe weitere sieben bis acht Stück, die ebenfalls auf dem Wege zu uns seien. Die große und glänzende, prachtvolle schwarze Schädelwölbung des ersten Wales war nicht mehr als zehn Meter von uns entfernt, als er sich unter die Wasserfläche sinken ließ. Dann sahen wir den ungeheuren, blauschwarzen Walrücken ruhig unter das Floß gleiten, genau unter unsere Füße. Hier lag er einen Augenblick dunkel und unbeweglich, und wir hielten den Atem an, als wir auf die gigantische, gewölbte Rückenfläche dieses Säugers niedersahen, der erheblich länger war als das ganze Floß. Dann ließ er sich langsam weiter hinuntersinken durch das bläuliche Wasser und schwand uns aus den Augen. In der Zwischenzeit hatten wir die ganze Meute auf den Leib bekommen, aber sie wollten uns nichts Böses. Wale, die ihre Riesenkräfte mißbraucht und Walfänger mit ihrem Schwanz zum Sinken gebracht hatten, waren vermutlich selbst zuerst angegriffen worden. Den ganzen Vormittag hindurch hatten wir die pustende und blasende Gesellschaft um uns. Ihre Fontänen wuchsen in die Luft, wo wir sie am allerwenigsten erwarteten, ohne daß sie selbst das Floß oder das Steuerruder auch nur streiften. Sie hatten förmlich ihren Spaß daran, sich frei in Sonne und See zu tummeln. Aber um die Mittagszeit tauchte der ganze Schwarm wie auf ein gegebenes Signal unter und war verschwunden.

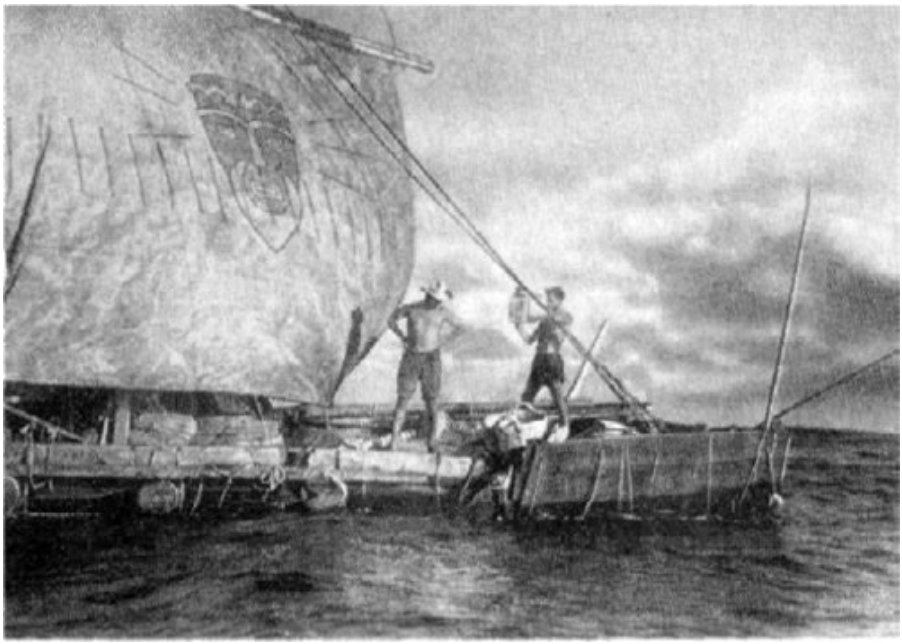


In unserer Bambushütte finden wir Schutz gegen den Wind und Schatten vor der Tropensonne. Zwischen den Wänden von geflochtenem Bambus und unter einem Dach von Bananenblättern fühlen wir uns wie im Urwald. Von links nach rechts: Watzinger, Haugland, Raaby, Danielsson und der Verfasser.



Oben: Unter dem bärtigen Antlitz Kon-Tikis. Das Gesicht auf dem Segel ist einer Bildsäule jenes verschwundenen Monarchen nachgebildet, der ein hellhäutiges Kulturvolk vor fünfzehnhundert Jahren denselben Weg übers Meer führte.

Unten: Flauer Wind und tropische Wärme plagen uns wenig. An schönen Tagen unternehmen wir in einem kleinen Gummiboot weite Ausflüge aufs Meer hinaus.



Nicht nur Wale bekamen wir unter dem Floß zu sehen. Wenn wir

die Schilfmatten hoben, auf denen wir schliefen, sahen wir zwischen den klaffenden Stämmen direkt in das kristallklare Wasser hinab. Warteten wir einen Augenblick, so sahen wir eine Brust- oder Schwanzflosse vorbeiziehen, und bisweilen bekamen wir ganze Fische vor unsere staunenden Augen. Wären die Zwischenräume ein paar Zoll breiter gewesen, so hätten wir gemütlich im Bett liegenbleiben und mit einer Schnur unter den Matratzen fischen können.

Vor allem hielten sich Dolfine und Lotsenfische ans Floß. Von dem Augenblick, an dem sich die ersten Dolfine in der Strömung vor Callao uns anschlossen, verging nicht ein Tag auf der ganzen Reise, an dem uns diese großen Fische nicht umkreisten. Wir wußten nicht, was sie zum Floß zog. Aber entweder war es die magische Wirkung des reibenden Daches oder es war die reichliche Nahrung in unserem Küchengarten aus Tang, Seegras und Entenmuscheln, die wie Girlanden hinter allen Stämmen und hinter dem Steuerruder hingen. Es begann mit einer dünnen Lage von glattem Grünzeug, aber bald wuchsen die grünen Tangbüschel mit verblüffender Geschwindigkeit heraus. So glich die »Kon-Tiki« bald einem bärtigen Wassermann, der sich durch die Wogen schob, und drinnen im Tang bildete sich ein beliebter Aufenthaltsplatz für winzige Fischbrut und unsere blinden Passagiere, die Krabben.

Es war eine Zeit, in der die Ameisen an Bord überhandzunehmen drohten. Eine kleine Art Ameisen muß in einem der Stämme gewesen sein, und als wir auf See kamen und die Feuchtigkeit in das Holz einzudringen begann, da wimmelten sie hervor bis in unsere Schlafsäcke. Sie überschwemmten aber auch alles und bissen und quälten uns so, daß wir schon meinten, sie würden uns vom Floß vertreiben, Aber später, als sie auf dem Meer immer mehr in die Feuchtigkeit gerieten, ging es ihnen auf, daß hier nicht ihr richtiges Element war. Nur vereinzelte Exemplare hielten stand, bis wir die andere Seite des Meeres erreichten. Neben den Krabben gefiel es den drei bis vier Zentimeter langen Entenmuscheln am besten auf dem Floß. Sie wuchsen zu Hunderten hier, besonders in Lee, neue Larven setzten sich fest und wuchsen heran, wenn wir die alten in den Suppentopf pflückten.

Die Entenmuscheln waren frisch und schmeckten delikat. Der Tang wurde als Salat gepflückt, war eßbar, aber weniger gut. Daß die Dolfine sich in unserem Grünzeuggarten versorgten, bekamen wir zwar nie direkt zu sehen, aber ständig wendeten sie den blinkenden Bauch in die Luft und strichen unter die Stämme.

Der Dolfin, ein farbenreicher tropischer Fisch, darf nicht mit dem Delphin verwechselt werden, der ein kleiner Zahnwal ist. Der gewöhnliche Dolfin hat eine Länge von l bis 1,35 Meter, ist auf der Seite stark abgeflacht, mit einer enormen Höhe über Kopf- und

Nackenpartie. Einmal maßen wir bei einer Länge von 1,34 Meter eine Kopfhöhe von 37 Zentimeter. Er hat eine prächtige Farbe. Im Wasser schillert er wie eine Schmeißfliege in Blau und Grün, während seine Flossen goldgelb glitzern. Aber zogen wir ihn an Bord, so bekamen wir ein wunderliches Schauspiel zu sehen. Wenn er starb, veränderte er allmählich seine Farbe und wurde silbergrau mit schwarzen Flecken, und schließlich wurde er einfarbig silberweiß. Das dauerte vier bis fünf Minuten, und zuletzt kamen die alten Farben langsam wieder zurück. Sogar im Wasser konnte der Dolfin bei gewissen Veranlassungen seine Farbe wechseln wie ein Chamäleon, und oft sahen wir eine »ganz neue Art« von kupferglänzenden Fischen, die sich bei näherer Bekanntschaft als unser altes Gefolge, die Dolfine, entpuppten.

Die hohe Stirn gab dem Dolfin das Aussehen einer flachgedrückten Bulldogge, und diese Stirn fährt immer über die Wasserfläche dahin, wenn der Raubfisch selbst wie ein Torpedo hinter einem fliehenden Schwarm fliegender Fische dahinrauscht. Wenn er guter Laune war, legte er sich auf die Seite, nahm rascheste Fahrt, bis er hoch in die Luft sprang und platt wie ein Pfannkuchen herunterklatschte, daß eine Fontäne in die Höhe ging. Er war noch nicht ganz im Wasser, als er noch einmal einen Schwung hinauftat und wieder einen, über die Dünungen hinweg. Aber wenn er schlechter Laune war, wie zum Beispiel, wenn wir ihn auf das Floß zogen, dann biß er. Torstein lief längere Zeit mit einem Lappen um die große Zehe herum, weil er sie irrtümlich in das Maul eines Dolfins gesteckt hatte, der es schloß und noch ein bißchen extra darauf kaute. Nach der Heimkunft erfuhren wir, daß der Dolfin badende Menschen angreift und mit größtem Vergnügen verspeist. Das war nun für uns wenig schmeichelhaft, denn wir pflegten täglich unter ihnen zu baden, ohne daß sie sich besonders für uns interessiert hätten. Aber sie waren fürchterliche Raubtiere, denn wir fanden sowohl Tintenfische wie auch ganze fliegende Fische in ihrem Magen. Fliegende Fische waren überhaupt ihr Leibgericht. Auf alles, was auf die Wasserfläche klatschte, jagten sie blind zu in der Hoffnung, daß es ein fliegender Fisch sei. Manche verschlafene Morgenstunde, wenn wir gerade aus der Hütte krochen und halbwach die Zahnbürste in die See tauchten, erwachten wir mit einem Ruck, wenn ein fünfzehn Kilogramm schwerer Fisch wie ein Blitz unter dem Floß hervorgeschossen kam und enttäuscht sein Gebiß in die Zahnbürste schlug. Und wenn wir uns friedlich mit dem Frühstück auf der Floßkante zurechtsetzten, kam es vor, daß sie in die Höhe sprangen und einen von ihren kräftigsten Seitenplatschern taten, so daß uns das Seewasser den Rücken hinabfloß und in unser Essen spritzte.

Torstein setzte unserer Fischerei die Krone auf, als wir eines

Tages beim Mittagessen saßen. Plötzlich legte er die Gabel weg und steckte die Hand ins Meer. Ehe wir uns dessen versahen, wirbelte das Wasser hoch auf, und ein großer Dolfin landete zappelnd unter uns. Torstein hatte seine Klaue um das kurze Ende einer Fischleine geschlagen, die ruhig vorbeigeglitten kam. An ihrem anderen Ende aber hing ein vollständig überrumpelter Dolfin, der Erich wenige Tage vorher mit einem Haken durchgegangen war.

Es verging kein Tag, ohne daß wir sechs bis sieben Dolfine um uns hatten, die uns in Kreisen und unterhalb des Floßes folgten. An schlechten Tagen waren es vielleicht nur zwei oder drei, aber am Tage darauf konnten wieder dreißig und vierzig auf einmal auftauchen. In der Regel genügte es daher, den Koch zwanzig Minuten vorher zu verständigen, wenn wir frischen Fisch zum Mittag wünschten. Dann band er eine Schnur an eine kurze Bambusstange und hängte einen halben fliegenden Fisch an den Haken. Wie ein Blitz war der Dolfin da, durchschnitt die Wasserfläche mit seiner prachtvollen Stirn und jagte auf den Happen zu, zwei oder drei andere in seinem Kielwasser. Der Dolfin war ein prächtiger Gesell und kein Spielverderber. Frisch gefangen, war er kernfest und delikat wie eine Mischung von Dorsch und Lachs. Zwei Tage hielt er sich auch gut, und mehr war gar nicht für uns notwendig, denn es gab genug Fische im Meer.

Mit den Lotsenfischen wurden wir auf eine andere Art bekannt. Ein Hai brachte sie mit und ließ sie uns nach seinem Tode adoptieren. Wir waren noch nicht lange auf See gewesen, als wir schon den ersten Haibesuch bekamen, und Haie wurden rasch ein fast alltägliches Ereignis. Es kam vor, daß sie nur auf Inspektion des Floßes angesegelt kamen und weiter auf Raub zogen, nachdem sie uns ein- oder zweimal umkreist hatten. Aber meistens hielten sich die Haie in unserem Kielwasser dicht hinter dem Steuerruder. Hier zogen sie uns lautlos nach und kurvten von Steuerbord nach Backbord, während sie nur selten bedächtig mit dem Schwanz schlugen, um Schritt zu halten mit dem ruhigen dahingleiten des Floßes. Der blaugraue Haikörper spielte im Sonnenlicht dicht unter dem Wasserspiegel ins Braune. Sie folgten den Wogen auf und nieder, so daß die Rückenflosse immer verräterisch in die Luft stach. War schwere See, konnten sie oft mit den Wogenwänden hoch über unser eigenes Niveau gehoben werden, so daß wir sie direkt von der Seite sahen, während sie würdig mit ihrem wimmelnden Gefolge von kleinen Lotsenfischen vor dem breiten Maul wie hinter einer Glaswand dahinschwammen. Einige Sekunden konnte es aussehen, als ob sie und ihr gestreiftes Gefolge genau zu uns an Bord geschwommen kämen, bevor sich das Floß elegant überlegte, sich auf den Wogenkamm hinaufschwang und auf der anderen Seite wieder heruntersank.

Im Anfang hatten wir großen Respekt vor dem Hai wegen seines

Renommees und seines schreckeneinjagenden Aussehens. Es war eine gnadenlose Kraft in diesem stromlinienförmigen Körper, der nur aus einem einzigen stählernen Muskelbündel bestand. Es war eine kalte Gier in dem breiten, flachen Kopf mit den kleinen, grünen Katzenaugen und dem enorm klaffenden Maul, das Fußbälle schlucken konnte.

Wenn der Steuermann rief: »Hai Backbord!« oder »Hai Steuerbord!« pflegten wir nach Handharpunen und Haigabeln hinauszufahren und uns längs der Kante des Floßes aufzustellen. Er glitt meistens rund um uns herum, die Rückenflosse dicht an den Stämmen. Und der Respekt vor dem Hai stieg, als wir sahen, daß sich die Gabeln wie Spaghetti verbogen, wenn wir sie gegen den Sandpapierpanzer des Rückens stießen, und die Speerspitzen der Harpunen in der Hitze des Kampfes brachen. Alles, was wir erreichen konnten, wenn wir die Haihaut bis in den Knorpelschädel oder in die Muskelstränge durchdrangen, war ein höllischer Kampf, in dem das Wasser nur so wallte, bis der Hai sich losriß und verschwand, während ein wenig Öl heraufschwamm und sich über die Wasserfläche ausbreitete.

Um unsere letzten Harpunenspitzen zu sparen, banden wir ein Bündel unserer stärksten Fischhaken zusammen und verbargen sie im Kadaver eines ganzen Dolfins. Mit enggedrehten Stahlseilen hängten wir sie an ein Stück Rettungsseil und warfen den Lockbissen über Bord. Ruhig und sicher kam der Hai und schob die Schnauze über das Wasser, öffnete mit einem Ruck das riesige, halbmondförmige Maul und ließ den ganzen Dolfin kurzerhand verschwinden. Und dann saß er fest. Es wurde ein fürchterlicher Waffengang. Tobend schlug der Hai das Wasser zu Schaum, aber wir hatten das Seil fest in der Faust und zogen den widerstrebend Herumschlagenden an die Stämme am Heck. Hier blieb er abwartend liegen und sperrte bloß den Rachen auf, wie um uns mit seinen parallelen Reihen von Sägeblattzähnen zu schrecken. Hier warteten wir auf eine See, um ihn auf die niedrigen, tangglatten Endstämme hinaufzuhieven, und nachdem wir hinterhältig eine Schlinge um seine Schwanzflosse geworfen hatten, zogen wir uns zurück, bis der Kriegstanz vorüber war.

In den Schädelknorpeln des ersten Haies fanden wir eine unserer Harpunenspitzen. So glaubten wir zuerst, darin den Grund für die verhältnismäßig bescheidene Kampflust dieses Exemplars gefunden zu haben. Aber später fischten wir Hai um Hai ganz nach derselben Methode - es ging jedesmal so glatt. Sogar wenn der Hai zu reißen und zu ziehen vermochte, und obwohl er so unangenehm schwer zu hantieren war, so wurde er doch förmlich mutlos und zahm und machte nie vollen Gebrauch von seinen Riesenkräften, wenn es uns nur glückte, die Leine so straff zu halten, daß der Hai bei diesem

Tauziehen nicht einen Zoll gewinnen konnte. Die Haie, die wir an Bord zogen, waren leicht zwei bis drei Meter lang. Es waren Blauhaie sowohl wie Braunhaie. Der Letztgenannte hatte über seinen Muskelbündeln eine Haut, durch die es fast unmöglich war, ein scharfes Messer zu stoßen, außer wir stießen mit allen Kräften zu - und kaum dann. Die Bauchhaut war ebenso undurchdringlich wie der Rücken. Die fünf offenen Kiemenspalten seitlich des Schädels waren der einzige verwundbare Punkt.

Wenn wir einen Hai hereinzogen, hatten sich oft schwarze und glitschige Remorafische an seinem Körper festgesogen. Mit Hilfe einer ovalen Saugschale auf dem flachen Kopf saßen sie so festgenagelt, daß wir sie nicht losbekamen, auch wenn wir mit aller Kraft am Schwanz zogen. Aber selbst konnten sie sich lösen und weghüpfen und sich im Laufe einer Sekunde an einem anderen Platz anheften. Wenn es ihnen zu dumm wurde, am Hai festzukleben, sintemalen ihr alter Hauswirt kein Zeichen machte, ins nasse Element zurückzukehren, sprangen sie ab und verschwanden zwischen den Stämmen des Floßes, um sich einen anderen Hai zu suchen. Fanden sie nicht gleich zu einem solchen, so befestigten sie sich in der Zwischenzeit an der Haut eines anderen Fisches. Die Remorafische maßen von einem Finger bis zu einem Fuß in der Länge. Wir erprobten auch den alten Trick der Eingeborenen, den sie anwendeten, wenn sie einen lebenden Remorafisch zu fassen bekamen. Sie banden nämlich eine Schnur um seinen Schwanz und ließen ihn davonschwimmen. Er würde sich am ersten Fisch festsaugen, den er traf, und würde so festhalten, daß ein Fischer mit einigem Glück beide am Schwanz des Remorafisches hereinziehen konnte. Wir selbst hatten damit kein Glück. Jedesmal, wenn wir den Remorafisch mit einer Schnur um den Schwanz über Bord warfen, zottelte er nicht weit, sondern saugte sich sofort an den Stämmen unseres Floßes fest. Er war dabei wohl in dem frommen Glauben, nun einen extragroßen Riesenhai gefunden zu haben. Und hier hing er dann, wenn wir auch noch sehr an unserer Schnur zogen. Nach und nach bekamen wir mehrere solcher kleinen Remorafische mit uns. Sie baumelten steifnackig zwischen dem Bewuchs unserer Floßkanten. Von nun an ritten sie mit uns über den ganzen Stillen Ozean.

Aber der Remorafisch war dumm und häßlich und wurde deshalb kein so nettes Haustier wie sein lustiger Reisegenosse, der Lotsenfisch. Der Lotsenfisch ist klein und zigarrenförmig, mit Zebrastreifen, und treibt sich in hellen Haufen dicht vor der Haischnauze herum. Er hat seinen Namen davon erhalten, weil man lange glaubte, er würde seinen halbblinden Freund, den Hai, durch das Meer dirigieren. In Wirklichkeit treibt er sich nur selbst im Gefolge des Haies herum, und fährt er auf etwas los, so nur deshalb, weil er Nahrung für sich selbst

erkannt hat.

Die Lotsenfische folgten auch ihrem Herrn und Meister bis zum letzten Augenblick. Aber da sie sich nicht wie die Remorafische an die Haut des Riesen anklammern konnten, waren sie völlig in Aufruhr, wenn ihr alter Gebieter plötzlich in die Luft hinauf entschwand und nicht wiederkam. Verstört schössen sie durcheinander und suchten. Ständig kamen sie zurück und schwänzelten um unser Heck, dort wo der Hai seine Himmelfahrt angetreten hatte. Aber als die Zeit verging und der Hai nicht wiederkam, mußten sie sich nach einem neuen Herrn umsehen. Und wer lag hier näher als »Kon-Tiki« persönlich?!

Wenn wir uns über die Floßkante hinunterließen, den Kopf tief in dem leuchtend klaren Wasser, sahen wir selbst das Floß wie den Bauch eines Seeungeheuers. Sein Schwanz war unser Steuerruder, und die Schwerter tauchten wie dicke Flossen herab. Und dazwischen schwammen all die adoptierten Lotsenfische getreulich Seite an Seite und ließen sich durch das blubbernde Menschengesicht nicht mehr irritieren, als daß vielleicht einer einen kurzen Abstecher unternahm und uns direkt in die Nase hineinschnüffelte, um dann beruhigt wieder zurückzugleiten und seinen Platz im eifrig schwimmenden Geleit einzunehmen.

Unsere Lotsenfische patrouillierten in zwei Abteilungen. Die meisten marschierten zwischen den Senkkielen, während die anderen sich in eleganter Fächerformation vor unserem Bug hielten. Ab und an kreuzten sie vom Floß weg, um einen eßbaren Happen zu erwischen, an dem wir vorbeisegelten. Und nach den Mahlzeiten, wenn wir die Speiseeimer neben uns ins Wasser schütteten, war es, als hätten wir eine ganze Zigarrenkiste von gestreiften Lotsenfischen noch auf die Speisereste drauf geleert. Kein Bissen war zu klein, als daß sie ihn nicht beschnuppert hätten. Und soweit es nicht vegetabilische Nahrung war, verschwand sie in ihnen. Mit so kindlichem Vertrauen fanden sich diese netten kleinen Fische unter unseren beschützenden Flossen ein, daß wir genauso wie der Hai geradezu väterliche Gefühle für sie hegten. Sie wurden »Kon-Tikis« maritime Haustiere. Es war strenges Tabu an Bord, Hand an einen Lotsenfisch zu legen.

Manche haben sicher ihre Kinderschuhe in unserem Gefolge vertreten. Sie waren kaum einen Zoll lang, während die meisten etwa einen halben Fuß maßen. Als der Walhai mit der Geschwindigkeit eines Blitzes davon jagte, Erichs Harpune im Schädel, da schloß sich ein Teil seiner alten Lotsenfische den Siegern an. Diese Exemplare waren meistens zwei Fuß lang. Nach immer neuen Siegen hatte »Kon-Tiki« bald ein Gefolge von vierzig bis fünfzig Lotsenfischen. Viele davon schätzten unsere langsame Bewegung und unseren täglichen Abfall so sehr, daß sie uns über Tausende von Kilometern folgten.

Aber es kam vor, daß welche untreu wurden. Eines Tages, als ich

am Steuerruder stand, merkte ich plötzlich, daß das Meer südlich von uns aufwallte. Und schon kam ein ungeheurer Schwärm von Dolfinen über die Wellen angejagt - wie Silbertorpedos -, sie kamen nicht gemütlich auf die Flachseite platschend wie gewöhnlich, sondern in wahnwitziger Fahrt, mehr durch die Luft als durch das Wasser. Die blauen Dünungen wurden ein einziges, weißschäumendes Chaos von springenden Flüchtlingen, und dahinter, im Zickzack, kam ein schwarzer Rücken wie ein Rennboot über die Wasserfläche geschossen. Die verzweifelten Dolfine kamen unter und über dem Wasser direkt auf das Floß zu, vor dem sie tauchten, während hundert andere sich zu einem dichten Schwarm zusammenschlossen und nach Osten schwenkten, so daß die ganze See achteraus in Farben blinkte. Der glänzende Rücken hinter ihnen wälzte sich halb über die Wasserfläche, tauchte in eleganter Kurve unter das Floß, schoß wie ein Torpedo hinter uns wieder hervor und dem Dolfinschwarm nach. Es war ein teuflischer Kerl von einem Blauhai, fünf bis sechs Meter lang. Und da waren auf einmal viele von unseren Lotsenfischen verschwunden. Sie hatten in ihm einen spannenderen Seehelden als uns gefunden.

Das Seetier, vor dem uns die Fachleute am meisten gewarnt hatten, war indessen der Riesenkrake, denn er konnte auf das Floß heraufklettern. Die Geographische Gesellschaft in Washington hatte uns dramatische Blitzlichtaufnahmen aus einer bestimmten Gegend des Humboldtstromes vorgelegt. Hier hatten die schrecklichen Riesentintenfische in großen Mengen ihren Lieblingsplatz und kamen in der Nacht an die Oberfläche empor. Sie waren so raublustig, daß, wenn einer sich an einem Fleischstück festgesaugt hatte und so an den Haken gekommen war, ein anderer herankam und seinen gefangenen Vetter aufzufressen begann. Sie hatten Fangarme, die einem Riesenhai ein Ende machen und einem großen Wal einen Denkzettel geben konnten, und dazu einen teuflischen Raubschnabel wie ein Adler, zwischen den Tentakeln versteckt. Man brachte uns in Erinnerung, daß sie hier mit phosphorleuchtenden Augen in der Finsternis der Nacht dahintrieben, daß ihre Arme lang genug waren, um in jeden kleinsten Winkel auf dem Floß zu tasten, wenn sie es nicht für gut fanden, selbst an Bord zu kommen. Wir schätzten keineswegs die Zukunftsaussicht, einen kalten Arm um den Hals zu fühlen, der uns in der Nacht aus dem Schlafsack holen könnte. So verschafften wir uns jeder ein säbelartiges Machetemesser für den Fall, daß wir eines Tages erwachen sollten, umschlungen von tastenden Tintenfischarmen. Von allem, was uns bevorstand, schien uns dies am unbehaglichsten, als wir starteten, besonders als die Meeresexperten in Peru in dasselbe Horn bliesen und uns auf der Karte zeigten, wo die schlimmste Gegend war, direkt inmitten des Humboldtstromes.

Lange sahen wir keine Spur von einem Tintenfisch, weder an Bord noch draußen auf See. Aber eines Morgens bekamen wir die erste Warnung, daß wir jetzt in diesem Fahrwasser sein mußten. Als die Sonne aufging, fanden wir ein Zubehör zu einem Riesentintenfisch an Bord in Gestalt eines kleinen Babys, so groß wie eine Katze. Es war im Verlauf der Nacht aus eigener Kraft an Deck gekommen und lag nun, die Fangarme um den Bambus vor der Türöffnung gekrampft, tot da. Schwarze und dickflüssige Tinte war über das Deck verschmiert und umgab es in einer Lache. Nachdem wir einige Seiten im Logbuch mit Tintenfischtinte geschrieben hatten, die sich wie eine Art Tusche ausnahm, warfen wir das Baby über Bord, zur Freude für die Dolfine.

Wir sahen in diesem bescheidenen Ereignis einen Vorboten größerer Nachtgäste. Konnte das Baby an Bord krabbeln, so konnten wohl seine hungrigen Urheber dasselbe tun. Unsere Vorväter haben wohl ein ganz ähnliches Gefühl gehabt, wenn sie auf ihren Wikingerschiffen saßen und an Drachen dachten. Aber das nächste Ereignis brachte uns völlig in Aufruhr. Wir fanden eines Morgens ein noch kleineres Tintenfischjunges auf dem First unseres Palmendaches. Das schaffte uns viel Kopfzerbrechen. Es konnte nicht hinaufgeklettert sein, da sich die Tintenspuren auf seinen engsten Umkreis oben auf dem Dach beschränkten. Hätte es andererseits ein Seevogel fallen gelassen, wäre es nicht so vollständig heil und ohne Schnabelspuren gewesen. Wir kamen zu dem Schluß, daß es von einem Spritzer aufs Dach geschleudert worden war, aber keiner von den Nachtposten konnte sich an eine solche Sturzsee erinnern. Und in den nächsten Nächten fanden wir ständig mehr Tintenfischjunge an Bord - die kleinsten von ihnen waren nicht länger als ein Mittelfinger.

Es war bald ganz alltäglich, daß man ein oder zwei kleine Tintenfische unter den fliegenden Fischen am Morgen an Deck fand, sogar wenn die See ganz ruhig gewesen war. Und es waren Junge der richtigen, teuflischen Art, mit acht langen Armen voller Saugnäpfe und zwei noch längeren, die dornartige Haken an den Enden hatten. Aber große Tintenfische machten nie Anstalten, an Bord zu kommen. Wir sahen ihre Phosphoraugen leuchten, wenn sie in schwarzen Nächten an die Oberfläche trieben. Ein einziges Mal sahen wir bei Tageslicht die Meeresfläche kochen und brodeln und etwas wie ein großes Rad aus der Tiefe auftauchen und in der Luft rotieren. Ein Teil von unseren Dolfinen suchte sich mit einem verzweifelten Satz durch die Luft in Sicherheit zu bringen. Aber warum die Großen nie an Bord kamen, während die Kleinen unsere ständigen Nachtgäste waren, blieb ein Rätsel, dessen Lösung wir auch in den zwei erfahrungsreichen Monaten nicht erhielten, die wir hier in dieser berüchtigten Krakengegend verbrachten. Junge Tintenfische kamen weiterhin an Bord. Da geschah es im Sonnenschein eines Morgens, daß wir alle

einen blinkenden Schwarm von irgend etwas Unbestimmbarem sahen, das aus dem Wasser heraufschoß und wie große Regentropfen durch die Luft sauste, während die See von den verfolgenden Dolfinen aufgewühlt wurde. Wir nahmen es zuerst für einen Schwarm fliegender Fische. Wir hatten bereits drei verschiedene Arten davon an Bord bekommen. Aber als sich die Unbekannten näherten und vereinzelte in anderthalb Meter Höhe über das Floß segelten, da stieß einer Bengt vor die Brust und fiel mit einem Platsch aufs Deck. Es war ein junger Tintenfisch. Unsere Überraschung war groß. Als wir ihn in einen Segeltuchbottich mit Seewasser setzten, nahm er einen kräftigen Anlauf und schoß herauf gegen die Oberfläche. Aber in dem kleinen Bottich bekam er nicht genügend Geschwindigkeit, um mehr als halb aus dem Wasser herauszukommen. Es ist längst bekannt, daß der Tintenfisch gewöhnlich nach dem Raketenprinzip schwimmt. Er pumpt Seewasser mit gewaltiger Kraft durch eine offene Röhre seitlich des Körpers aus und kann dadurch ruckweise mit sausender Fahrt nach rückwärts schießen, und wenn er alle Fangarme in einem dichten Bündel über dem Schädel zusammenschließt, wird er stromlinienförmig wie ein Fisch. An den Seiten hat er zwei runde und fleischreiche Hautfalten, die er gewöhnlich zur Steuerung und zum langsamen Schwimmen im Wasser verwendet. Aber es zeigte sich auch, daß verantwortungslose Tintenfischjünglinge, ein Leibgericht für viele große Fische, ihren Verfolgern entkommen konnten, indem sie auf dieselbe Weise in die Luft fuhren wie die fliegenden Fische. Sie hatten das Prinzip des Raketenfluges schon längst verwirklicht, bevor das menschliche Genie auf die Idee gekommen war. Sie pumpten das Seewasser durch sich, bis sie eine rasende Fahrt bekamen, dann steuerten sie schräg hinauf durch die Wasserfläche, indem sie die Hautfalten als Schwingen ausstreckten. Nach Art der fliegenden Fische segelten sie so im Gleitflug über die Wogen, soweit sie ihr Schwung trug. Seitdem wir darauf aufmerksam geworden waren, sahen wir sie oft vierzig bis fünfzig Meter weit dahinsegeln, vereinzelt oder in Rudeln von zwei bis drei Stück. Daß der Tintenfisch gleitfliegen konnte, war eine Neuheit für alle Zoologen, die wir treffen sollten.

Bei den Eingeborenen im Stillen Ozean habe ich oft Tintenfisch gegessen. Er schmeckt wie eine Mischung von Hummer und Kautschuk. Aber auf der »Kon-Tiki« stand der Tintenfisch zuunterst auf der Speisekarte. Bekamen wir ihn auf Deck präsentiert, tauschten wir ihn bloß gegen etwas anderes ein. Dieser Tausch ging so vor sich, daß wir die Angel mit einem Tintenfisch auswarfen, um sie wieder mit einem zappelnden Großfisch hereinzuziehen. Selbst der Thunfisch und der Bonito lieben junge Tintenfische. Und die lieferten ein Gericht, das an der Spitze des Menüs fungierte.

Es waren nicht nur alte Bekannte, auf die wir stießen, als wir so

langsam über die Meeresfläche trieben. Das Tagebuch hat viele Notizen folgender Art:

11. 5. Heute kam ein gewaltiges Seetier zweimal neben uns an die Oberfläche als wir an der Floßkante beim Abendessen saßen Es platschte schrecklich und verschwand wieder Wir haben keine Ahnung, was es sein kann.

6. 6. Hermann sah einen dunklen und dicken Fisch mit einem weißen, breiten Körper mit dünnem Schwanz und Stacheln, der viele Male an der Steuerbordseite aus dem Wasser sprang.

16. 6. Ein bemerkenswerter Fisch backbord vom Bug aufgetaucht Zwei Meter lang, einen Fuß an der breitesten Stelle, eine braune, lange, dünne Schnauze, eine große Rückenflosse am Schädel und eine kleinere mitten auf dem Rücken und eine schwere, sichelförmige Schwanzflosse, hielt sich an der Oberfläche und schwamm teilweise durch Winden des Körpers wie ein Aal. Er tauchte, als Hermann und ich im Gummifloß mit der Handharpune auszogen, kam später herauf, tauchte aber wieder und verschwand. Tags darauf. Erich saß im Mastkorb, zwölf Uhr mittags, als er dreißig bis vierzig lange, dünne, braune Fische derselben Art wie gestern zu sehen bekam. Sie kamen mit gewaltiger Fahrt von der Backbordseite dahergejagt und verschwanden nach achtern wie ein großer brauner Schatten in der See.

18. 6. Knut beobachtete ein schlangenartiges Tier, zwei bis drei Fuß lang und sehr dünn, das gerade aufstand und wieder ins Wasser unter die Oberfläche ging, und das tauchte, indem es sich wie eine Schlange hinunterwand. Bei ein paar Gelegenheiten glitten wir an einer großen, dunklen Masse vorbei, die unbeweglich unter der Wasseroberfläche wie eine Unterwasserschäre lag, in der Größe eines Stubenbodens Es war vermutlich der berüchtigte Riesenrochen. Aber nie rührte er sich, und wir kamen nie nahe genug, um die Konturen deutlich zu sehen.

Mit solcher Gesellschaft im Wasser wurde uns die Zeit nie lang Schlimmer war, daß wir auch selbst hinab in die See tauchen sollten, um das Tauwerk an der Unterseite zu inspizieren Eines Tages löste sich einer von unseren Senkkielen und glitt unter das Floß, wo er sich im Tauwerk festhakte, ohne daß wir ihn zu fassen bekamen. Hermann und Knut waren die besten Taucher Zweimal schwamm Hermann unter das Floß unter Dolfine und Lotsenfische und zog und zerrte an dem Brettstück. Er war kaum zum zweitenmal heraufgekommen und saß auf der Kante um zu verschnaufen, als ein acht Fuß langer Hai aus der Tiefe nicht weiter als drei Meter vor seinen Füßen auftauchte, in genauer Fahrtrichtung auf seine Zehenspitzen. Vielleicht taten wir dem Hai unrecht, aber wir hatten ihn im Verdacht, schlechte Absichten zu hegen, und ramten ihm eine Harpune in den Schädel.

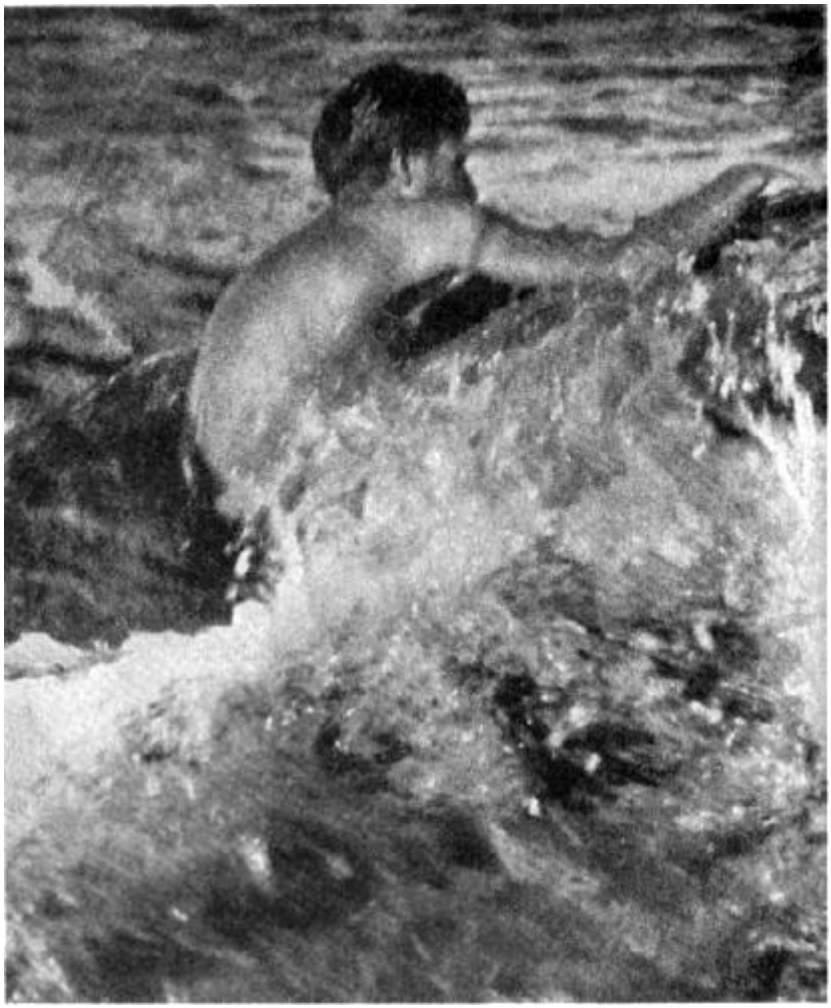
Der Hai fühlte sich verkannt, und es gab ein erbittertes Tauziehen mit dem Erfolg, daß der Hai verschwand und eine Ölschicht auf der Wasserfläche hinterließ, wahrend der Senkkiel ungeborgen unter dem Floß verklemmt blieb.

Da kam Erich auf die Idee, einen Taucherkorb herzustellen Zwar hatten wir nicht viel Rohmaterial, aber wir hatten Bambus und Tauwerk und einen alten, geflochtenen Korb, in dem Kokosnüsse gewesen waren. Wir verlängerten den Korb oben mit Bambus und Flechtwerk von Tau, und so ließen wir uns in diesem Korb an der Seite des Floßes hinab. Unsere verlockenden Beine waren so im Korb geschützt, und selbst wenn das Flechtwerk offenkundig nur moralischen Effekt sowohl für uns als auch auf die Fische hatte, konnten wir uns doch jedenfalls blitzschnell in den Korb hineinhocken, wenn etwas feindlich Gesinntes auf uns zugejagt kam, und dann konnten uns die anderen an Deck rasch aus dem Wasser ziehen.

Dieser Taucherkorb wurde nicht nur nützlich, er wurde im Laufe der Zeit auch das reinste Vergnügungsunternehmen für alle an Bord. Es gab uns nämlich eine erstklassige Gelegenheit, jenes schwimmende Aquarium kennenzulernen, das wir unter unserem Fußboden hatten.

Wenn sich das Meer begnügte, in ruhigen Wogen dahinzuziehen, krochen wir der Reihe nach hinein und ließen uns in das Wasser hinunterhängen, solange unser Atem reichte. Es war ein eigentümlich klarer und schattenloser Lichtstrom hier unten im Meer. Sobald wir unsere Augen unter der Wasserfläche öffneten, war es, als ob das Licht nicht langer aus einer bestimmten Richtung käme wie in unserer oberseeischen Welt droben.

Watzinger und seine Beute. Von allen Fischen, die uns im Stillen Ozean begegnen, schmecken die Bonitos am besten. Manchmal kommen sie sogar freiwillig.



„Haugland, halt dich fest!" Achteraus an der Ruderpinne hat unser Steuermann oft eine feuchte Wache, wenn die Wellentäler zu eng sind, um Platz für das ganze Floß zu bieten.

Der Lichtschein kam im Wasser genauso von unten wie oben Die Sonne schien nicht länger, sie war allerorten anwesend. Sahen wir hinaus zum Boden des Floßes, so lag er in seiner ganzen Ausdehnung strahlend beleuchtet. Die neun großen Stämme und das ganze Netzwerk von Tauen waren in ein zauberisches Licht getaucht. Ein flatternder Kranz von frühlingsgrünem Seegras umgab alle Seiten und säumte das ganze Steuerruder. Die Lotsenfische schwammen ruhig ihr Geleite wie Zebras in Fischhaut, wahrend große Dolfine uns raublustig in rastlosen, wachsamen Rucken umkreisten. Hie und da leuchtete es im saftigen roten Holz eines Senkkiels, der aus einer Spalte herniederstak, und darauf saßen friedliche Kolonien von weißen Entenmuscheln und winkten rhythmisch mit ihren gefransten gelben

Kiemenbuscheln nach Sauerstoff und Nahrung. Wenn ihnen jemand zu nahe kam, schlossen sie eilig die rot und gelbgesäumten Schalen zu und hielten die Türen verschlossen, bis sie fühlten, daß die Gefahr vorüber war. Das Licht hier unten war wunderbar klar und behaglich für uns, die wir an die Tropensonne auf Deck gewöhnt waren. Selbst wenn wir in die bodenlose Meerestiefe hinabsahen, wo ewig schwarze Nacht war, so tönte sich die Nacht für uns durch die zurückgeworfenen Sonnenstrahlen wunderschön hellblau. Zutiefst drunten im klaren, reinen Blau sahen wir zu unserer Verwunderung auch Fische, wenn wir nur selbst unter das Wasser gekommen waren. Es konnten Bonitos sein und andere Arten, die so tief gingen, daß wir sie nicht wiedererkennen konnten. Manchmal kamen sie in gewaltigen Schwärmen, und wir forschten oft danach, ob die ganze Meeresströmung voll von Fischen war oder ob auch hier unten in der Tiefe sich ein Gefolge »Kon-Tikis« versammelt hatte.

Besonders populär war es, einen Ausflug unter die Wasserfläche zu unternehmen, wenn wir Besuch von den großen, gelbflossigen Thunfischen hatten. Oft umringten sie das Floß in ganzen Schwärmen, aber meistens marschierten sie nur zu zweit oder zu dritt und schwammen dann viele Tage hintereinander in ruhigen Kreisen um uns, soweit es uns nicht glückte, sie an die Angel zu bekommen. Vom Floß aus erschienen sie schlecht und recht als große, braune, schwere Fische ohne besondere Eleganz. Aber krochen wir hinunter in ihr eigenes Element, so änderten sie spontan sowohl Farbe wie Form. Die Veränderung war so verwirrend, daß wir viele Male hinauf mußten und eine neue Peilung beginnen, um zu sehen, ob es dieselben Fische waren, die wir über dem Wasser gesehen hatten. Die großen Brocken scherten sich den Teufel um uns. Sie setzten unbeirrt ihre majestätischen Manöver fort und hatten plötzlich eine bewunderungswürdige Eleganz in der Form erlangt. Nie hatten wir dergleichen bei einem anderen Fisch gesehen. Die Farbe war metallisch geworden und spielte in ein schwaches Violett. Wie ein kompakter Torpedo aus glänzendem Silber und Stahl in vollkommenem Gleichgewicht und in Stromlinienform bewegten sie nur ein wenig die verschiedenen Flossen und schössen sofort ihre siebzig bis achtzig Kilogramm mit vollkommenster Beherrschung durchs Wasser.

Je enger wir in Kontakt mit dem Meer und all seinen Geschöpfen kamen, desto weniger fremd wurde es uns, und desto mehr fühlten wir uns selbst zu Hause. So lernten wir die alten Naturvölker respektieren, die Hand in Hand mit dem Stillen Ozean lebten und ihn deshalb aus einem ganz anderen Gesichtswinkel kannten als wir selbst. Uns ist es vielleicht gelungen, seinen Salzgehalt zu errechnen und lateinische Bezeichnungen für Thunfisch und Dolfin auszudenken, sie hatten das

natürlich nicht. Aber ich fürchte, daß das Bild, das diese Naturmenschen vom Meer hatten, doch viel richtiger war als unser eigenes.

Es waren nicht viele feste Punkte, auf denen das Auge hier draußen im Meer ruhen konnte. Wogen und Fische, Sonne und Sterne kamen und gingen. Wir konnten kein Land in der Seestrecke von achttausend Kilometern, die die Südseeinseln von Peru trennt, finden. Deshalb waren wir höchst überrascht, als wir uns 100 Grad West näherten und bemerkten, daß genau vor uns in unserer Fahrtrichtung ein Riff in der Karte des Stillen Ozeans angemerkt war. Es war als kleiner Kreis hingetüpfelt, und da die Karte in dem gleichen Jahr herausgegeben war, schlugen wir in den »Sailing Directions for South America« nach und lasen hier:

»Es wurde zuerst 1906 und später auch 1926 berichtet, daß es etwa 600 Meilen südwestlich der Galapagos Brandungswellen auf 6 Grad 42 Minuten südlicher Breite und 99 Grad 43 Minuten westlicher Länge gibt. 1927 passierte ein Schiff eine Seemeile westlich dieser Position, ohne solche Brandung zu sehen, und 1934 kam ein anderes Schiff eine Seemeile südlich daran vorbei, gleichfalls ohne etwas zu beobachten. Das Motorfahrzeug >Cowrie< fand 1935 bei 160 Faden keinen Boden an dieser Stelle.«

Den Karten zufolge war die Stelle ersichtlich weiterhin als ein unsicheres Gefahrenmoment für Fahrzeuge angesehen, und da ein tiefgehendes Schiff ein weit größeres Risiko läuft, wenn es sich einer Untiefe nähert, als wir auf unserem Floß, beschlossen wir, genau auf den Punkt der Karte zuzusteuern und nachzusehen, was es hier zu finden gab. Das Riff war etwas weiter nach Norden angezeichnet als dort, wohin wir voraussichtlich treiben würden. So legten wir das Ruder hinüber gegen Steuerbord und drehten das Rahsegel so, daß der Bug nach Norden zeigte und wir See und Wind von Steuerbord hereinbekamen. Jetzt geschah es wohl, daß etwas mehr vom Stillen Ozean in unsere Schlafsäcke schäumte, als wir es gewohnt waren, besonders als der Wind gleichzeitig beträchtlich aufzufrischen begann. Aber wir sahen, daß die »Kon-Tiki« scharf und sicher in einem verblüffend großen Winkel zur Windrichtung steuerbar war, wenn nur der Wind weiterhin schräg von achtern kam. Sonst schlug das Segel herum, und wir hatten den alten wahnwitzigen Zirkus, um das Floß wieder in unsere Kontrolle zu bekommen. Zwei Tage lang zwangen wir das Floß so nach Nordnordwest. Sturzseen wühlten sich auf und wurden unberechenbar, als der Passat begann, zwischen Südost und Ost zu schwanken, aber was immer gegen uns anbrauste, wir schaukelten darüber hinweg. Wir hatten ständig einen Posten auf der Mastspitze, und wenn wir über die Kämme ritten, weitete sich der Horizont beträchtlich aus. Die Kämme der Seen reichten zwei Meter

über die Höhe des Hüttendaches, und wenn zwei energische Seen zusammenwuchsen, dann türmten sie sich im Zweikampf noch höher und hoben eine zischende Schaumkrone in die Luft, die sich in ungeahnter Richtung herunterwälzen konnte.

Als die Nacht hereinbrach, verbarrikadierten wir die Hüttenöffnung mit Proviantkisten, aber es wurde ein nasses Lager. Wir waren kaum eingeschlafen, als es das erste Mal durch die Bambuswand wie durch ein Sieb in tausend Fontänen hereinbrach. Ein schäumender Wasserfall ergoß sich über uns und den Proviant.

»Telefoniert um den Installateur!« hörte ich eine verschlafene Stimme bemerken, als wir zusammenkrochen, damit die See wenigstens durch den Fußboden ablaufen konnte. Der Installateur blieb jedoch aus, und wir bekamen viel Badewasser ins Bett diese Nacht. Sogar ein großer Dolfin landete während Hermanns Wache unverschuldet an Bord.

Am nächsten Tag waren die Seen weniger verwirrt, nachdem der Passat beschlossen hatte, eine Zeitlang genau von Osten zu blasen. Wir lösten einander in der Mastspitze ab, denn wir konnten jetzt erwarten, den verhexten Punkt während des Vormittags zu Gesicht zu bekommen. An diesem Tag bemerkten wir mehr Leben als gewöhnlich in der See, aber vielleicht war es nur, weil wir besser Ausguck hielten. Am Vormittag sahen wir einen großen Schwertfisch, der dicht unter der Oberfläche gegen das Floß gefahren kam. Es waren zwei Meter Zwischenraum zwischen den zwei spitzen Flossen, die aus dem Wasser stachen, und das Schwert war fast ebenso lang wie sein Körper. Der Schwertfisch beschrieb einen Bogen, dicht an unserem Steuermann vorbei, und verschwand hinter den Wellenkämmen. Als wir unsere etwas salztropfende Mittagsmahlzeit einnahmen, wurde eine große Meerschildkröte mit Schild, Kopf und gespreizten Flossen von einer kegelförmigen See dicht vor unserer Nase in die Luft gehoben. Als diese See ihren Platz zwei anderen überließ, war die Schildkröte so plötzlich verschwunden, wie sie aufgetaucht war. Auch dieses Mal sahen wir es weißgrün von Dolfinbäuchen blinken, die sich im Wasser unter dem gepanzerten Reptil tummelten. Die Gegend war ungewöhnlich reich an winzigen fliegenden Fischen, nur einen Zoll lang, die in großen Schwärmen dahinsegelten und oft an Deck landeten. Ebenso beobachteten wir vereinzelte Raubmöwen und bekamen ständig Besuch von Fregattvögeln, die über dem Floß kreisten und wie Riesenschwalben ihre Schwänze spreizten. Fregattvögel werden gern als Zeichen betrachtet, daß Land in der Nähe ist, so daß sich der Optimismus an Bord noch hob.

»Vielleicht ist es doch eine Schäre oder eine Sandbank«, dachte mancher, und unser größter Optimist sagte:

»Stellt euch vor, wir finden einen kleinen grünen Fleck. Man kann

nie wissen. Es sind doch nur so wenige gewesen, die vor uns hier waren. Dann haben wir Neuland entdeckt, die Kon-Tiki-Insel.«

Von Mittag an war Erich immer geschäftiger, auf die Küchenkiste zu klettern und mit dem Sextanten zu messen. Um 18.20 Uhr meldete er 6 Grad 42 Minuten südliche Breite und 99 Grad 42 Minuten westliche Länge als Position. Wir waren nun eine Seemeile genau östlich vor dem Riff auf unserer Karte. Die Bambusrah wurde gefiert und das Segel auf Deck aufgerollt. Der Wind kam genau von Osten und würde uns langsam dicht an die Stelle bringen. Da die Sonne rasch im Meer verschwand, durfte der Mond mit all seinem Glanz aufgehen und leuchtete über die Meeresfläche, die in Schwarz und Silber von Horizont zu Horizont wogte. Die Sicht von der Mastspitze war gut. Brechende Seen sahen wir überall in langen Reihen, aber keine stehende Brandung, die von einem Riff oder einer Untiefe herrühren konnte. Keiner wollte in die Koje kriechen, alle spähten gespannt hinaus, und zwei oder drei Mann hingen immer auf einmal im Mast. Und während wir über das Zentrum trieben, loteten wir nach Boden. Alles, was wir an Bleigegenständen an Bord hatten, wurde am Ende von 800 Metern 54fädiger Seidenschnur befestigt, und selbst wenn diese Schnur durch die Abtrift teilweise schräg zum Grund hing, so ging dieses Lot doch auf jeden Fall bis zu 600 Meter tief, und hier existierte kein Grund, weder westlich der Stelle, mitten darin, noch östlich von ihr. Wir warfen noch einen letzten Blick über die Meeresfläche. Nachdem wir uns vergewissert hatten, daß wir mit Sicherheit die Gegend erforscht nennen konnten und sie frei von Untiefen jeder Art gefunden hatten, hißten wir unser Segel und legten das Ruder in seine gewöhnliche Stellung hinüber, so daß Wind und Wetter wieder von Backbord achtern hereinkamen, und dann ging es weiter mit dem natürlichen, freien Kurs des Floßes. Wie zuvor kamen die Wellen und verschwanden zwischen den gespreizten Stämmen am Achterdeck. Wir konnten von neuem trocken schlafen und essen, selbst wenn die Sturzseen um uns wieder ernst wurden und noch viele Tage hausten, während der Passat von Ost nach Südost schwenkte.

Bei dieser kleinen Segeltour gegen das falsche Riff hatten wir eine ganze Menge über die Wirkung der Senkbretter als Kiele gelernt, und als Hermann und Knut im weiteren Verlauf der Reise gemeinsam unter das Floß tauchten und jenes fünfte Senkbrett bargen, erfuhren wir noch mehr über diese nützlichen Brettstücke, Dinge, die kein Mensch mehr verstanden hatte, seitdem die Indianer selbst diesen vergessenen Sport im Futteral ließen. Daß diese Senkbretter als Kiele wirkten und dem Floß gestatteten, in einem Winkel mit dem Winde zu fahren, war klar wie dicke Tinte. Aber daß die alten Spanier behaupteten, daß die Indianer in großem Umfange auch ihre Balsaflöße auf dem Meer zu steuern wußten mit Hilfe gewisser versenkbarer Bretter, die sie in die

Zwischenräume zwischen den Stämmen hinuntersteckten, hörte sich ganz unbegreiflich an für uns alle, die sich jemals mit diesem Problem beschäftigten. Da diese Bretter in einer schmalen Spalte festsaßen, konnten sie ja nicht nach der Seite verdreht werden und daher auch nicht als Ruder wirken.

Wir kamen auf die Lösung dieses Geheimnisses auf folgende Art: Der Wind war stetig und die See wieder ruhig geworden, so daß die »Kon-Tiki« seit ein paar Tagen einen scharfen Kurs lief, ohne daß wir an dem festgebundenen Steuerruder rührten. So steckten wir den wiedergefundenen Senkkiel in einen Zwischenraum im Achterdeck, und momentan schwenkte die »Kon-Tiki« ab, und zwar um viele Grade von Westen gegen Nordwesten und setzte sicher und ruhig ihren neuen Kurs fort. Zogen wir dieses Brett wieder herauf, schwenkte das Floß wieder in seine alte Richtung zurück, zogen wir es bloß halb heraus, so ging es auch wieder halb auf den alten Kurs. Durch einfaches Heben und Senken dieser Schwerter konnten wir neue stabile Kurse ausstekken, ohne das Steuerruder zu verändern. Das war das geniale Geheimnis der Inkas: sie arbeiteten ein einfaches Gleichgewichtssystem aus, bei dem Mast und Segel den festen Punkt bildeten, auf den der Druck des Windes wirkte. Die zwei Hebelarme waren das Floß vor und hinter dem Mast. Wurde die gesamte Senkkielfläche achtern übermächtig, dann schwang der Vordersteven mit dem Winde herüber, wurde aber die Senkkielfläche vorne stärker, so drehte das Achterende mit dem Winde. Die Senkkiele, die dem Mast am nächsten waren, waren selbstverständlich am wenigsten wirksam auf Grund des Verhältnisses zwischen Gewichtsarm und Kraft. Kam der Wind genau von achtern, so hörte die Wirkung dieser Bretter auf. Aber da war es auch unangenehm, das Floß ruhig zu halten, ohne ständig mit dem Steuerruder zu arbeiten. Und fuhr das Floß so ganz seiner Länge nach, wurde es auch ein wenig zu lang, um frei über die Seen zu gleiten. Und nachdem die Hüttentür und der Speiseplatz auf der Steuerbordseite waren, nahmen wir auch deshalb immer den Wind schräg von Backbord achtern. Wir hatten es nun leicht, unseren Weg über das Meer fortzusetzen, indem der Steuermann diese Senkkiele in einer Spalte auf- und niederhob, anstatt am Tauwerk beim Steuerruder zu ziehen, aber wir hatten uns so an das Steuerruder gewöhnt, daß wir nur den groben Kurs mit den Senkkielen setzten, während wir es vorzogen, mit dem Ruder zu steuern.

Der nächste Markstein der Reise war gleich unsichtbar für das Auge wie jene Schäre, die nur auf der Karte existierte. Es war der fünfundvierzigste Tag auf See. Wir waren hier vom 78. Längengrad bis zum 108. Grad gekommen und waren nun genau auf halbem Wege zu den ersten Inseln vor uns. Es waren viertausend Kilometer hinter uns nach Südamerika im Osten und gleich weit vorwärts nach Polynesien

im Westen. Der nächste feste Punkt in irgendeiner Himmelsrichtung waren die Galapagosinseln im Nordnordosten und die Osterinsel genau im Süden. Beide sind über tausend Kilometer weit durch ein endloses Weltmeer getrennt. Schiffe hatten wir keine gesehen, und wir bekamen auch überhaupt keine zu Gesicht, denn wir befanden uns außerhalb der Routen für allen gewöhnlichen Schiffsverkehr im Ozean. Aber wir bekamen nie ein genaues Gefühl für diese enormen Entfernungen, denn der Horizont glitt unmerklich mit uns, da wir selbst trieben, und unsere fließende oder schwimmende Welt blieb immer die gleiche. Das Floß war das Zentrum, um das sich der weite Himmel wölbte. Und dieselben Sterne drehten sich über uns Nacht für Nacht.

6. Polynesien kommt näher

Ein lächerliches Fahrzeug. Ausflug im Gummiboot. Gnadenlose Trift hinaus ins Unendliche. In einer Bambushütte mitten auf dem Ozean. Auf dem Längengrad der Osterinsel. Das Geheimnis der Insel. Riesengötter und Steinkolosse. Perücken aus rotem Fels. Die Technik der »»Langohren«. Verbindungen mit Amerika. Sprechende Ortsnamen. Tauziehen mit Haifischen. Haifang mit der Faust. Der Papagei. LI2B ruft. Der Sternenkompaß. Drei rätselhafte Wogen. Sturm. Blutbad in der See. Blutbad an Deck. Mann über Bord. Noch ein Sturm. » Kon-Tiki« wird schlotterig. Erste Botschaft aus Polynesien.

Wenn die See nicht allzu wild war, paddelten wir oft mit dem winzigen Gummifloß hinaus, um von draußen zu fotografieren. Niemals werde ich den ersten von unseren Schlauchbootausflügen vergessen. Das Meer war so ruhig, daß zwei Mann Lust bekamen, das ballonartige kleine Ding aufs Wasser zu setzen und damit ein Stück hinaus in die Wogen zu rudern. Sie waren kaum vom Floß abgestoßen, als sie die kleinen Ruder schon ausließen und brüllend zu lachen begannen. Und als die Wellen sie davontrugen, so daß sie, auf und nieder geschaukelt, immer wieder hinter den Kämmen verschwanden, da platzten sie erst richtig los, sooft sie einen Blick von uns erhäschen konnten, und lachten so, daß es weit hinaus über den offenen Pazifik schallte. Wir auf dem Floß blickten mit gemischten Gefühlen um uns und konnten nichts Komisches entdecken außer unseren eigenen zerzausten und bärtigen Gesichtern. Die aber mußten die zwei da draußen eigentlich schon gewohnt sein, so daß uns der schleichende Verdacht befiel, sie hätten am Ende wohl den Verstand verloren. Vielleicht ein Sonnenstich? Vor Lachen hatten die beiden erkleckliche Mühe, zurück zur »Kon-Tiki« zu rudern. Sie blieben uns jede Erklärung schuldig. Sich schier verschluckend und mit Tränen in den Augen forderten sie uns kurzerhand auf, erst einmal selber das Floß von draußen zu begucken.

Zwei von uns anderen sprangen in das tanzende Schlauchboot und wurden sofort von einer Woge ergriffen, die uns davontrug. Bums, setzten auch wir uns nieder und lachten schallend los. Nun mußten wir so rasch wie möglich zurück zum Floß paddeln, um auch die beiden letzten zu beruhigen, die noch nicht draußen gewesen waren. Sie meinten schon allen Ernstes, wir wären alle miteinander vollständig übergeschnappt.

Wir selber waren es und unser eigenes stolzes Fahrzeug, das uns einen so vollständig hoffnungslosen und blödsinnigen Anblick bot, als wir das Ganze zum ersten Mal aus größerem Abstand sahen. Wir

hatten uns auf offener See bisher noch nie von »außerhalb« betrachtet. Die Stämme verschwanden bereits unter den kleinsten Wellen. Zu sehen war eigentlich nur die niedrige Hütte mit der breiten Türöffnung und dem zerzausten Blätterdach, die immer wieder aus den Wogen auftauchte. Das sah genauso aus, als würde eine alte norwegische Scheuer hoffnungslos und verloren auf dem offenen Meer herumtreiben, eine windschiefe Heuhütte, voll von sonnverbrannten und bärtigen Lazzaronis. Wenn jemand in einer Badewanne dahergepaddelt wäre, so hätte uns das nicht weniger spontan zum Lachen gereizt. Schon ganz gewöhnliche Wellen stiegen bis zur halben Höhe der Hüttenwand empor, und es sah aus, als müßten sie sich ungehindert in das weit offene Scheunentor hineinwälzen, wo die bärtigen Brüder lagen und glotzten. Aber da schwamm der gebrechliche Bau schon wieder oben auf dem Wasser, und die vier Landstreicher lagen noch immer so trocken, ruppig und unbeteiligt da wie zuvor. Kam eine größere Welle vorbeigerauscht, konnte es geschehen, daß Hütte, Segel und der ganze Mast hinter dem Wasserberg verschwanden. Aber mit unbeirrbarer Sicherheit war die Hütte mit den Landstreichern im nächsten Augenblick wieder obenauf. Das sah ja schlimm genug aus, und wir konnten es kaum fassen, daß es uns an Bord dieses Fahrzeuges bisher so gut gegangen war.

Als wir das nächste Mal hinausruderten, um zu einem gesunden Lachen über uns selbst zu kommen, wäre es um ein Haar schief gegangen. Wind und Wellen waren stärker, als wir angenommen hatten, und so glitt die »Kon-Tiki« weit rascher durch die Wogen, als uns klar war. Wir mußten ums Leben rudern, um mitten auf dem offenen Meer das unsteuerbare Floß wiederzugewinnen, das nicht halten und warten konnte und noch weniger wenden und zurückkommen. Wenn auch die Jungens auf der »Kon-Tiki« das Segel in aller Eile einholten, so drückte doch der Wind derart gegen das Hüttendach, daß das Balsafloß rasch gegen Westen trieb. Wir plantschten hinterdrein in dem tanzenden kleinen Schlauchboot mit den winzigen Spielzeugrudern und kamen bei aller Mühe nicht schneller vorwärts als das Floß. Nur ein Gedanke beherrschte uns: zurück zur »Kon-Tiki«! So durfte sich unsere Mannschaft nicht auflösen! Es waren unangenehme Minuten draußen auf dem Meer, bis wir das entlaufene Floß einholten und zu den anderen an Bord krochen, hinauf auf die Balsastämme, die unsere Heimstatt waren. Von diesem Tage an war es streng verboten, im Gummiboot hinauszuziehen, ohne eine lange Leine am Bug befestigt zu haben, so daß die anderen an Bord das Boot einholen konnten, wenn es notwendig war. Wir kamen deshalb nie weit vom Floß weg, außer der Wind war flau und der Stille Ozean wellte sich in schwachen Dünungen. Solche stille Tage aber hatten wir genug, als die »Kon-Tiki«

mitten auf dem Pazifik trieb und das Meer nach allen Richtungen sich einförmig um die Erdkugel wölbte. Da konnten wir unbesorgt unsere Heimstatt verlassen und davonrudern, hinein in den blauen Raum zwischen Himmel und See. Wenn wir dann sahen, wie die Silhouette unseres Fahrzeuges immer kleiner und kleiner wurde und das Rahsegel schließlich zu einem winzigen, unbestimmbaren Viereck am Horizont zusammenschrumpfte, so beschlich uns da draußen manchmal das würgende Gefühl trostloser Verlassenheit. Endlos wölbte sich das Meer unter uns, blau wie der Himmel darüber. Und dort in der Ferne, wo beide zusammentrafen, floß das Blau des Himmels mit dem des Wassers zusammen. Beinahe hatten wir das Gefühl, im leeren Raum zu schweben. Die ganze Welt war leer und blau und kein einziger fester Punkt in ihr, außer der Tropensonne, die uns in den Nacken brannte, gelb und warm. Weit draußen am Horizont stand das Segel des einsamen Floßes und zog uns an wie ein magnetischer Punkt. Wir ruderten zurück und krochen an Bord. Hier fühlten wir uns daheim, in unserer eigenen Welt, und geborgen, auf sicherem und festem Boden. Drinnen in der Hütte fanden wir Schatten, den Geruch von Bambus und von welken Palmenblättern. Die sonnenerfüllte, blaue Reinheit da draußen wurde nun durch die offene Hüttenwand begrenzt und gemildert. So waren wir es gewohnt. So war es gut. Wenigstens eine Zeitlang, bis die blaue Ferne uns erneut verlockte.

Es war höchst eigentümlich, welch starke psychologische Wirkung die löcherige, kleine Bambushütte auf unser Gemüt hatte. Sie maß nicht mehr als acht mal vierzehn Fuß und war, um den Winddruck zu vermindern, so niedrig gebaut, daß wir unter ihrem First nicht aufrecht stehen konnten. Wände und Dach bestanden aus einem zusammengeknüpften, kräftigen Bambusgestänge und waren mit zähem Flechtwerk aus gespaltenem Bambus verschalt. Die grünen und gelben Sprossen und die Blattansätze, die vom Dachrand herunterhingen, gaben eine ganz andere Ruhe für das Auge als eine weiß bemalte Wand. Obwohl die Steuerbordlängswand zu einem Drittel offen war und auch Dach und Wände Sonne und Mond hereinließen, gab uns diese primitive Höhle doch ein weit größeres Sicherheitsgefühl, als weißgestrichene Schotten und verschalte Bullaugen es unter denselben Verhältnissen getan hätten. Wir versuchten, eine Erklärung für diese wunderliche Tatsache zu finden und kamen zu folgendem Ergebnis: Unser eigenes Bewußtsein war es schlechterdings nicht gewohnt, ein palmengedecktes Bambushaus mit der Vorstellung einer Seereise zu verbinden. Es bestand keine natürliche Harmonie zwischen dem großen, rollenden Meer und der kleinen, schattigen Palmenhütte, die zwischen den Wellen umherschwamm. Daher mußte entweder die Hütte inmitten des

Meeres durchaus fehl am Platz erscheinen, oder die Wogen rund um die Hüttenwände mußten deplaciert wirken. Das zweite war denn auch der Fall, solange wir uns an Bord hielten. Vom Gummiboot aus gesehen, tauschten Wellen und Hütte ihre Rollen. Die Tatsache, daß die Balsastämme immer wie eine Möwe auf den Seen schaukelten und das Wasser am Heck durchließen, gab uns ein unerschütterliches Zutrauen zu dem trocken gelegenen Teil mitten auf dem Floß, wo die Hütte stand. Je länger die Reise dauerte, desto sicherer fühlten wir uns in unserer gemütlichen Höhle, und wir sahen auf die sich aufbäumenden Wogen, die an der Türöffnung vorbeitanzten, wie auf ein imponierendes Stück im Kino, das uns selber absolut nicht betraf. Wenngleich die offenstehende Wand nur fünf Fuß vom ungeschützten Floßrand entfernt war und nicht höher als eineinhalb Fuß über der Wasserlinie lag, so fühlten wir uns, als wären wir auf unserer Reise viele Meilen weit weg vom Meer entfernt. Augenblicklich waren wir in eine richtige Dschungelwohnung versetzt und geborgen vor den Gefahren des Ozeans, wenn wir nur durch die Tür hereinkrochen. Hier konnten wir uns auf den Rücken legen und in das merkwürdige Dach hinaufschauen, das sich wie Astwerk im Winde wiegte, und es uns bequem machen, während uns der Dschungelduft von rohem Holz, Bambus und welken Palmblättern umschmeichelte.

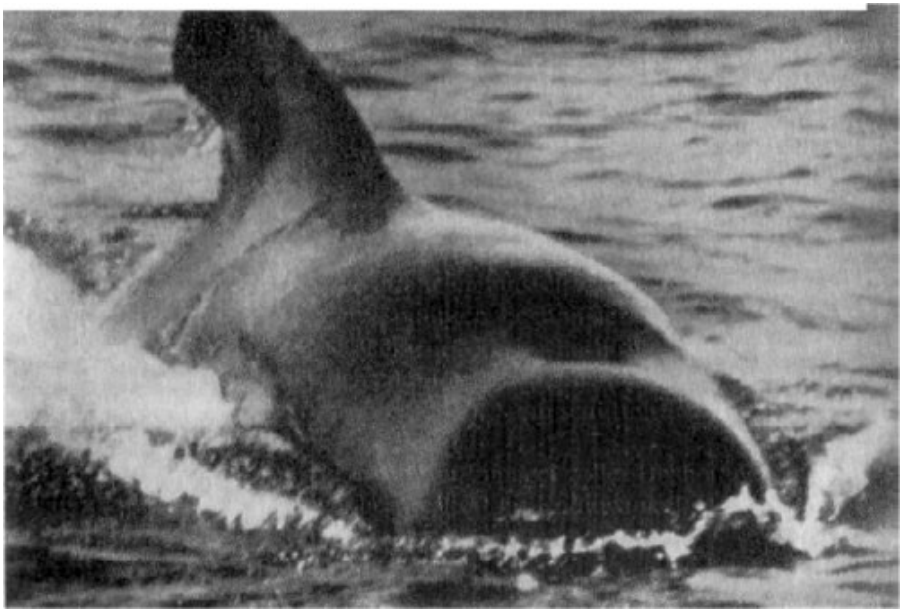
Manchmal ruderten wir mit dem Gummiboot in die Dunkelheit hinaus, um unsere Behausung auch einmal nachts von draußen zu besehen. Kohlschwarze Wogen türmten sich um uns auf allen Seiten, und eine blinkende Myriade von Sternen lockte ein schwaches Widerblinken vom Plankton auf der See. Die Welt war einfach, Sterne im Dunkel. Ob wir 1947 vor oder nach Christus schrieben, hatte plötzlich seine Bedeutung verloren. Einzig, daß wir lebten, fühlten wir tief und stark. Und uns wurde bewußt, daß die Menschen auch schon vor dem Zeitalter der Technik das gleiche empfunden und getan hatten- in einem noch tieferen Sinne als wir. Die Zeit hörte gleichsam auf zu existieren. Alles wahrhaft Seiende war, wie es immer gewesen und immer sein wurde. Wir waren untergetaucht in dem ewigen Gleichlauf des Geschehens, und nichts war um uns, als ein endloses und unberührtes Dunkel und die flimmernde Sternenwelt über uns. Vor uns in der Nacht hob sich die »Kon-Tiki« aus den Wogen, um wieder zu versinken, wenn schwarze Massen dahertrieben. Im Mondlicht umgab eine wunderliche Stimmung das Floß Schwere blanke Stämme mit Büscheln von Seegras, der viereckige, nachtschwarze Umriß des Wikingersegels eine zerfranste Bambushütte, vom gelben Licht einer Paraffinlampe am Heck bestrahlt. Das Ganze erinnerte eher an ein Bild aus einem Abenteurerbuch, als daß man es für nüchterne Wirklichkeit halten mochte. Ab und zu verschwand das Floß vollständig hinter den

dunklen Wogen. Dann hob es sich wieder und zeichnete sich als scharfe Silhouette gegen den Sternenhimmel ab, während blinkendes Wasser von den Stämmen schäumte.

Wenn wir so die zeitlose Stimmung um das einsame Floß verspürten, dann hatten wir manchmal ganze Flottillen von solchen Fahrzeugen beinahe leibhaftig vor Augen, die sich fächerförmig gegen den Horizont verbreiterten, um die Möglichkeit, Land zu finden, zu vergrößern. So waren die ersten Menschen über das Meer gezogen. Gerüchte hatten von Inseln draußen im Stillen Ozean erzählt, und so segelte der Inka Tupak Yupanqui, der sich ganz Peru und Ecuador unterworfen hatte, noch knapp vor der Ankunft der Spanier auf einer Armada von Balsaflößen mit vielen tausend Mann hinaus übers Meer, um nach den Inseln zu suchen. Er fand zwei Eilande, von denen manche meinen, daß es die Galapagosinseln gewesen seien. Nach acht Monaten Fahrt glückte es ihm, mit seinen zahlreichen Ruderern zurück nach Ecuador zu gelangen. Viele Jahrhunderte früher waren Kon-Tiki und sein Gefolge sicher auf gleiche Weise übers Meer gezogen. Sie aber hatten keinen Grund, den Rückweg zu versuchen und ihn gegen Wind und Wogen zu erzwingen.

Oben: Ein Walhai auf dem Weg unter das Floß. Die Spitze der riesigen Rückenflosse ragt noch aus dem Wasser, und weit dahinter erhebt sich die Schwanzflosse in die Luft, während das Untier uns umkreist und dabei das Steuerruder aus dem Wasser hebt. Er ist mit seinen fünfzehn bis zwanzig Metern Länge der größte Fisch der Welt.

Unten: Walbesuch. Solchen bekommen wir öfter, und gegen die größten Exemplare erscheint das Floß jämmerlich klein. Manchmal begleiten sie uns viele Stunden. Aber wenn sie auch oft selbstbewußt blasend auf uns zusteuern, so tauchen sie dann doch im letzten Augenblick, und der Walrücken zieht friedlich unter uns hindurch.



Hau ruck! Das Tauwerk dehnt sich im Sturm und in der Tropensonne, und so müssen die Haltetaue oft nachgezogen werden.

Wenn wir dann wieder an Bord des Floßes sprangen, ließen wir uns oft im Kreis um das Paraffinlicht auf dem Bambusdeck nieder und sprachen über jene alten peruanischen Seefahrer, die fünfzehn Jahrhunderte vor uns gelebt hatten. Das Licht warf Riesenschatten von bärtigen Männern auf das Segel, und wir dachten an unsere Vorgänger, die weißen und bärtigen Männer aus Peru. Wir hatten sie in der Mythologie und Architektur den ganzen Weg entlang von Mexiko nach Mittelamenka und hinein in die Nordwestgegend von Südamerika bis nach Peru verfolgen können. Ihre Bauwerke blieben und eine Fülle von Legenden, wahrend ihre geheimnisvolle Kultur wie mit einem Zauberschlag beim Kommen der Inkas verschwand, um ebenso plötzlich von neuem aufzutauchen auf den einsamen Inseln im Stillen Ozean, denen wir uns näherten. Waren diese wunderbaren

Lehrmeister der Inkas ein Kulturvolk aus den Mittelmeerländern, das einmal in der Vorzeit auf dieselbe einfache Weise sich mit dem Passatwind und einer nach Westen gehenden Meeresströmung von den Kanarischen Inseln bis zum Golf von Mexiko durchgeschlagen hatte? Wir glaubten nicht mehr an die Rolle des Meeres als vollkommener Isolator. Viele Forscher haben mit gewichtigen Gründen behauptet, daß die großen Indianerkulturen von den Azteken in Mexiko bis zu den Inkas in Peru nach plötzlichen Impulsen aus dem Osten her über das Meer entstanden seien, während alle gewöhnlichen Indianerstämme Jäger- und Fischervölker asiatischer Herkunft sind, die im Laufe von zwanzigtausend oder noch mehr Jahren von Sibirien nach Amerika einsickerten. Es ist ja auch augenfällig genug, daß man keine Spur einer allmählichen Entwicklung in den Hochkulturen finden kann, die sich einst von Mexiko bis nach Peru erstreckten. Je tiefer die Archäologie hinuntergräbt, desto höher wird das Kulturniveau. Schließlich gelangt man zu einem bestimmten Punkt, an dem die alten Kulturen ersichtlich eingesetzt haben müssen - ohne Übergang, inmitten von primitiven Stämmen.

Und diese Kulturen sind gerade dort aufgetreten, wo die Strömung vom Atlantik hereinkommt, mitten in Amerikas so erschlaffenden Wüsten- und Dschungelgegenden, statt in den gemäßigten Zonen, wo Kulturen - damals wie heute - leichtere Entwicklungsbedingungen haben.

Dasselbe wiederholte sich auf den Südseeinseln. Es ist das Peru am nächsten gelegene Eiland, die Osterinsel, das die tiefsten Spuren dieser Kultur trägt, obwohl diese Insel wasserarm und nicht fruchtbar ist und von allen Inseln im Stillen Ozean am weitesten von Asien entfernt liegt.

Als wir die halbe Reise hinter uns hatten, waren wir so lange gesegelt, wie man von Peru zur Osterinsel braucht. Nun hatten wir das sagenumsponnene Eiland genau im Süden. Wir waren von einem ganz beiläufigen Punkt mitten an der Küste Perus in See gestochen, da wir den Weg eines Durchschnittsfloßes nehmen wollten, das von Land trieb. Hätten wir das Festland weiter südlich verlassen, näher an der Ruinenstadt Kon-Tikis, Tiahuonaco, dann hätte uns zwar derselbe Wind ergriffen, aber eine schwächere Strömung, die uns in Richtung auf die Osterinsel getrieben hätte.

Als wir den 110. Grad westlicher Länge passierten, waren wir in polynesischen Gewässern. Denn die Osterinsel lag jetzt näher an Peru als unsere eigene Position, und wir waren auf gleicher Höhe mit diesem ersten Vorposten der Südseeinseln, dem Zentrum der ältesten polynesischen Kultur. Wenn unser glühender Wegweiser, die Sonne, vom Himmel herabstieg und mit der ganzen Farbenpracht des Regenbogens hinter dem Meer im Westen verschwand, dann blies der

milde Passat Leben in unsere Gespräche über das seltsame Mysterium der Osterinsel. Der Nachthimmel löschte jeden Zeitbegriff aus, und aufs neue geisterten die Riesenschatten unserer bärtigen Köpfe über das Segel. Aber weit unten im Süden auf der Osterinsel standen noch größere Riesenköpfe, in Stein gemeißelt, mit spitzbärtigem Kinn und mit den Zügen des weißen Mannes, und sannen über dem Geheimnis der Jahrhunderte. So standen sie bereits da, als die ersten Europäer im Jahre 1722 die Insel entdeckten. Und so hatten sie damals durch zweiundzwanzig polynesische Generationen gestanden, als die jetzige Bevölkerung mit ihren Kriegskanus dort landete und alle erwachsenen Männer dieses rätselhaften Kulturvolkes auf der Insel ausrottete. Seit damals thronten Götterbilder auf der Osterinsel als gewaltige und ungelöste Symbole einer vorzeitlichen Mystik. Auf den Abhängen rund um die baumlose Insel ragten sie in den Himmel, Steinkolosse, aus einem einzigen Block prächtig ausgemeißelt als menschliche Gestalten, und so hoch wie ein drei- bis vierstöckiges Haus. Wie konnten diese Menschen der Vorzeit solche gigantischen Steinbilder schaffen, transportieren und aufrichten? Aber nicht das allein. Wie hatten sie es vermocht, zwölf Meter über dem Boden noch einen besonderen riesigen Block aus rotem Stein als kolossale Perücke auf viele der Köpfe zu türmen? Was war der Sinn? Und welche Art technischer Möglichkeiten hatten die verschwundenen Bildhauer gehabt? Sie meisterten Probleme, die groß genug wären für die besten Ingenieure von heute.

Wenn wir einmal zusammentragen, was das alte Kulturvolk an Spuren und Beweisstücken hinterlassen hat, die die Zeit nicht völlig zu zerstören vermochte, so ist das Geheimnis der Osterinsel vielleicht doch nicht unlösbar, sobald man sich die Möglichkeit einer Verbindung mit Peru durch Flöße vor Augen hält.

Die Osterinsel ist der Gipfel eines uralten, längst erkalteten Vulkans. Gepflasterte Straßen, von diesem alten Kulturvolk angelegt, führen noch zu den guterhaltenen Landungsplätzen an der Küste und zeigen damit, daß der Wasserstand rund um die Insel genauso war, wie er heute noch ist. Wir haben es hier keinesfalls mit dem Rest eines versunkenen Kontinents zu tun, sondern mit einer kleinen öden Insel, die, als sie mitten im Stillen Ozean das Zentrum einer blühenden Kultur beherbergte, genauso öde und einsam war, wie sie es heute noch ist.

Mitten auf dieser kegelförmigen Insel liegt der erloschene Krater, und dieser enthält nun die erstaunlichen Steinbrüche und Werkstätten der Bildhauer. Alles liegt hier noch genauso, wie die Steinmetze und Architekten es vor vielen hundert Jahren verließen, als sie Hals über Kopf an die Ostspitze der Insel flohen, wo, wie die Sage berichtet, die Neuankömmlinge sie stellten und alle, Mann für Mann,

niedermachten. Der plötzliche Abbruch ihres Werkes gibt einen deutlichen Querschnitt durch einen gewöhnlichen Arbeitstag im Krater der Osterinsel. Die flintharten Steinäxte der Künstler liegen ringsum auf dem Arbeitsplatz verstreut und zeigen, daß dieses Kulturvolk genauso wenig vom Eisen wußte wie die Bildhauer Kon-Tikis, als sie von Peru vertrieben wurden und ebensolche riesenhafte Steinstatuen auf dem Andenplateau hinterließen. Auf der Osterinsel wie in den Anden kann man die Steinbrüche finden, wo das weiße und bärtige Volk der Legende zwölf Meter lange Steinblöcke aus dem massiven Fels herausgeschlagen hat, nur mit Hilfe von Beilen aus noch härterem Stein. Und in beiden Gegenden wurden die Riesenblöcke, die viele Tonnen wogen, viele Kilometer weit über schwieriges Terrain transportiert, bevor sie als ungeheuerliche Menschenfiguren aufgerichtet oder zum Bau von gigantischen Terrassen und Mauern aufeinandergetürmt wurden.

Viele halbfertige Riesenstatuen liegen noch heute so, wie sie begonnen wurden, in ihren Höhlungen in der Kraterwand der Osterinsel und zeigen, wie die Arbeit in den verschiedenen Stadien vor sich ging. Die größte Menschenfigur, die fast fertig war, als die Künstler flüchten mußten, hatte eine Länge von zweiundzwanzig Metern, und wäre sie fertig aufgestellt worden, hätte dieser Koloß mit seinem Kopf in die Höhe eines achtstöckigen Hauses emporgereicht. Jede einzelne Figur wurde aus einem einzigen zusammenhängenden Block gehauen, und die Arbeitsplätze der Bildhauer rund um die liegende Figur verraten, daß es nur wenige waren, die gleichzeitig an ihr arbeiteten. Auf dem Rücken liegend, die Arme gebeugt und die Hände unter der Brust gefaltet, genau wie die Steinkolosse in Peru, wurden die Osterinselfiguren in jedem kleinsten Detail vollendet, bevor sie aus der Werkstatt geholt und zu ihrem Bestimmungsort irgendwo auf der Insel transportiert wurden. Im letzten Stadium hing der Riese nur mehr entlang eines schmalen Kieles unter dem Rücken am Berg fest, und auch dieser wurde weggeschlagen, während der Riese mit Rollsteinen aufgeblockt wurde.

Viele dieser Figuren wurden nur auf den Boden des Kraters geschafft und dort im Abhang aufgestellt, aber eine Anzahl der größten Kolosse wurde über die Wände hinaufgezogen und viele Kilometer weit durch schwieriges Gelände transportiert, bevor sie auf einer steinernen Plattform auf die Füße gestellt wurden und einen besonderen Block aus roter Lava auf ihren Scheitel gesetzt bekamen. Dieser Transport kann an und für sich als blankes Rätsel gelten, aber wir können nicht leugnen, daß er geschah, und noch weniger, daß die Architekten, die aus Peru verschwanden, ebenbürtige Steinkolosse in den Anden hinterlassen haben, die verraten, daß sie genau solche Fachleute auf diesem Gebiet waren. Auch wenn diese Steinbilder am

größten und zahlreichsten auf der Osterinsel sind und die Bildhauer sich hier einen besonderen Stil zugelegt haben, so hat das gleiche verschwundene Kulturvolk ähnliche Riesenstatuen in Menschengestalt noch auf vielen anderen Inseln im Stillen Ozean, die Amerika zunächst liegen, errichtet, und überall wurden die Statuen von abgelegenen Steinbrüchen zum Tempelplatz gebracht. Auf den Marquesas bekam ich Legenden zu hören, wie diese Riesensteine bewegt wurden, und da sie genau den Erzählungen der Eingeborenen von dem Transport der Steinsäulen zum Riesentor auf Tongatabu entsprachen, kann man davon ausgehen, daß dasselbe Volk dieselbe Methode bei den Statuen auf der Osterinsel benützt hat.

Die Skulpturarbeit im Steinbruch nahm lange Zeit in Anspruch, konnte aber von wenigen Künstlern bewältigt werden. Die Transportarbeit war jedesmal, wenn eine Statue fertig war, rascher gemacht, erforderte aber große Menschenmassen. Die kleine Osterinsel war damals fischreich und mit großen Plantagen von peruanischen Süßkartoffeln gründlich bestellt, und Experten meinen, daß die Insel in der Zeit ihrer kulturellen Blüte leicht eine Bevölkerung von sieben- bis achttausend Menschen ernähren konnte. Etwa tausend Menschen hätten genügt, um die Riesenstatuen über die steile Kraterwand heraufzuziehen, während fünfhundert Mann ausreichten, sie weiter über die Insel zu schleppen.

Aus Bast und anderen Pflanzenfasern wurden unzerreißbare Seile geflochten, und mit festgefügten Holzrahmen zog die Menschenmasse den Steinkoloß über Stämme und kleine Rollsteine, glatt geschmiert mit Tarowurzeln. Daß das alte Kulturvolk meisterhaft verstand, Tauwerk zu flechten und Seile zu drehen, ist von den Südseeinseln und vielleicht noch mehr aus Peru wohlbekannt, wo die ersten Europäer Hunderte Meter lange Hängebrücken über Wasserfälle und Schluchten mit Hilfe von geflochtenen Tauen ausgespannt fanden, stark wie der Leib eines Mannes.

Waren die Steinkolosse auf ihrem auserwählten Platz angelangt und sollten nun aufgestellt werden, dann entstand das nächste Problem. Aus Stein und Sand baute die Menge eine Hilfsrampe und zog den Riesen die sanfte Seite mit den Füßen voran hinauf, ließ ihn über die scharfe Kante kippen und hinuntergleiten, so daß das Fußende in einer fertigen Grube landete. Solange die Schrägfläche noch stand und gegen das Hinterhaupt des Riesen führte, rollten sie einen besonderen Steinzylinder hinauf und brachten ihn über dem Scheitel an. Dann erst wurde der Hilfsbau abgetragen. Solche fertige Rampen stehen an vielen Stellen der Osterinsel und warten auf Riesenfiguren, die nie mehr kamen. Die Technik ist bewunderungswürdig, aber keineswegs mysteriös, wenn wir nur aufhören, die Intelligenz der vorzeitlichen Baumeister und ihren

Vorrat an Zeit und Menschenmaterial zu unterschätzen.

Warum aber errichteten sie diese Steinbilder? Und warum war es notwendig, aus einem anderen Steinbruch, sieben Kilometer weit von der Kraterwerkstatt, einen Block von einer besonderen roten Felsart herbeizuschaffen, um ihn der Statue aufs Haupt zu setzen? Sowohl in Südamerika wie auf den Marquesasinseln war oft die ganze Statue aus solchem roten Stein, und er mußte oft weit hergebracht werden. Roter Kopfschmuck für hochstehende Personen war in Polynesien so wichtig wie in Peru.

Betrachten wir zunächst, wen die Statuen eigentlich darstellen. Als die ersten Europäer die Insel besuchten, sahen sie seltsame weiße Männer an Land mit langwallendem Bart, etwas ganz Ungewöhnliches unter diesen Volksstämmen. Diese waren Nachkommen von Frauen und Kindern, die von der ersten Bevölkerung der Insel am Leben geblieben waren. Die Eingeborenen erzählten selbst, daß manche von ihren Vorvätern weiße Hautfarbe besaßen, während die anderen braunhäutig waren. Nach ihrer sorgfältigen und genauen Überlieferung waren die Braunen von den anderen polynesischen Inseln her eingedrungen, während die Weißen schon vor siebenundfünfzig Generationen, also ungefähr 400 bis 500 n. Chr., mit großen Fahrzeugen vom Osten her gekommen waren. Die Leute aus dem Osten wurden »Langohren« genannt, weil sie sich Gewichte in die Ohrläppchen hängten und diese künstlich so dehnten, daß sie ihnen bis auf die Schultern herabhingen. Es waren die mystischen »Langohren«, die erschlagen wurden, als die »Kurzohren« die Insel in Besitz nahmen. So haben denn auch alle Steinfiguren auf der Osterinsel bis auf die Schultern herabreichende Ohren, nicht anders als die Bildhauer selber sie getragen hatten.

Nun erzählen jedoch die Inkalegenden in Peru, daß der Sonnenkönig Kon-Tiki über ein Volk von weißen und bärtigen Männern geherrscht habe, die von den Inkas »Großohren« genannt wurden, weil sie ihre Ohren künstlich verlängerten, daß sie ihnen bis auf die Schultern gingen.

Diese Legenden sagen ausdrücklich, daß es Kon-Tikis »Großohren« waren, die jene verlassenen Riesenstatuen in den Anden aufgerichtet hatten, bevor sie von den Inkas selber in einer Schlacht auf einer Insel des Titicacasees ausgerottet oder vertrieben wurden.

Also: Kon-Tikis weiße »Großohren«, die allein jene kolossalen Steinstatuen herstellten, verschwanden mit ihren Kenntnissen und ihrer reichen Bildhauererfahrung von Peru nach Westen, und Tikis weiße »Langohren« kamen aus dem Osten bei der Osterinsel an, wohlbewandert in eben dieser Kunst. Dort haben sie denn auch ihre Skulpturarbeiten mit so vollendetem Können wieder aufgenommen, daß sich auf der kleinen Osterinsel nicht die geringste Spur einer

Entwicklung feststellen läßt, die zu den Meisterwerken auf der Insel emporführen würde.

Oft gleichen sich die großen Steinstatuen in Peru und die auf einzelnen Südseeinseln mehr, als die Riesenstatuen auf den verschiedenen Südseeinseln untereinander. Auf den Marquesasinseln und auf Tahiti führen diese Skulpturen den Sammelnamen Tiki. Sie stellen verehrte Ahnen aus der Inselgeschichte dar, die nach ihrem Tod den Rang von Göttern erhielten. Und darin liegt zweifellos die Erklärung für die wunderlichen roten Kalotten auf dem Scheitel der Osterinselfiguren.

Wie erwähnt, leben auf allen Inseln in Polynesien vereinzelte Menschen und ganze Familien mit rötlichem Haar und heller Haut. Die Eingeborenen behaupten selber, daß eben diese Leute von dem ersten weißen Volk auf den Inseln abstammen. Auf einzelnen Eilanden färbten die Teilnehmer bei bestimmten religiösen Festen ihre Haut weiß und das Haar rot, um ihren ältesten Ahnen zu gleichen. Bei den jährlichen Zeremonien auf der Osterinsel wurde den Hauptpersonen des Festes das Kopfhaar geschoren, so daß der Haarboden rot bemalt werden konnte. Auch bei den Götterbildern waren die riesigen roten Steinkalotten sorgfältig in einer Art und Weise zugehauen, die der lokalen Männerfrisur vollkommen entsprach. Sie hatten einen runden Knoten über dem Scheitel, genau wie die Männer selber das Haar in einem kleinen traditionellen Knoten in der Kopfmitte zusammenbanden.

Darum haben die Statuen auf der Osterinsel lange Ohren, weil die Bildhauer sich selber die Ohren verlängerten. Sie erhielten einen besonderen roten Kopfschmuck, weil auch ihre Schöpfer rötliches Haar hatten. Sie hatten das Kinn zu einer spitzen und hervorstehenden Kante zugehauen, weil ihre lebenden Vorbilder lange Bärte trugen. Alles in allem zeigen sie die typische Physiognomie der weißen Rasse mit schmalem, hervorstehendem Nasenrücken und dünnen, scharfen Lippen, weil eben die »Langohren« nicht der braunen Rasse angehörten. Und wenn die Statuen gewaltige Köpfe und winzige Beine zeigten und die Hände über dem Leib gefaltet hielten, so entsprach das eben der aus Peru überkommenen Art, Götterbilder zu schaffen. Der einzige Schmuck der Osterinselfiguren ist ein Gürtel, der rund um den Leib aus dem Stein herausgemeißelt wurde. Denselben symbolischen Gürtel tragen auch Tikis alte Riesenbildwerke am Titicacasee. Es ist der Regenbogengürtel, das mystische Emblem des Sonnengottes. Auf der Mangarevainsel gab es eine alte Mythe. Sie erzählte, daß der Sonnengott den Regenbogen, der sein magischer Gürtel war, von sich streckte und entlang des Gürtels vom Himmel herab nach Mangareva stieg, um die Insel mit seinen weißhäutigen Kindern zu bevölkern. Genauso wie in Peru war auch auf allen diesen

Inseln die Sonne einmal als ältester Stammvater angesehen worden.

Wir saßen an Deck unter dem Sternenhimmel und durchlebten die eigentümliche Geschichte der Osterinsel. Unser Floß freilich führte uns direkt in das Herz Polynesiens, so daß wir von diesem verlorenen Eiland nicht mehr zu sehen bekamen als den Namen auf der Karte.

Doch diese Insel ist so voll von Spuren aus dem Osten, daß selbst ihr Name als Wegweiser dienen kann.

Auf der Karte steht »Osterinsel«, weil irgendein zufälliger Holländer die Insel an einem Ostertag »entdeckt« hat. Wir haben darüber vergessen, daß die Eingeborenen, die damals schon lange auf der Insel wohnten, weit lehrreichere und bedeutungsvollere Bezeichnungen für ihre Heimat besaßen. Ein liebes Kind hat viele Namen, und diese bedeutsame kleine Insel hat in der polynesischen Sprache nicht weniger als drei.

Der erste Name »Te-Pito-te-Henua« bedeutet »Nabel der Inseln«. Diese poetische Bezeichnung zeigt nun deutlich genug eine Sonderstellung der Osterinsel gegenüber den anderen Eilanden weiter im Westen. Nach der Tradition der Polynesier ist es der älteste Name des Eilandes. Auf der Ostseite der Insel, nahe der Stelle, an der nach der Überlieferung die ersten »Langohren« gelandet sind, liegt ein besonders sorgfältig behauener Stein. Er heißt »Goldener Nabel« und wird als Nabel der Osterinsel selber angesehen. Jeder, der die dichterische Mentalität der Polynesier kennt, wird verstehen, daß diese symbolische Bezeichnung auf die ursprüngliche Entdeckung des Inselreiches oder auf seine »Geburt« gemünzt ist. Die abgeschiedene und weit nach Westen vorgelagerte Osterinsel wird als Nabel der anderen Eilande, d. h. als Ursprungsort und Bindeglied zum fernen Mutterland, verehrt.

Der zweite Name der Insel ist »Rapa-nui« und bedeutet »Großes Rapa«, während »Rapa-iti« oder »Kleines Rapa« eine andere Insel derselben Größe ist, die weit westlich der Osterinsel liegt. Nun ist es bei allen Völkerschaften jedoch ein alter Brauch, ihre erste Heimstätte die »Große« zu nennen, z. B. »Groß-Rapa«, während die nächste als »Neu-« oder »Klein-Rapa« bezeichnet wird, auch dann, wenn die Plätze gleich groß sind. Bei den Eingeborenen auf »Klein-Rapa« findet sich denn auch die entsprechende Überlieferung, daß die erste Besiedlung der Insel von »Groß-Rapa« aus erfolgt sei, der Osterinsel im Osten, die Amerika am nächsten liegt. Auch das deutet unmittelbar auf eine ursprüngliche Einwanderung aus dem Osten.

Der dritte und letzte Name dieser Schlüsselinsel, »Mata-Kite-Rani«, bedeutet »Insel (die) sieht (gegen) Himmel«. Beim ersten Blick mag man stutzen, denn die verhältnismäßig niedere Osterinsel »sieht« sicherlich nicht mehr gegen Himmel, als es die anderen hochragenden Felseneilande tun, wie z. B. Tahiti, die Marquesas oder Hawaii. Aber

Rani oder Himmel besitzt für die Polynesier eine doppelte Bedeutung. So nennen sie auch die ursprüngliche Heimat ihrer Vorväter, das heilige Land des Sonnengottes. Tikis verlassenes Gebirgsreich. Unter all den tausend Eilanden im Meer gerade die einsame Osterinsel das Auge zu nennen, das gegen das Heimatland sieht, bedeutet natürlich sehr viel. Schlagartig aber beleuchtet den Zusammenhang die Tatsache, daß »Mata-Rani«, was polynesisch »Himmelsauge« bedeutet, auch ein alter peruanischer Ortsname ist. So heißt ein Flecken in Peru, der an der Küste des Stillen Ozeans am Fuße der Anden der Osterinsel direkt gegenüber liegt, gerade unterhalb von Kon-Tikis uralter Ruinenstadt im Gebirge.

Wenn wir so unter dem Sternenhimmel an Deck saßen, bot uns die Osterinsel allein Gesprächsstoff genug, und wir fühlten uns richtig als Mitspieler und Fahrtgenossen uralter Abenteuer. Wir empfanden das so stark, als hätten wir seit Tikis fernen Tagen nichts anderes getan, als auf dem Meer unter Sonne und Sternen herumzusegeln und neues Land zu suchen.

Vor Wogen und Meer hatten wir nicht länger denselben Respekt. Wir kannten sie und ihr Verhältnis zu uns auf dem Floß. Sogar der Hai war ein Teil des täglichen Bildes geworden. Wir waren auch mit ihm gut bekannt und wußten um sein gewöhnliches Verhalten. An die Handharpune dachten wir schon lange nicht mehr und verließen nicht einmal den Floßrand, wenn der Hai an unserer Seite emporkam. Ganz im Gegenteil, manchmal verfielen wir sogar darauf, ihn fest bei der Rückenflosse zu packen. Er aber glitt völlig unberührt entlang der Stämme weiter. Das entwickelte sich schließlich zu einer ganz neuen Sportart. Zu einem Tauziehen nämlich zwischen dem Hai und uns, aber einem Tauziehen ohne Angelleine.

Wir fingen die Sache ganz bescheiden an. Meistens fischten wir mehr Dolfine, als wir verzehren konnten. Um das populäre Unterhaltungsmoment beizubehalten, ohne das Essen zu vergeuden, verfielen wir darauf, ein richtiges Narrenfischen ohne Angelhaken zu veranstalten, zur gemeinsamen Freude für die Dolfine und uns. Wir banden übriggebliebene fliegende Fische an die Schnur und zogen sie über die Wasserfläche. Die Dolfine schössen heran und schluckten den Happen, und dann zogen wir wieder jeder seines Weges weiter und hatten einen prächtigen Zirkus dabei. Denn mußte endlich ein erboster Dolfin den verhexten Bissen wieder auslassen, dann schnappte sofort der nächste danach. Wir hatten unser Vergnügen daran und die Dolfine schließlich doch den Fisch.

Dann begannen wir dasselbe Spiel mit den Haien. Wir hatten entweder einen Fischbrocken an der Leine oder oft auch einen Zeugbeutel mit Resten von unserem Mittagessen, den wir an einer Schnur auswarfen. Statt sich auf den Rücken zu wälzen, streckte der

Hai den Kopf aus dem Wasser und schwamm mit weit offenem Maul heran, um den Kosthappen zu verschlingen. Dann konnten wir es uns natürlich nicht verkneifen, an der Leine zu ziehen, gerade wenn der Hai im Begriff war, das gähnende Maul wieder zu schließen. Mit einem unsagbar blöden und geduldigen Ausdruck schwamm er dann hinterdrein und sperrte den Rachen erneut nach dem Köder auf, der ihm jedesmal davonhüpfte, sooft er ihn verschlucken wollte. Schließlich kam der Hai uns gar auf die Stämme herauf und schnellte sich empor wie ein bettelnder Hund, der nach dem Wurstzipfel springt. Genauso nämlich hielten wir ihm das Essen hoch, und es baumelte in einem Beutel über seiner Nase. Es war wie bei der Fütterung eines maulaufsperrenden Flußpferdes im Zoo. Und an einem Tag Ende Juli, nach drei Monaten Floßfahrt, steht in unserem Tagebuch zu lesen:

Mit dem Hai, der uns heute folgte, hielten wir uns durchaus auf freundschaftlichem Fuß. Beim Mittagstisch fütterten wir ihn mit Speiseresten, die wir ihm direkt ins offene Maul hinunterhielten. Er wirkt wie ein halb zutraulicher, halb täppischer und im Grunde harmloser Hund, wenn er so an unserer Seite schwimmt. Es läßt sich nicht leugnen, daß auch ein Hai ganz sympathisch wirkt, solange wir selber uns nicht anbeißen lassen. Zumindest finden wir es ganz unterhaltsam, ihn um uns zu haben, das heißt, wenn wir nicht gerade baden wollen.

Eines Tages hatten wir eine Bambusstange am Floßrand bereitgelegt, an der mit einer Schnur ein Beutel mit Haifutter befestigt war. Aber da kam eine See und schwemmte das Ganze über Bord. Nun lag die Bambusstange im Wasser, und bald trieb sie ein paar hundert Meter hinter dem Floß. Da stellte sie sich plötzlich im Wasser auf und kam selbständig hinter dem Floß hergefahren, als hätte sie die freundliche Absicht, sich wieder auf ihren Platz zu begeben. Als die Stange näherkam, sahen wir einen zehn Fuß langen Hai, der darunter schwamm, während die Bambusstange wie ein Periskop aus den Wellen ragte. Der Hai hatte den Freßbeutel verschluckt, ohne die Schnur abzubeißen. Die Fischstange holte uns bald ein und segelte ruhig vorbei, bis sie vor uns in den Wellen verschwand.

Wenn wir auch nach all dem mit ganz anderen Augen auf den Hai sahen, so verschwand nie der Respekt vor den fünf bis sechs Reihen von Rasierklingenzähnen, die in dem gewaltigen Maul auf der Lauer lagen. Knut lieferte eines Tages einem Hai ein unfreiwilliges Wettschwimmen. Wegen der raschen Abtrift des Floßes und auch wegen der Haigefahr war es nicht geraten, sich von der »Kon-Tiki« zu entfernen. Wir ließen es daher auch nie zu. Aber eines Tages war es besonders ruhig, und da wir auch unser Haigefolge eben angebracht

hatten, gestatteten wir uns, ein kurzes, rasches Tauchbad in der See zu nehmen. Knut sprang ins Wasser und glitt ein gutes Stück dahin, bevor er an die Oberfläche kam, um zurückzuschwimmen. Im selben Augenblick sahen wir vom Mast aus einen Schatten, größer als er selbst, hinter ihm aus der Tiefe hervorkommen. Wir riefen Warnungsschreie, beherrschten aber unsere Aufregung und hielten uns so ruhig wie wir konnten, um eine Panik zu vermeiden. Knut wendete sich sofort gegen das Floß zurück. Aber der Schatten da unten, der auf Knut zuhielt, gehörte einem noch besseren Schwimmer. Zur gleichen Zeit erreichten sie das Floß. Und während Knut sich an Bord warf, schoß ein Hai, sechs Fuß lang, dicht unter seinem Leib vorbei und glitt den Floßrand entlang. Wir warfen ihm einen leckeren Dolfinkopf zu als Dank, daß er nicht zugeschnappt hatte. Normalerweise ist es mehr der Geruch als der Gesichtssinn, der bei den Haien die Raublust weckt. Es kam vor, daß wir am Floßrand saßen und die Beine ins Wasser hängen ließen, um sie in Versuchung zu führen. Oft kamen sie da bis auf zwei bis drei Fuß Abstand auf uns zugeschwommen, um uns schließlich ruhig wieder den Schwanz zuzuwenden. War dagegen der kleinste Blutstropfen im Wasser, so z. B. wenn wir einen Fisch putzten, dann kam Leben in die Haiflossen, und sie konnten plötzlich wie die Schmeißfliegen bei uns auftauchen. Warfen wir Haieingeweide hinaus, wurden sie völlig verrückt und fuhren in blinder Raserei herum. In wilder Gier verschlangen sie die Leber ihrer eigenen Verwandten, und streckten wir dann einen Fuß in die See, so kamen sie wie die Raketen angeschossen und schlugen ihre Zahnreihen in den Stamm, wo wir den Fuß hingehalten hatten. Hai und Hai können sehr verschieden sein, denn dieser Raubfisch ist völlig ein Opfer seiner eigenen Sinne.

Wir wurden schließlich so vertraut mit den Haien, daß wir begannen, sie am Schwanz zu ziehen. Viele werden einwenden, daß es ein primitiver Sport ist, Tiere am Schwanz zu ziehen, aber die haben es eben noch nie bei einem Hai versucht! In Wirklichkeit ist das aber eine spannende Angelegenheit.

Um den Schwanz in die Hand zu bekommen, mußten wir den Hai erst einmal mit einem richtigen Leckerbissen ködern. Für einen solchen war er gerne bereit, den Schädel hoch aus dem Wasser herauszustrecken. Gewöhnlich bekam er den Happen an einer Schnur pendelnd serviert. Wer nämlich den Hai einmal direkt aus der Hand gefüttert hat, findet das nicht weiter unterhaltsam. Wenn man Hunde oder zahme Bären aus der Hand füttert, so verbeißen sie sich in das Stück Fleisch und zerren und reißen, bis sie es auseinanderbekommen oder das ganze Stück weggezogen haben. Wenn man jedoch einem Hai einen großen Dolfin in entsprechendem Abstand vorhält, so taucht er auf und klappt das Maul zu, und ohne die geringste Erschütterung ist der halbe Dolfin mit einmal fort, und man selbst sitzt dann da mit dem

Schwanz in der Hand. Für uns war es eine arge Plackerei, einen Dolfin mit dem Messer auseinanderzuschneiden. Der Hai aber hatte im Bruchteil einer Sekunde das Rückgrat und alles andere glatt und lautlos auseinandergetrennt wie eine Wurstmaschine, indem er seine dreikantigen Sägeblattzähne rasch nach der Seite bewegte. Wenn dann der Hai sich abwendete, um wieder zu tauchen, wedelte er den Schwanz heraus aus dem Wasser, so daß er leicht zu packen war Haihaut greift sich wie richtiges Sandpapier an, und in der obersten Schwanzspitze befindet sich ein Absatz, der für einen guten Handgriff wie geschaffen ist. Bekamen wir hier erst einmal einen festen Griff, so konnte die Faust nicht mehr abgleiten.

Nun aber hieß es ziehen, bevor der Hai sich besann, um so möglichst viel vom Schwanz herein über die Stämme zu spannen. Ein oder zwei Sekunden begriff der Hai gar nichts, dann aber begann er zu stoßen und zu schlagen Allerdings vergeblich, denn ohne Hilfe des Schwanzes kann kein Hai davonfahren, die übrigen Flossen sind nur Gleichgewichts- und Steuerungsapparate. Nach einem verzweifelten Ruck, wobei es galt, den Schwanz fest in der Klemme zu behalten, wurde der Überrumpelte zuletzt vollständig mutlos und apathisch. Und da ihm der lose Magensack gegen den Schädel zu sinken begann, war er schließlich wie gelähmt. Wenn der Hai nun erstarrte und wie abwartend hängenblieb, war es an der Zeit, ihn mit allen Kräften einzuholen. Selten bekamen wir dabei mehr als die Hälfte des schweren Fisches aus dem Wasser heraus. Aber da erwachte auch der Hai und vollbrachte den Rest meistens selbst. Mit einem gewaltigen Ruck warf er den Schädel herum und schleuderte sich herauf auf die Stämme. Nun galt es noch, aus Leibeskräften mit einem festen Ruck nachzuhelfen und dann mit einem Satz weit wegzuspringen. Eile war geboten, wollte man seine Beine retten, denn jetzt wurde der Hai absolut ungnädig. Mit gewaltigem Schwung hieb er um sich, und sein Schwanz schlug wie ein Schmiedehammer gegen die Bambuswand. Nun sparte er nicht länger seine Riesenkräfte. Das schwere Maul fuhr an der Wand hoch, und die Zahnreihen hieben und schnappten in der Luft nach allem und jedem. Manchmal endete der wilde Kriegstanz damit, daß der Hai mehr oder minder unabsichtlich in die See ausbüchste und nach solch schändlicher Demütigung auf Nimmerwiedersehen verschwand. Meistens aber warf er sich immer auf den gleichen Stämmen am Heck planlos herum, bis wir ihm eine Fangschlinge um die Schwanzwurzel legen konnten oder er von selber aufhörte, seine teuflischen Zähne zu fletschen.

Haifang mit blanker Faust. Das erste Bild zeigt, wie ein Hai dem Verfasser aus der Hand frißt. Die dunkle Rückseite des Kopfes streckt er dabei aus dem Wasser heraus.

Mit dem Biß wird ein ganzer Dolfin durchschnitten, nur der Schwanzstumpf bleibt dem manne in der Hand. Bevor der Hai taucht, packt man ihn am Schwanz (wie Sandpapier fühlt er sich an) und zieht ihn auf die Bohlen hinauf

Damit ist der Hai seines einzigen Fortbewegungsmittels beraubt. Wenn nun der Magensack noch gegen den Kopf drückt, wird der Hai vollends aktionsunfähig und apathisch.
Das Tauziehen endet mit einem kräftigen Schwung, mit dem der Hai selbst seinen Schädel herauf auf die Bohlen schleudert.
Dann aber ist es ratsam sich zurückzuziehen und erst dann wieder heranzukommen, wenn der Hai aufgehört hat zu schnappen.

Der Papagei war ganz überwältigt, wenn wir einen Hai an Deck hatten. Er kam aus der Bambushütte herausgelaufen und kletterte in rasender Fahrt die Hüttenwand hinauf, bis er oben auf dem Palmblätterdach einen guten und sicheren Ausguckposten gefunden hatte. Hier saß er dann, schüttelte aufgeregt den Kopf, hüpfte auf dem First vor und zurück und schrie vor Begeisterung. Er war schon bald ein hervorragender Seemann geworden und sprühte vor Humor, Gelächter und guter Laune. Wir rechneten uns sieben an Bord, sechs Mann und ein grüner Papagei. Die Krabbe Johannes dagegen mußte sich begnügen, als kaltblütiger Außenseiter betrachtet zu werden. In der Nacht kroch der Papagei in seinen Käfig unterm Dach der Bambushütte. Untertags aber spazierte er an Deck umher oder hing zwischen Pardunen und Stagen und führte uns die berückendsten akrobatischen Übungen vor. Anfänglich hatten wir Streckfische in den

Maststagen. Aber sie rieben am Tauwerk, so daß wir zu gewöhnlichen Schlingen übergingen. Wenn die Taue sich dehnten und schlapp wurden von Sonne und Wind, mußten alle Mann anpacken und den Mast wieder hochstagen, damit das Eisenholz nicht im lockeren Tauwerk herumschlug und schließlich niederbrach. Das waren die unangenehmsten Augenblicke. Während wir mit aller Kraft zogen und spannten, begann der Papagei mit seiner Clownstimme zu rufen: »hol ein, hol ein, ho-ho-ho-ho, ha-ha-ha-ha!« Hatte er uns dann glücklich zum Lachen gebracht, so lachte er selber über seine eigene Ergötzlichkeit, daß es ihn schüttelte, und schwirrte unentwegt in den Stagen herum.

Zu Beginn unserer Reise war der Papagei voller Bosheit gegen die Funker. Sie konnten glücklich vertieft im Radiowinkel sitzen mit ihrem magischen Kopfschmuck und vielleicht gerade Verbindung mit irgendeinem Radioamateur in Oklahoma haben, da wurde es plötzlich totenstill in den Hörern, und sie bekamen keinerlei Laut mehr heraus, soviel sie auch mit den Drähten orgelten und an ihren Knöpfen drehten. Der Papagei war wieder einmal auf dem Kriegspfad gewesen und hatte ihnen den Antennendraht abgebissen. Das war ja besonders populär in der ersten Zeit, da die Antenne hinter einem Ballon in der Luft hing. Doch eines Tages wurde der Papagei ernstlich krank. Niedergeschlagen hockte er in seinem Bauer, glotzte vor sich hin und rührte zwei Tage kein Futter an, während seine Visitkarten von goldschimmernden Drahtenden glänzten. Da bereuten die Telegraphisten ihr wütendes Geschimpfe und der Papagei seine Missetaten. Ja, von dem Tag an wurden Torstein und Knut seine auserwählten Freunde, und der Papagei wollte nur mehr im Radiowinkel schlafen. Als unser grüner Freund an Bord kam, war seine Muttersprache Spanisch. Lange bevor er Torsteins original-norwegische Lieblingsflüche nachsprechen konnte, behauptete Bengt, daß er sein Spanisch mit norwegischem Akzent zu reden beginne.

Sechzig Tage lang freuten wir uns am Humor und an der Farbenpracht des Papageis. Dann fegte einmal eine große Woge von achtern her übers Deck, während er gerade von der Mastspitze an den Wanten herunterkletterte. Als wir entdeckten, daß er über Bord gegangen war, war es bereits zu spät. Wir sahen ihn nicht mehr, und die »Kon-Tiki« ließ sich weder wenden noch anhalten. Was einmal vom Floß über Bord ging, hatte keine Chance mehr zurückzukommen. Das hatten zahlreiche Erfahrungen bewiesen.

Am ersten Abend wirkte der Verlust des Papageis sehr drückend auf unsere Stimmung. Wir alle wußten, daß uns genau dasselbe widerfahren würde, wenn wir auf einsamer Nachtwache über Bord gingen.

So schärften wir uns erneut alle Sicherheitsregeln ein, legten ein

neues Rettungstau für die Nachtwache bereit und sagten einander immer wieder, wir dürften uns noch lange nicht in Sicherheit wiegen, weil es zwei Monate lang gut gegangen war. Auch am hellen Tag konnte ein unvorsichtiger Schritt, eine gedankenlose Bewegung uns dahin führen, wohin der grüne Papagei gegangen war.

Wir hatten einige Male große Eierschalen von Tintenfischen entdeckt, die wie Straußeneier oder weiße Totenschädel auf den blauen Wellen trieben. Nur ein einziges Mal jedoch sahen wir auch den Tintenfisch sich darunter winden. Wir sichteten die schneeweißen Kugeln, als sie mit uns gerade auf gleicher Höhe schwammen. Zuerst glaubten wir, daß es eine leichte Sache sei, im Schlauchboot hinauszurudern und sie zu holen. Dasselbe glaubten wir auch, als einmal der Strick zum Planktonnetz riß. Wir sicherten das Gummiboot mit einem Tau und versuchten zurückzurudern. Zu unserer Enttäuschung aber merkten wir, daß Wind und Wogen so gegen das Boot drückten und das Tau von der »Kon-Tiki« im Wasser derart kräftig bremste, daß es uns nie glückte, zu einem Punkt zurückzurudern, den unser Floß bereits verlassen hatte. Es gelang uns ja, an das, was wir einsammeln wollten, auf ein paar Meter Abstand heranzukommen. Aber dann war auch die ganze Leine draußen, und die »Kon-Tiki« zog uns mit nach Westen. Einmal über Bord - ewig über Bord! Das war eine Erfahrung, die sich nach all dem unabänderlich in unser Bewußtsein eingeprägt hatte. Mitgegangen - mitgehangen, hieß es für uns, bis die »Kon-Tiki« auf der anderen Seite des Meeres mit ihrem Bug an Land stoßen würde.

Ohne den Papagei war der Radiowinkel leer und verwaist. Aber da die Tropensonne am nächsten Tag gleich hell über dem Stillen Ozean strahlte, währte auch unsere Trauer nicht lange. Acht Tage danach zogen wir viele Haie an Bord. Immer wieder fanden wir zwischen den Thunfischköpfen und anderen schwer verdaulichen Dingen dunkle, krumme Papageienschnäbel im Haimagen. Bei näherer Betrachtung zeigte sich jedoch immer, daß diese schwarzen Schnäbel verdauten Tintenfischen angehörten.

Die beiden Funker hatten schweren Dienst in ihrem Winkel drinnen. Seit ihren ersten Tagen an Bord tropfte das Seewasser aus den Batteriekisten, so daß sie den empfindlichen Radiowinkel mit Segeltuch abdecken mußten, um zu retten, was bei dem hohen Seegang noch zu retten war. Dann rauften sie mit dem Problem, auf dem kleinen Floß eine genügend lange Antenne aufzubauen. Sie versuchten, den Draht mit einem Drachen in die Luft steigen zu lassen, der aber trudelte herunter und verschwand im Wogengischt. Nun probierten sie, die Antenne mit einem Ballon in die Höhe zu lassen. Doch die Tropensonne brannte Löcher in seine Haut, so daß er bald ausgeatmet hatte und in der See versank. Dazu hatten sie noch ihren

Kummer mit dem Papagei. Und obendrein vergingen noch vierzehn Tage, bevor wir mit dem Humboldtstrom aus einer toten Zone vor den Anden heraustrieben, in der die Kurzwellen stumm und leblos waren wie die Luft in einer Konservenbüchse.

Doch eines Tages drangen sie wieder durch. Torsteins Ruf wurde zufällig von einem Radioamateur in Los Angeles gehört, der an seinem Sender spielte, um Verbindung mit einem anderen Amateur in Schweden zu bekommen. Der Mann interessierte sich vor allem dafür, welchen Apparat wir hatten. Und als er das zufriedenstellend beantwortet bekam, fragte er, wo sich Torstein aufhielte und wo er wohne. Als er dann zu hören bekam, daß Torstein auf einem Floß in einer Bambushütte mitten im Stillen Ozean hause, kamen einige merkwürdige Tastzeichen zurück, bis ihm Torstein nähere Details servierte. Nachdem der Mann hinter dem Äther sich wieder erholt hatte, erzählte er, daß er Hai heiße und eine Frau namens Anna habe. Sie sei eine geborene Schwedin und würde unsere Familien verständigen, daß wir am Leben seien und es uns gut ginge.

Es war ein merkwürdiger Gedanke an diesem Abend, daß ein völlig fremder Mann, der sich Hai nannte und als Kinooperateur droben im Menschengewimmel von Los Angeles lebte, außer uns selbst der einzige Mensch auf der weiten Welt war, der genau wußte, wo wir waren und daß wir es gut hatten. Von nun an hockten Hai, alias Harold Kempel, und sein Freund Frank Cuevas abwechselnd Nacht für Nacht hinter dem Radiokasten und lauschten auf die Signale von unserem Floß. Hermann empfing denn auch bald anerkennende Telegramme vom Chef des amerikanischen Wetterdienstes für seine täglichen Codemeldungen aus einem statistisch völlig unerfaßten Gebiet. Später bekamen Knut und Torstein fast jede Nacht auch Kontakt mit anderen Radioamateuren. Diese vermittelten über den Amateur Egil Berg in Notodden Grüße nach Norwegen.

Einige Tage später nahm unser Radiowinkel doch etwas zuviel Salzwasser über, und die Station ging vollständig ein. Die Funker standen Tag und Nacht kopf und hantierten wie besessen mit Schraubenziehern und Lötkolben. Die Amateure in der Ferne glaubten schon, die Tage unseres Floßes seien gezählt. Aber eines Nachts drangen die Signale LI2B wieder hinaus durch den Äther, und im Radiowinkel summte es bald wie in einem Wespennest, da viele hundert amerikanische Radioamateure sich über die Taste warfen und gleichzeitig antworteten.

Auch wir selber waren nicht gegen das Gefühl gefeit, uns in ein Wespennest zu setzen, wenn einer von uns sich in das Allerheiligste der Funker verirrte. Alles war rauh vom Seewasser, das sich am Holzwerk überall emporzog. Lag auch, wo die Funker saßen, ein Rohgummiteppich über den Balsastämmen, so bekam man doch einen

elektrischen Schlag ins Kreuz und kribbelnde Fingerspitzen, wenn man eine Morsetaste nur anrührte. Wollte einer von uns Uneingeweihten einen Bleistift aus dem so wohlausgerüsteten Radiowinkel klauen, so standen ihm bestimmt die Haare zu Berge oder er zog lange Funken aus seinem Beutestück. Nur Torstein, Knut und der Papagei bewegten sich ungefährdet in der verhexten Ecke, und wir befestigten eine Papptafel, um die Gefahrenzone für uns andere zu markieren.

Während wir schliefen, saß Knut eines Nachts und bastelte beim Lampenschein in seinem Radiowinkel. Da zwickte er mich plötzlich ins Bein und berichtete, daß er sich auf seiner Taste mit einem Kerl unterhalte, der dicht vor Oslo wohne und Christian Amundsen heiße. Das war tatsächlich ein kleiner Amateurrekord. Denn der winzige Kurzwellensender auf dem Floß mit seinen 13 990 Kc./sek. sandte nicht mehr als 6 Watt aus, ungefähr dasselbe wie eine Taschenlampe. Es war am 2. August, und wir waren über 60 Grad um die Erde gesegelt, so daß wir uns also gerade am entgegengesetzten Ende der Welt befanden. König Haakon wurde am Tage darauf fünfundsiebzig Jahre alt, und so schickten wir ihm eine Gratulation vom Floß aus direkt nach Norwegen. In der nächsten Nacht war Christian wieder hörbar und sandte uns ein Antworttelegramm des Königs mit den besten Wünschen für unsere weitere Fahrt.

Noch eine andere nette Episode zeigte uns so richtig den Gegensatz zwischen urtümlichem Flößerleben und moderner Technik. Wir hatten zwei Fotoapparate an Bord, und Erich hatte für ein Paket Chemikalien gesorgt, um die Fotografien unterwegs zu entwickeln, so daß wir neue Bilder aufnehmen konnten, wenn einzelne nicht gelungen waren. Nach dem Besuch des Walhaies konnte er sich nicht länger gedulden.

Eines Abends mixte er Pulver und Wasser genau nach Vorschrift zusammen und entwickelte zwei Filme. Die Negative sahen aus wie Fernsehfotos. Sie bestanden nur aus unklaren Runzeln und Punkten. Die Filme waren ruiniert. Wir telegrafierten an unsere Partner und baten um Rat. Der Funkspruch wurde von einem Radioamateur in Hollywood aufgeschnappt, der sofort das nächste Laboratorium anrief.

Kurz darauf schaltete er sich wieder ein und erzählte uns, daß unsere Entwicklerflüssigkeit zu warm sei. Die Wassertemperatur dürfe nicht mehr als 16 Grad betragen, sonst würden die Negative schrumpfen.

Wir dankten für den guten Rat und stellten fest, daß die absolut niedrigste Temperatur in unserer Umgebung die der Meeresströmung war, und die betrug 27 Grad. Nun war Hermann Ingenieur und eigentlich Fachmann in Kältetechnik. Ich gab ihm daher im Spaß den Auftrag, uns Wasser von 16 Grad zu beschaffen. Er bat, über die kleine Kohlensäureflasche zu dem bereits aufgeblasenen Gummiboot

verfügen zu dürfen. Dann überdeckte er eine Schüssel mit einer Unterjacke und einem Schlafsack. Nach einem zünftigen Hokuspokus starrten Hermanns Bartstoppeln plötzlich von Rauhreif, und er servierte uns einen großen Klumpen weißen Eises.

Erich entwickelte von neuem, diesmal mit glänzendem Resultat.

Das Wellenreich im Äther, das uns von Torstein und Knut verdolmetscht wurde, war natürlich in Kon-Tikis fernen Tagen ein noch unbekannter Luxus gewesen. Aber das Wellenreich unter uns war das gleiche, damals wie heute, und unser Balsafloß zog unbeirrt nach Westen, nicht anders, als es seine Vorgänger vor 1500 Jahren getan hatten.

Das Wetter wurde veränderlich. Da wir den Südseeinseln näher kamen, gab es vereinzelte Regenschauer. Auch der Passatwind änderte seine Richtung. Früher hatte er stetig und zuverlässig von Südost geblasen, bis wir ein gutes Stück draußen im Äquatorstrom waren. Dort hatte er sich dann mehr und mehr in genau östliche Richtung gedreht. Am 10. Juni hatten wir mit 6 Grad 19 Minuten südlicher Breite unsere nördlichste Position erreicht. Wir waren so dicht am Äquator, daß es aussah, als sollten wir selbst an den nördlichsten Inseln der Marquesasgruppe vorbeisegeln und vollständig ins Meer hinaustreiben, ohne je Land zu sichten. Aber da drehte sich der Passat von Osten nach Nordosten und schob uns in weitem Bogen herunter bis in die Breitengrade der Inselwelt.

Draußen auf dem Meer kam es oft vor, daß Wind und Strömung mehrere Tage hindurch völlig konstant blieben. Abgesehen von den Nächten, in denen der Steuerposten allein an Deck war, vergaßen wir da oft ganz, wer gerade Steuerwache hatte. Denn das Steuerruder wurde festgebunden, wenn das Wetter so beständig war, und das Segel der »Kon-Tiki« straffte sich im stetigen Wind, ohne unsere Aufmerksamkeit zu brauchen. Da konnte dann auch die Nachtwache in aller Ruhe an der Hüttenöffnung sitzen und nach den Sternen gucken. Wechselten die Sternbilder am Himmel ihren Platz, so war es an der Zeit, aufzustehen und nachzusehen, ob der Wind oder das Steuerruder sich gedreht hatten. Es war unglaublich leicht, den Kurs nach den Sternen zu nehmen, nachdem wir sie erst einmal einige Wochen hindurch über das Himmelsgewölbe kreisen gesehen hatten. Es gab ja überhaupt kaum anderes, das wir in der Nacht betrachten konnten. Bald wußten wir, wo wir die einzelnen Sternbilder Nacht für Nacht erwarten konnten. Als wir gegen den Äquator kamen, stieg der Große Bär so hoch über den Horizont im Norden, daß wir schon fürchteten, einen Blick vom Polarstern zu erhaschen. Der taucht nämlich auf, wenn man von Süden kommend den Äquator kreuzt. Aber der Große Bär versank wieder, als der Nordostpassat einsetzte.

Die alten Polynesier waren große Seefahrer. Sie steuerten am Tag

nach der Sonne und in der Nacht nach den Sternen. Ihre astronomischen Kenntnisse waren verblüffend. Sie wußten, daß die Erde rund ist, und hatten Namen für so komplizierte Begriffe wie Äquator, Ekliptik und nördlichen und südlichen Wendekreis. Auf Hawaii schnitten sie Seekarten ihrer Meeresumgebung in die Schale von runden Flaschenkürbissen, und auf einzelnen anderen Inseln stellten sie Detailkarten aus Flechtwerk her, wobei Perlmuttschalen die Inseln darstellten und Knoten bestimmte Strömungsrichtungen markierten. Die Polynesier kannten fünf Planeten, die sie wandernde Sterne nannten, und unterschieden sie von den Fixsternen, für die sie fast dreihundert verschiedene Namen geprägt hatten. Ein guter Steuermann im alten Polynesien wußte ganz genau, wo die einzelnen Sterne am Himmel heraufkommen und wo sie zu den verschiedenen Zeiten der Nacht und zu den verschiedenen Zeiten des Jahres stehen würden. Er wußte auch, welche Sternbilder über den einzelnen Inseln kulminierten. Es kam vor, daß eine Insel denselben Namen hatte wie der Stern, der über ihr stand, Nacht um Nacht, Jahr um Jahr.

Weil der Sternenhimmel wie ein Riesenkompaß über ihnen von Osten nach Westen rotierte, erkannten sie bald, daß die Sterne gerade über ihnen immer verrieten, wie weit nördlich oder südlich sie sich befanden. Da die Polynesier das ganze Meer fast bis Amerika erforscht und unterworfen hatten, konnten sie auch viele Generationen hindurch Verkehr zwischen den einzelnen Inseln aufrechterhalten. Geschichtliche Überlieferungen berichten, daß die Häuptlinge von Tahiti Hawaii besuchten, das über zweitausend Seemeilen weiter nördlich und einige Grade weiter westlich liegt.

Da steuerte dann der Mann am Ruder nach der Sonne und nach den Sternen zuerst direkt nach Norden, bis die Sterne gerade über seinem Kopf ihm sagten, daß er den Breitengrad Hawaiis erreicht hatte. Dann schwenkte er im rechten Winkel mit Kurs nach Westen, bis er so nahe kam, daß Vögel und Wolken ihm verrieten, wo die Inselgruppe lag.

Woher hatten die Polynesier ihr großartiges astronomisches Wissen und ihren Kalender, der so verblüffend genau errechnet war? Sicherlich nicht von den melanesischen und malaiischen Völkerschaften im Westen. Aber dasselbe verschwundene alte Kulturvolk, die »weißen und bärtigen Männer«, die den Azteken, Inkas und Mayas ihre verblüffende Kultur in Amerika gebracht hatten, hatte ebenfalls einen bemerkenswert ähnlichen Kalender ausgearbeitet und besaß das gleiche astronomische Wissen, mit dem Europa in der entsprechenden Zeit nicht konkurrieren konnte.

Wo das Festland gegen den Stillen Ozean absinkt, steht heute noch in Peru ein uraltes Observatorium im Wüstensand, eine Erinnerung an dasselbe rätselhafte Kulturvolk, das Steinkolosse

meißelte, Pyramiden erbaute und Süßkartoffeln und Flaschenkürbisse zog.

Am 2. Juli konnte die Nachtwache nicht in Frieden sitzen und den Sternenhimmel studieren. Nach vielen Tagen mit flauer Nordostbrise bekamen wir kräftigen Wind und schwere See. Gegen Nacht hatten wir bei strahlendem Mondschein eine wirklich frische Segelfahrt. Wir maßen die Geschwindigkeit, indem wir ganz vorne am Seitenbalken einen Span hinauswarfen und dann die Sekunden zählten, bis wir ihn mit dem Heck passierten. Dabei stellten wir fest, daß wir jetzt unseren privaten Fahrtrekord erreicht hatten. Für eine Strecke in Länge des Seitenbalkens brauchten wir im Durchschnitt zwölf bis achtzehn Sekunden oder, in unserem Jargon, zwölf bis achtzehn »Späne«. Jetzt aber hielten wir uns eine Zeitlang auf einer Geschwindigkeit von sechs Spänen, und das Meerleuchten wirbelte in einem anständigen Kielwasser hinter dem Floß.

Vier Mann lagen in der Bambushütte und schnarchten. Torstein klapperte mit der Morsetaste, und ich hatte Steuerwache. Da bemerkte ich knapp vor Mitternacht eine ungewöhnlich große Woge, die sich überschlug und hinter uns quer über das ganze unruhige Gesichtsfeld daherjagte. Ab und zu konnte ich hinter ihr den brausenden Kamm von ein paar anderen, ähnlichen Riesenwogen sehen, die ihr auf den Fersen folgten. Hätten wir nicht selber vor kurzem die Stelle gekreuzt, so wäre ich überzeugt gewesen, daß es hohe Brandungswellen seien, die sich über einer gefährlichen Untiefe auftürmten. Schon kam die erste See wie eine lange Mauer hinter uns im Mondlicht einhergefegt. Ich rief eine Warnung und drehte das Floß in die rechte Stellung, um zu nehmen, was da kam. Als die See uns erreichte, warf das Floß den Achtersteven seitlich in die Luft und schwang sich auf den Wogenrücken, der im selben Augenblick tosend zusammenbrach, so daß es über den ganzen Kamm hin zischte und sprühte. Wir ritten durch tanzende, schäumende Wirbel, die brodelnd zu beiden Seiten über das Floß hereinquollen, während die schwere See sich unter uns vorbeiwälzte. Der Bug schwang sich zuletzt empor, als die Woge passierte, und wir glitten rücklings hinunter in ein breites Wellental. Doch da kam schon die nächste Wasserwand dahergejagt und türmte sich vor uns auf. Von neuem wurden wir elegant in die Luft gehoben. Brechend schlugen die klaren Wassermassen über unserem Steven zusammen, als wir die Kurve nahmen. Nun hatten uns die Wogen gänzlich quer gestellt, und es war unmöglich, das Floß rasch genug zu wenden. Die nächste See brauste daher und hob sich wie eine blinkende Wand aus dem Schaumstreifen. Und in dem Augenblick, da sie uns erreichte, überschlug sie sich in einem gewaltigen Brecher. Tosend stürzte er auf uns nieder. Ich wußte mir keinen Ausweg und hängte mich mit aller Kraft an einen Bambuspfosten, der aus dem

Hüttendach herausstand. Da klammerte ich mich fest und hielt den Atem an, bis ich merkte, daß wir in die Höhe geschleudert wurden und alles umher in brausenden Schaumwirbeln verschwand. Plötzlich waren wir mit der »Kon-Tiki« wieder über dem Wasser und glitten langsam einen sanften Wogenrücken auf der anderen Seite hinab. Die Wellen waren wieder wie gewöhnlich. Vor uns jagten die drei schweren Wogenwände weiter übers Meer, und hinter uns tanzte eine lange Reihe von Kokosnüssen.

Die letzte Woge hatte der Hütte einen kräftigen Stoß gegeben, so daß Torstein im Radiowinkel herumgeschleudert wurde. Erschreckt von dem Krachen fuhren die anderen aus dem Schlaf, während das Wasser zwischen den Stämmen heraufspritzte und durch die Wände hereinrann. Auf der Backbordseite des Vorderdecks war das Bambusflechtwerk aufgerissen wie ein kleines Kraterloch, und der Taucherkorb am Bug war flachgeschlagen. Aber sonst war alles wie früher.

Wir erhielten nie eine sichere Erklärung, woher diese drei großen Wogen gekommen waren. Vermutlich wurden sie durch Veränderungen am Meeresboden verursacht, die in diesen Breiten nicht selten sind.

Zwei Tage später bekamen wir unseren ersten Sturm. Es begann damit, daß der Passat vollständig wegstarb. Auch die federleichten weißen Passatwolken verschwanden, die über uns im obersten Blau geschwommen waren. Rasch wurden sie von einer dicken, schwarzen Wolkenbank verdrängt, die über den Horizont im Süden herauf rollte. Schon kamen auch, meist aus ganz unerwarteten Richtungen, die ersten Böen dahergejagt. Der Steuerposten konnte nicht länger Ordnung halten. Kaum hatte er das Achterende gegen den neuen Wind gedreht, so daß das Segel wieder steif und sicher stand, so warfen sich die Windstöße schon wieder aus einer anderen Richtung auf uns und drückten die stolze Wölbung aus dem Segel, das sich knatternd wand und schlug und eine Gefahr für Last und Leute wurde. Plötzlich fuhr der Wind direkt aus der Richtung des Unwetters auf uns los. Schwarze Wolkenkulissen schoben sich drohend über den ganzen Himmel. Die steife Brise wurde immer stärker und entwickelte sich zu einem veritablen Sturm.

In unglaublich kurzer Zeit wurden die Seen um uns bis zu fünf Meter Höhe aufgewühlt. Vereinzelte Kämme schäumten sechs bis sieben Meter über den Wellentälern. Waren wir selber unten im Tal, reichten sie bis zur Mastspitze. Da hieß es »Alle Mann an Deck!« Gebückt wanden sie sich aus der Hütte.

Um die Radiostation zu schützen, spannten wir Segeltuch über die Hinterwand und die Backbordseite der Hütte. Alles Lose wurde sicher vertäut. Wir zogen das Segel ein und banden es an die Bambusrah. Da

der Himmel sich bezog, wurden die Seen dunkel und drohend. Über das ganze Gesichtsfeld hin war das Meer rundum aufgewühlt und von weißschäumenden Brechern gekrönt. Lange Streifen toten Schaumes lagen in der Windrichtung hinter dem Rücken der Wellen. Überall, wo sich die Wogenkämme überschlagen hatten, standen diese langen, grünen Schlagspuren und schäumten in der blauschwarzen See. Die sich überschlagenden Kämme wurden vom Sturme fortgeblasen, und ein salziger Sprühregen hing über dem Meer. Ein richtiger Tropenregen kam hinzu. Mit heftigsten Windstößen prasselte Schauer um Schauer hernieder und peitschte die wogende Meeresfläche. Was uns aber an Haar und Bart herunterlief, das schmeckte nach Brackwasser, so sehr vermischten sich Regen und sprühende See. Nackt und frierend tasteten wir uns gebückt auf dem Deck umher und trafen die letzten Vorbereitungen für den Sturm. Es war wohl ein wenig gespannte Erwartung und Besorgnis in unseren Blicken, als das Unwetter sich über den Horizont heraufwälzte und uns einfing. Es war ja unser erster Sturm. Doch als er dann mit voller Wucht über uns herfiel und die »Kon-Tiki« sich über alles, was daherkam, so spielend leicht und elegant hinwegschwang, da wurde schließlich der Kampf mit dem Unwetter für uns zu einem spannenden Sport. Alle Mann freuten sich über die Wildheit rings um uns, die das Balsafloß so gut beherrschte. Immer wieder tanzte es wie ein Kork zuoberst auf den Spitzen, und die drohenden Wellenberge glitten unter uns fort. Das Meer hatte bei solchem Wetter viel mit dem Gebirge gemeinsam. Es war wie auf einer Hochebene im Sturm, hoch droben zwischen den obersten, grauen, nackten Bergflanken. Mochten wir auch mitten im Herzen der Tropen sein: Wenn das Floß über die wogende Meeresweite auf und nieder schlitterte, so dachten wir ständig an Fahrten an stiebenden Schneewächten und Abhängen entlang.

Die Ruderwache freilich mußte bei solchem Wetter höllisch aufpassen. Wenn steile Seen die vordere Hälfte des Floßes passierten, dann hoben sich die Stämme am Heck hoch aus dem Wasser. Doch in der nächsten Sekunde kippten sie nach unten und kletterten einen neuen Wogenkamm empor. Folgten die Seen so dicht aufeinander, daß uns die hintere erreichte, während die vordere noch unseren Bug in die Luft drückte, dann donnerten mit einem schreckenerregenden Brausen mächtige Wassermassen über die Ruderwache herein. Aber im nächsten Augenblick wippte der Achtersteven wieder in die Luft, und die Wasserflut verschwand zwischen den Stämmen wie durch die Zinken einer Gabel.

Wir rechneten aus, daß bei ruhiger See gewöhnlich alle sieben Sekunden ein Wogenkamm auf den anderen folgte und wir dabei an einem Tag rund zweihundert Tonnen Wasser übers Heck hereinbekamen. Diese Wassermenge merkten wir kaum, weil sie um

die bloßen Beine der Steuerwache ruhig hereinströmte und ebenso ruhig zwischen den Stämmen wieder verschwand. Aber im tollen Unwetter wälzten sich im Laufe eines Tages mehr als zehntausend Tonnen Seewasser über unser Heck. Oft mochten das nur ein paar Liter sein, oft zwei bis drei Kubikmeter und in einzelnen Fällen sogar noch erheblich mehr, die da alle fünf Sekunden über Bord schäumten. Manchmal brachen sie mit einem ohrenbetäubenden Donnerschlag über das Heck herein, daß der Mann am Ruder bis zum Bauch im Wasser stand und das Gefühl hatte, sich gegen einen reißenden Gebirgsbach zu stemmen. Einen Augenblick stand das Floß gleichsam zögernd da. Aber dann rann die ungleichmäßige Last wieder in großen Kaskaden von Bord.

Hermann war mit seinem Anemometer ständig unterwegs und maß die Sturmstöße, die einen Tag anhielten. Dann flauten sie zu einer steifen Brise mit vereinzelten Regenböen ab, die weiterhin die See um uns im Kochen hielten. Wir aber segelten mit frischer Fahrt nach Westen.

Um zwischen den turmhohen Seen eine richtige Windmessung durchzuführen, mußte Hermann, soweit das möglich war, auf die schwankende Mastspitze hinaufklettern. Dort aber hatte er allem mit dem Festhalten mehr als genug zu tun.

Als der Sturm abflaute, schienen die Großfische rund um uns vollständig verrückt geworden zu sein. Das Wasser um das Floß war voll von Haien, Thunfischen, Dolfinen und vereinzelten verstörten Bonitos, die sich alle dicht unter den Bohlen oder in den nächsten Wogen um uns herumtrieben. Es war ein ständiger und wilder Kampf ums Leben. Große Fischrücken schnellten über das Wasser und schössen wie Raketen hintereinander her. Das Wasser um das Floß färbte sich mehr und mehr mit dickem Blut. Es waren vor allem Thunfische und Dolfine, die aneinandergerieten. Die Dolfine kamen in großen Schwärmen, die sich weit rascher und wacher bewegten als gewöhnlich. Der Thunfisch aber war der Angreifer. Mit seinen siebzig bis achtzig Kilogramm fuhr er oft hoch in die Luft, einen blutigen Dolfinschädel im Maul. Sausten auch einzelne Dolfine davon, verfolgende Thunfische dicht auf den Fersen, so blieb der übrige Dolfinschwarm doch eng beisammen an seinem Platz. Aber immer mehr zogen mit großen, klaffenden Wunden im Nackenkamm dahin. Ab und zu wurden auch die Haie blind vor Raserei. Wir sahen sie mit großen Thunfischen kämpfen, die dabei auf einen überlegenen Gegner stießen.

Nicht ein einziger kleiner Lotsenfisch war zu sehen. Entweder waren sie von den rasenden Thunfischen gefressen worden, oder sie hatten sich in den Zwischenräumen unterm Floß versteckt. Vielleicht waren sie auch geflohen, weit von der Walstatt fort. Wir wagten nicht,

den Kopf ins Wasser zu stecken, um nachzusehen.

Wenn ich auch nachher über meine eigene, vollkommene Verstörtheit lachte, mir schlug doch das Herz bis zum Hals, als ich - dem Drange der Natur folgend - nach achtern mußte. Daß es Wellen im Wasserklosett gab, waren wir ja gewohnt. Doch als ich so am Floßrand hockte und plötzlich, völlig unerwartet, einen gewaltigen Stoß von hinten bekam, als etwas Großes, Kaltes, Glitschiges mit ungeheurer Wucht wie der Schädel eines Haies aus der See gegen mich losfuhr, da war es, als bliebe mir jede vernünftige Reaktion weg. Tatsächlich, mit dem Gefühl, einen Hai hintendran zu haben, war ich bereits in den Wanten auf dem Wege zum Mast, ehe ich mich besann Hermann, der gekrümmt vor Lachen über dem Steuerruder hing, konnte erzählen, daß es ein gewaltiger Thunfisch gewesen war, der seine siebzig Kilo kaltes Fischfleisch von der Seite gegen mein nacktes Ich geklatscht hatte. Derselbe Fisch versuchte später noch zweimal, einmal bei Hermanns und einmal während Torsteins Ruderwache, sich mit den Seen achtern an Bord zu wälzen. Beide Male war der fette Brocken ganz heroben auf dem Ende der Stämme. Jedesmal aber warf er sich selbst wieder über Bord, bevor wir den glatten Körper festhalten konnten.

Unser tägliches Brot. Dolfine schwimmen mit dem Floß über den ganzen Stillen Ozean. Sie sind wundervolle Speisefische und beißen zuverlässig an, wenn wir fliegende Fische an die Angel hängen.

Oben: Floßfahrer brauchen nie zu hungern. Ein guter Fang: Thunfische, Haie, Bonitos. Der fliegende Fisch im Vordergrund liegt zwischen zwei kleinen Tintenfischen und einem Remora-Fisch. Sie alle haben uns freiwillig die Ehre ihres Besuches erwiesen.

Unten: Freizeitidylle. Hesselberg ist unser Sänger und Musikant, und Raabys Lieblingsschlager ist das „Mädel aus Havanna".

Ein verstörter, dicker Bonito kam in hohem Bogen an Bord gesaust, und ein gieriger Thunfisch sprang ihm nach aufs Deck. Den hatten wir schon am Tag vorher an der Angel gehabt, aber er war uns wieder entkommen. Nun beschlossen wir, dem blutigen Chaos um uns ein Ende zu bereiten.

Das Tagebuch berichtet:

Ein Hai, sechs Fuß lang, ging zuerst an den Haken und wurde an Bord gezogen. Sobald der Haken wieder draußen war, schluckte ihn ein acht Fuß langer Hai. Wir zogen ihn an Bord. Wir warfen den

Haken wieder aus und zogen neuerlich einen sechs Fuß langen Hai über den Rand des Floßes. Doch er riß sich los und tauchte. Rasch ging der Haken wieder hinaus. Ein acht Fuß langer Hai biß an und lieferte uns ein kräftiges Tauziehen. Wir hatten seinen Schädel glücklich auf den Stämmen, da biß uns der Bursche alle vier Stahltrossen durch und verschwand. Neue Haken hinaus, und wiederum kam ein Sechsfußhai an Bord. Es war jetzt zu gefährlich geworden, auf den glatten Stämmen am Heck zu stehen und zu fischen. Die drei Haie warfen ständig den Kopf in die Luft, lange nachdem man glauben sollte, daß sie tot sein müßten. So schleppten wir sie an den Schwänzen aufs Vorderdeck und zogen sie auf einen Haufen zusammen.

Kurz darauf ging uns ein dicker Thunfisch an die Angel und lieferte uns mehr Kampf als irgendein Hai, bevor wir ihn an Bord bekamen. Er war so fett und schwer, daß es keinem von uns glückte, ihn am Schwanze hochzuheben.

Die See wimmelte nur so von verzweifelt durcheinanderschießenden Fischrücken. Wieder schluckte ein Hai den Köder, riß sich aber los, als er an Bord sollte. Doch dann bekamen wir einen Sechsfußhai wohl geborgen auf die Stämme, gleich nach ihm einen fünf Fuß langen Burschen, der auch an Bord ging. Noch einmal fingen wir einen Sechsfußhai und zogen auch ihn in die Höhe. Wiederum warfen wir die Angel aus und zogen einen sieben Fuß langen Kerl herein.

Wo wir auch an Deck herumstiegen, lagen große Haie im Weg und schlugen den Schwanz in Zuckungen gegen die Stämme, trommelten auf die Bambushütte und schnappten um sich. Müde und ausgepumpt nach den Unwetternächten vorher begannen wir völlig irre zu werden, welche Haie ganz tot waren, welche noch krampfhaft schnappten, wenn wir ihnen nahe kamen, und welche noch springlebendig waren und mit ihren grünen Katzenaugen auf uns lauerten. Als wir neun große Haie kreuz und quer um uns herum liegen hatten, waren wir es so müde, an schweren Leinen zu ziehen und mit unbändigen Haien zu kämpfen, daß wir nach fünf Stunden verbissener Rauferei nun endgültig Schluß machten.

Am nächsten Tag gab es weniger Thunfische und Dolfine, aber ebenso viele Haie wie vorher. Wiederum begannen wir, sie an Bord zu ziehen, gaben es aber bald auf, da wir merkten, daß das frische Haiblut, das vom Floß rann, nur noch mehr dieser Bestien herbeilockte. Wir warfen alle Haikadaver über Bord und wuschen und spülten das Deck rein vom Blut. Von den scharfen Zähnen und der rauhen Haut der Haie waren die Bambusmatten arg zerfetzt. Was besonders blutig und zerrissen war, warfen wir in die See und legten neue goldgelbe Bambusmatten auf, von denen ein vielschichtiger

Stapel am Vorderdeck festgezurrt war.

Wenn wir uns an diesen Abenden niederlegten, sahen wir im Traum noch das böse, gierige, blutige Haimaul vor uns. Der Geruch von Haifleisch hing uns in der Nase. Es war genießbar. Wenn man es in große Brocken zerschnitt und diese einen Tag in Seewasser hängenließ, so daß der Ammoniak ausgelaugt wurde, schmeckte es wie Schellfisch, aber Bonitos und Thunfische waren unvergleichlich besser.

An diesem Abend hörte ich zum ersten Mal, wie einer der Jungens bemerkte, jetzt würde es bald gut sein, sich auf einer Palmeninsel bequem ins Gras zu legen. Er würde sich freuen, einmal etwas anderes zu sehen als kalten Fisch und Seegang.

Der Sturm flaute ganz ab. Doch das Wetter wurde nie mehr so beständig und zuverlässig wie früher. Unberechenbare, heftige Windstöße führten ab und zu kräftige Regenschauer mit sich. Wir sahen das mit Freuden, denn unser Wasservorrat war zum großen Teil faulig geworden und schmeckte wie übelriechendes Sumpfwasser. Wenn der Regen am stärksten niederprasselte, sammelten wir das Wasser vom Hüttendach. Wir selber aber stellten uns nackt an Deck und genossen so richtig den Luxus, all das Salz mit Frischwasser abzuspülen.

Bald tummelten sich auch die Lotsenfische auf ihren gewohnten Plätzen um das Floß. Ob jedoch die alten nach dem Blutbad zu uns zurückgefunden hatten oder ob in der Hitze des Kampfes neue Gefolgsleute zu uns übergegangen waren, konnten wir nicht sagen.

Am 21. Juli erstarb der Wind plötzlich von neuem. Es war drückend schwül und völlig windstill. Wir wußten vom letzten Mal, was das zu bedeuten hatte. Und richtig, nach ein paar gewaltigen Windstößen aus Ost und West und Süd frischte der Wind auf und wuchs zu einer steifen Brise. Schwarze, dräuende Wolken wälzten sich im Süden über den Saum des Meeres empor. Hermann war ständig mit dem Windmesser draußen und maß vierzehn bis sechzehn Meter pro Sekunde, als plötzlich Torsteins Schlafsack über Bord gefahren kam.

Was sich nun abspielte, geschah in wenigen Augenblicken, weit rascher, als es sich erzählen läßt.

Hermann, der den Sack in seinem Flug zu fassen suchte, machte einen unüberlegten Schritt und ging über Bord. Wir hörten einen schwachen Hilferuf im Wogenlärm und sahen Hermanns Kopf und einen winkenden Arm, zusammen mit etwas Grünem, Unbestimmbarem, das sich im Wasser um ihn bog. Es ging ums Leben. Mit aller Kraft versuchte er in den hohen Seen, die ihn von der Backbordseite hinausgehoben hatten, zurück zum Floß zu kommen. Torstein, der achtern am Steuerruder stand, und ich selbst, der vorn am Bug war, bemerkten ihn zuerst und wurden vom Schrecken

geschlagen. Wir brüllten aus vollem Hals: »Mann über Bord!« und liefen zum nächsten Rettungsgerät. Im Tosen des Meeres hatten die anderen Hermanns Ruf überhaupt nicht gehört. Doch auf einmal kam Bewegung in die Mannschaft, und es wurde lebendig an Deck. Hermann war ein glänzender Schwimmer. Wenn uns auch sofort klar war, daß sein Leben auf dem Spiele stand, so hatten wir doch berechtigte Hoffnung, daß es ihm glücken wurde, zur Kante des Floßes zurückzukraulen, bevor es zu spät war.

Torstein, der zunächst stand, warf sich über die Bambustrommel mit der Leine, die wir fürs Gummiboot brauchten, denn er hatte sie in Reichweite. Doch gerade jetzt, das einzige Mal auf der ganzen Reise, verklemmte sie sich. All das geschah im Laufe von wenigen Sekunden. Hermann war jetzt auf gleicher Höhe mit dem Heck, und seine letzte Chance bestand darin, gegen das Blatt des Steuerruders zu schwimmen und sich dort festzuhängen. Doch das ging nicht. Er streckte sich nach dem Ruderblatt, aber immer wieder glitt es ihm davon. Und jetzt war er hinter dem Floß und lag genau dort, wo wir schon soviel anderes gesehen hatten, das wir nie mehr wieder bekamen. Während Bengt und ich das Schlauchboot aufs Wasser setzten, warfen Knut und Erich die Rettungsweste aus, die an einer langen Leine unter dem Hüttendach bereithing. Doch heute war der Winddruck so stark, daß sie auch beim kräftigsten Wurf wiederum zurück aufs Deck flog. Nach ein paar vergeblichen Versuchen lag Hermann bereits weit hinter dem Steuerruder und kraulte ums Leben, um dem Floß nachzukommen. Doch mit jedem Windstoß vergrößerte sich der Abstand zwischen ihm und uns. Er erkannte, daß von nun an der Zwischenraum immer größer werden würde, doch hoffte er schwach auf das Gummiboot, mit dem wir vom Floß abgestoßen waren. Ohne bremsende Leine wäre es vielleicht möglich gewesen, mit dem Schlauchboot den schwimmenden Mann zu erreichen. Ob jedoch das Gummifloß die »Kon-Tiki« jemals wieder einholen würde, das war eine andere Frage. Immerhin, drei Mann im Schlauchboot hatten eine Chance. Ein Mann im Meer hatte keine.

Plötzlich sahen wir Knut einen Anlauf nehmen und sich mit einem Satz kopfüber in die Wogen stürzen. Er hatte die Schwimmweste in der einen Hand und hielt sich daran fest. Jedesmal, wenn Hermanns Kopf auf einem Wogenrücken in Sicht kam, war Knut verschwunden. Jedesmal, wenn Knut in die Höhe kam, war Hermann weg. Aber dann sahen wir auf einmal beide Köpfe nebeneinander. Sie waren einander entgegengeschwommen und klammerten sich nun alle zwei an die Rettungsweste. Knut winkte mit dem Arm. Da wir in der Zwischenzeit das Gummiboot wieder hochgezogen hatten, packten wir alle vier die Leine zur Schwimmweste und zogen ums Leben. Denn draußen bewegte sich hinter den beiden etwas Großes und Dunkles in den

Wellen. In wilder Hast holten wir die Leine ein und starrten wie gebannt auf die geheimnisvolle Bestie dahinten im Wasser, die ein großes, grünschwarzes Dreieck über die Wogenkämme herausstreckte. Diese dreieckige Rückenflosse hatte schon Knut einen Schock versetzt, als er hinaussprang, um Hermann entgegenzuschwimmen. Nur Hermann allein wußte, daß dieses Dreieck weder zu einem Hai noch zu einem anderen Ungeheuer gehörte. Es war ein luftgefülltes Eck von Torsteins wasserdichtem Schlafsack. Doch der Schlafsack schwamm nicht lange hinterher. Als wir die zwei an Bord zogen, war er plötzlich verschwunden.

Je nun, wer auch immer den Schlafsack in die Tiefe gezogen haben mochte, er hatte eben eine bessere Beute versäumt.

»Bin ich froh, daß ich nicht drinstecke!« sagte Torstein und griff wieder nach dem Steuerruder.

Im übrigen aber war er an diesem Abend sehr sparsam mit munteren Antworten. Uns allen ging es noch lange eisig durch Mark und Bein, sooft wir daran dachten. Doch in das kalte Gruseln mischte sich warme Dankbarkeit, daß wir weiterhin sechs Mann an Bord waren. Wir hatten Knut sehr viel Schönes zu sagen an diesem Tag, Hermann und auch wir anderen.

Doch es blieb uns nicht viel Zeit, an das zu denken, was geschehen war. Rund um uns wurde es schwarz, und die Windstöße nahmen ständig an Stärke zu. Bevor noch die Nacht kam, ritten wir schon in einen neuen Sturm hinein. Endlich kamen wir auf den Gedanken, die Rettungsweste an einer langen Leine hinter dem Floß nachzuziehen. Nun hing sie weit hinter dem Steuerruder, und wir konnten auf sie zuschwimmen, wenn einer von uns mit einer Bö wieder über Bord gehen sollte. Die Nacht brach herein. Im tobenden Unwetter wurde es völlig finster um uns. Wir konnten den Sturm nur noch hören und fühlen. Der Wind heulte in den Masten und Pardunen und warf sich mit so wilden Stößen gegen die ächzende Hütte, daß wir glaubten, sie müsse über Bord fliegen. Doch wir hatten Segeltuch darüber gedeckt und es gut verankert. Bald spürten wir, wie die »Kon-Tiki« in den schäumenden Wogen umhergeworfen wurde und die Stämme unseres Floßes in ständigem Auf und Ab über die brechenden Kämme hinwegtanzten. Wir waren immer wieder erstaunt, daß keine Wasserkaskaden durch die klaffenden Spalten zwischen den Bohlen heraufspritzten. Doch die Zwischenräume wirkten nur wie ein richtiggehender Blasebalg, durch den eine scharfe Luft auf und nieder pfiff.

Fünf volle Tage tobte die See. Sturm wechselte mit steifem Wind. Tief aufgewühlt wogte das Meer. Die weiten Wellentäler waren erfüllt vom brausenden Rauch zerstäubender, graublauer Seen. Heulende Windstöße peitschten die Wogenrücken, die unter dem Druck des

Sturmes gleichsam lang und flachgepreßt einherfegten. Dann, am fünften Tag, riß die unheildrohende schwarze Wolkendecke auseinander, und ein Stückchen Blau guckte hindurch. Langsam verzog sich das Unwetter, und bald strahlte der ewig siegende blaue Himmel wieder im Sonnenglast. Wir hatten den Sturm überstanden. Das Steuerruder war geknickt, das Segel zerfetzt, und die Senkkiele hingen lose. Sie hatten alle Taue abgestreift, von denen sie unter Wasser festgehalten wurden, und schlugen nun wie Brecheisen zwischen den Stämmen.

Aber wir selbst und die Ladung waren allesamt völlig unbeschädigt.

Nach zwei Stürmen war die »Kon-Tiki« recht schlottrig geworden. Das ganze Gefüge hatte sich gelockert. Durch die Belastung bei der Fahrt über steile Wogenrücken hatten sich alle Taue gedehnt. Dauernd bewegten sich die Stämme, und so hatten sich die Seile tief in das weiche Balsaholz hineingefressen. Wir dankten dem Schicksal, daß wir dem Vorbild der Inkas gefolgt waren und keine Stahltrossen verwendet hatten. Die hätten uns im Sturm das ganze Floß einfach zu Kleinholz gesägt. Und hätten wir knochentrockenes, hochhinausschwimmendes Balsaholz zum Floßbau benützt, so wären die Bohlen schon längst, vollgesogen mit Seewasser, unter uns im Meer versunken. Doch der Saft in den frischen Stämmen wirkte als Imprägnierung und hinderte das Wasser, in das poröse Balsaholz hineinzusickern. Nun aber ließ das Tauwerk so viel Spielraum, daß man leicht mit dem Fuß zwischen die Stämme rutschen konnte. Das war gefährlich genug. Drückten die Bohlen nämlich mit gewaltiger Kraft zusammen, so quetschten sie einem bestimmt das Bein ab. Vorn und achtern, wo kein Bambus darüberlag, mußten wir daher höllisch aufpassen. Da standen wir nun mit je einem Bein auf einem schwankenden Stamm. Die Bohlen gingen auf und nieder, und wir versuchten, ihre Bewegung mit den Knien auszugleichen. Die Stämme waren glatt wie Bananenblätter und von glitschigen Wasserpflanzen überzogen. Wir säuberten unseren Weg zum Ruder von allem lästigen Grünzeug und befestigten ein Brett, auf dem der Steuerposten stehen konnte. Trotzdem war es nicht leicht, bei hohem Seegang festen Fuß zu fassen. Auf Backbord war einer von den neun großen Riesen besonders ungebärdig. Er stieß und stampfte Tag und Nacht mit dumpfem, nassem Schlag gegen die Querbalken. Auch das Tauwerk, das die beiden schrägen Masten an der Spitze zusammenhielt, gellte und schrie ganz fürchterlich, denn sie waren auf zwei verschiedenen, weit auseinanderliegenden Stämmen aufgesetzt und bewegten sich dauernd gegeneinander.

Wir versteiften das Steuerruder durch zwei lange Schienen aus eisenhartem Mangleholz, die wir an beiden Seiten festbanden. Erich

und Bengt als Segelmacher nahmen sich der zerrissenen Leinwand an, und bald stand der Kon-Tiki-Kopf wieder vor unserem Mast und spannte die Brust in straffer Wölbung gegen Polynesien. Das Steuerruder tanzte hintennach in den Wogen, die bei diesem guten Wetter sanft und mild unter uns dahinglitten. Nur die Senkkiele wurden nie mehr ganz die alten. Sie nahmen den Wasserdruck nicht mit voller Kraft, sondern gaben nach, und da die Pardunen unter dem Floß sie nicht mehr festhielten, pendelten sie dauernd hin und her. Doch es war sinnlos, das Tauwerk an der Unterseite zu kontrollieren. Es war ganz von Tang übergrünt. Wir trugen das ganze Bambusdeck ab und fanden, daß nur drei von den Haupttauen gerissen waren. Sie hatten schlecht gelegen und wurden von der Last, die gegen sie drückte, durchgewetzt. Die Stämme waren viel schwerer geworden. Sie hatten ersichtlich eine gewaltige Menge Wasser aufgesogen. Doch die übrige Last war leichter geworden. Es kam so ziemlich auf das gleiche heraus. Das meiste von Proviant und Trinkwasser war ja bereits verbraucht, ebenso die Trockenbatterien für die Telegraphisten. Die Stämme würden schon noch eine Weile zusammenhalten und uns bis zu den Inseln hinübertragen. Nach dem letzten Sturm waren wir überzeugt, daß unser Floß durchhalten würde.

Ein anderes Problem trat in den Vordergrund: Wo sollte die Reise enden?

Die »Kon-Tiki« würde gnadenlos weiter nach Westen schaukeln, bis sie ihren Bug gegen eine solide Klippe oder einen anderen festen Grund stieß, der die Trift blockierte. Die Reise war nicht zu Ende, bevor wir nicht alle Mann an einer von den zahlreichen Südseeinseln wohlbehalten an Land kamen.

Als wir den letzten Sturm hinter uns hatten, war es ganz ungewiß, wohin das Floß mit uns treiben würde. Wir waren nun von den Marquesasinseln und von der Tuamotugruppe gleich weit entfernt. Bei unserer jetzigen Position konnte es uns passieren, daß wir zwischen beiden Inselgruppen hindurchsegelten, ohne einen Schimmer von Land zu erblicken. Die nächste Insel in der Marquesasgruppe lag im Nordwesten, dreihundert Meilen vor uns, und die nächste Insel der Tuamotugruppe lag im Südwesten, ebenfalls dreihundert Meilen entfernt. Das Eiland, das uns im Nordwesten am nächsten lag, war kein anderes als Fatuhiva. Jene kleine, dschungelbedeckte Berginsel, auf der ich in einer Pfahlhütte am Strand gewohnt und den lebendigen Erzählungen des alten Eingeborenen vom Stammgott Kon-Tiki gelauscht hatte. Wenn unsere »Kon-Tiki« denselben Strand anlief, würde ich sicher viele Bekannte treffen, doch kaum den Alten selbst. Der hatte wohl schon längst in der heimlichen Hoffnung, den wirklichen Tiki wiederzusehen, die »lange Reise« angetreten. Trug es

uns gegen die Felseilande der Marquesasgruppe, so lagen dort die wenigen Inseln weit auseinander. Ungehemmt donnerte das Meer gegen die steilen Klippenwände, die nur selten von Talmündungen durchbrochen wurden. Davor lag dann immer ein schmaler Strand und bot eine Landungsmöglichkeit. Aber diese Zugänge mußte man finden.

Trug es uns jedoch gegen die Korallenriffe der Tuamotugruppe, so lagen hier zwar zahlreiche Inseln dicht beieinander und bedeckten eine gewaltige Meeresfläche, aber diese waren auch bekannt als die »niedrigen« oder »gefährlichen« Inseln. Die ganze Gruppe ist einzig und allein aus Korallen aufgebaut. Sie besteht aus heimtückischen Unterwasserklippen und palmenbestandenen Atollen, die sich nur zwei bis drei Meter über die Meeresfläche erheben. Gefährliche Ringriffe schlingen sich schützend rund um jedes Atoll und bedrohen den Schiffsverkehr. So verschieden die Eilande auch sind, tote Vulkane die Marquesasinseln, flache Korallenbänke die Tuamotuatolle, so werden sie doch von der gleichen polynesischen Rasse bewohnt, und auf beiden Gruppen betrachten die Häuptlinge Tiki als ihren Stammvater.

Schon am 3. Juli - wir waren noch tausend Seemeilen von Polynesien entfernt - verriet uns die Natur selber, daß es irgendwo, weit draußen vor uns im Meer, wirklich Land geben mußte. Das hatte sie vor vielen Jahrhunderten auch den Naturmenschen aus Peru verraten. Wir waren wohl schon tausend Seemeilen von der peruanischen Küste entfernt, sichteten aber immer noch kleine Schwärme von Fregattvögeln. Nachdem wir etwa 100 Grad West erreicht hatten, tauchten sie nicht mehr auf, und wir bekamen nur mehr kleine seebewohnende Sturmvögel zu Gesicht.

Aber am 3. Juli - wir lagen ungefähr 125 Grad West - waren die Fregattvögel wieder da. Von nun an beobachteten wir fast jeden Tag kleine Schwärme, die hoch am Himmel dahinzogen oder in raschen Schwüngen sich herunterstürzten und knapp über die Wogenkämme dahinstrichen. Sie schnappten fliegende Fische, die in die Luft sprangen, um den Dolfinen zu entgehen. Nachdem die Vögel uns nicht von Amerika gefolgt waren, mußten sie auf einem anderen Land vor uns im Westen zu Hause sein.

Am 16. Juli verriet sich die Natur noch deutlicher. Da zogen wir einen neun Fuß langen Hai herauf, der einen großen, unverdauten Seestern herauswürgte. Er mußte ihn von der einen oder anderen Küste draußen im Weltmeer geholt haben.

Und schon am nächsten Tag bekamen wir den ersten ganz unanzweifelbaren Besuch von den polynesischen Inseln.

Es war ein großer Augenblick an Bord, als wir über dem Horizont im Westen zwei große Tölpel entdeckten. Kurz darauf segelten sie in niederer Höhe über unseren Mast. Mit einer Flügelspannweite von

anderthalb Metern umkreisten sie uns mehrere Male. Dann falteten sie die Schwingen zusammen und ließen sich auf den Wellen an unserer Seite nieder. Die Dolfine stürzten stracks herbei und schwänzelten neugierig um die großen schwimmenden Vögel. Aber keiner der Partner rührte den anderen an. Die Tölpel waren die ersten lebendigen Boten von den Inseln, durch die uns Polynesien begrüßte und willkommen hieß. Sie kehrten am Abend nicht zurück, sondern ruhten auf der See. Nach Mitternacht noch hörten wir sie im Kreis um den Mast segeln und heiser schreien.

Die fliegenden Fische, die uns an Bord sprangen, waren jetzt auch von einer anderen und weit größeren Art. Ich erkannte sie wieder von meinen Fischzügen mit den Eingeborenen längs der Küste von Fatuhiva.

Drei Tage lang trieben wir gerade auf Fatuhiva zu. Aber dann kam ein kräftiger Nordostwind und drängte uns in Richtung auf die Tuamotuatolle. Er blies uns aus dem eigentlichen Äquatorstrom heraus, und nun war gleichsam kein rechter Schick mehr in der Strömung. Einen Tag war sie da, einen Tag war sie weg. Sie hatte sich in viele Äste gespalten, die sich wie unsichtbare Bäche über das Meer hinaus verzweigten. War die Strömung reißend, dann gab es oft starke Dünungen, und die Wassertemperatur sank häufig um einen ganzen Grad. Aus der Abweichung zwischen der von Erich täglich gemessenen und der berechneten Position konnten wir Stärke und Richtung der Strömung bestimmen.

Nun, an der Türschwelle von Polynesien, ließ uns plötzlich der Wind im Stich, und wir lagen obendrein in einem Strömungsast, der zu unserem Schrecken Kurs in Richtung auf die Antarktis hatte. Vollkommen windstill wurde es allerdings nicht. Das hatten wir auf der ganzen Reise nicht erlebt. War die Brise flau, so hißten wir alle Lappen, die wir an Bord hatten, um auch den kleinsten Luftzug auszunutzen. So kamen wir vorwärts. An keinem einzigen Tag trieben wir gegen Amerika zurück. Unsere geringste Tagesleistung war neun Seemeilen oder armselige siebzehn Kilometer, die durchschnittliche Tagesleistung immerhin zweiundvierzigeinhalb Seemeilen oder achtundsiebzigeinhalb Kilometer.

Der Passat hatte trotzdem nicht das Herz, uns knapp vor der Landung gänzlich zu verlassen. Er meldete sich wieder zum Dienst und schob und stieß die wackelige »Kon-Tiki« vor sich her. Wir hatten einen neuen Weltteil vor uns und traten zum Endspurt an.

Jeden neuen Morgen tauchten ständig größere Schwärme von Seevögeln auf, die planlos nach allen Richtungen über uns kreisten. Eines Abends aber, als die Sonne gerade ins Meer tauchen wollte, bemerkten wir, daß ein mächtiges Tempo in die Vögel gefahren war. Ohne sich um uns oder die fliegenden Fische zu kümmern, zogen sie

rauschend nach Westen. Von der Mastspitze aus konnten wir sehen, daß alle, woher sie auch immer kamen, mit gleichem Kurs genau auf ein und denselben Punkt zusteuerten. Vielleicht sahen sie etwas von oben, das wir nicht ausmachen konnten. Vielleicht flogen sie auch nur nach ihrem Instinkt. Jedenfalls hatten sie einen ganz bestimmten Kurs. Sie flogen nach Hause zu der nächsten Insel, auf der sie ihre Nistplätze hatten.

Wir drehten das Steuerruder herum und nahmen genau den gleichen Kurs, mit dem die Vögel verschwunden waren. Spät in der Nacht noch hörten wir den Schrei vereinzelter Nachzügler, die unter dem Sternenhimmel über uns dahinzogen. Wir fuhren in der gleichen Richtung. Es war eine wunderbare und seltsame Nacht. Im Laufe unserer Reise auf der »Kon-Tiki« war nun der Mond fast zum dritten Mal voll geworden.

Am Tag darauf gab es noch mehr Vögel über uns. Aber wir brauchten nicht zu warten, bis sie uns am Abend erneut den Weg zeigen würden. Wir entdeckten eine wunderliche stillstehende Wolke am Himmelssaum. Die anderen Wolken waren stets kleiner, federleichter Wollflaum. Sie tauchten im Süden auf, trieben mit dem Passat über die Himmelswölbung und verschwanden hinter dem Horizont im Westen. So hatte ich die Passatwolken auf Fatuhiva kennengelernt. Nicht anders waren sie auch über uns an Bord der »Kon-Tiki« Tag und Nacht dahingezogen. Doch die einzelne Wolke am Horizont da drunten im Südwesten bewegte sich nicht. Ruhig stand sie wie eine Säule aus Wasserdampf, während die Passatwolken vorbeitrieben. Kumulonimbus ist der lateinische Name für diese Wolkenart. Das wußten zwar die Polynesier nicht, aber sie wußten, daß unter solchen Wolken Land liegt. Wenn nämlich die Tropensonne über heißem Sand brütet, dann steigt ein Strom warmer und feuchter Luft in die Höhe, der oben in den kälteren Schichten kondensiert wird.

Wir steuerten nach dieser Wolke, bis sie nach Sonnenuntergang verschwand. Der Wind war stetig, und mit festgezurrtem Steuerruder hielt die »Kon-Tiki« ihren Kurs selbst. So waren wir bei gutem Wetter schon oft übers Meer gesegelt. Die Ruderwache hatte den Auftrag, soviel als möglich Ausguck zu halten. So saß denn der Steuerposten die meiste Zeit auf einem blankgeschliffenen Brett in der Mastspitze und spähte nach allem, was auf Land deutete.

Ohrenbetäubende Vogelschreie gellten über uns die ganze Nacht hindurch, und der Mond war fast voll.

7. Vor den Südseeinseln

Land in Sicht. An Puka-Puka vorbei. Ein Festtag vor dem Angatauriff. An der Schwelle zum Himmelreich. Die ersten Eingeborenen. Neue Besatzung auf der »»Kon-Tiki«. Knut auf Landurlaub. Gegen übermächtige Gew alten. Wieder auf See. In gefährlichem Fahrwasser. Von Takume nach Raroia. In den Hexenkessel! In der Gewalt der Brandung. Havarie. Als Schiffbrüchige auf einem Korallenriff.

In der Nacht zum 30. Juli herrschte eine neue und eigentümliche Atmosphäre um die »Kon-Tiki«. Vielleicht gab uns der ohrenbetäubende Spektaktel der Seevögel die Gewißheit, daß etwas Neues bevorstand. Die vielstimmigen Vogelschreie muteten uns leidenschaftlich und erdgebunden an. Drei lange Monate hatte uns nur der Lärm des Meeres und das fühllose Kreischen unbeseelter Taue umgeben. Auch der Mond wirkte besonders groß und rund, wenn er die Wache in der Mastspitze umtanzte. In unserer Einbildung reflektierte er Palmenkronen und warmblütige Romantik. Über den kalten Fischen draußen auf dem Meer hatte er nicht so strahlend gelb geleuchtet.

Schlag sechs kam Bengt von der Mastspitze, weckte Hermann und kroch in die Koje. Als Hermann auf den knirschenden und schwankenden Mast kletterte, begann der Tag gerade zu blauen. Zehn Minuten später kam er die Strickleiter herunter und zog mich am Bein.

»Komm, schau dir deine Insel an!«

Er strahlte über das ganze Gesicht. Ich fuhr in die Höhe, gefolgt von Bengt, der noch nicht richtig eingeschlafen war. Als dichter Klumpen hingen wir zuoberst im Mastkreuz. Es waren viele Vögel um uns, und ein schwacher, blauvioletter Schleier über den Himmel spiegelte sich im Wasser, eine letzte Erinnerung an die weichenden Schatten der Nacht. Über den Horizont im Osten zog sich ein rötlicher Schein. Gegen diesen langsam wachsenden Hintergrund hob sich im Südosten ein schwacher Schatten ab - wie ein blauer Bleistiftstrich, den Himmelssaum entlang.

Land! Eine Insel! Wir schluckten sie begierig mit den Augen und schüttelten die anderen munter. Die taumelten schläfrig an Deck und stierten herum, als erwarteten sie, der Bug müsse jeden Augenblick auf Strand stoßen Schreiende Seevogel spannten eine Brücke über den Himmel auf die ferne Insel zu, die immer scharfer gegen den Horizont hervortrat. Der rote Hintergrund breitete sich aus und überzog sich mit goldenem Licht. Die Sonne kam mit dem Tag herauf.

Unser erster Gedanke war, daß die Insel nicht dort lag, wo sie

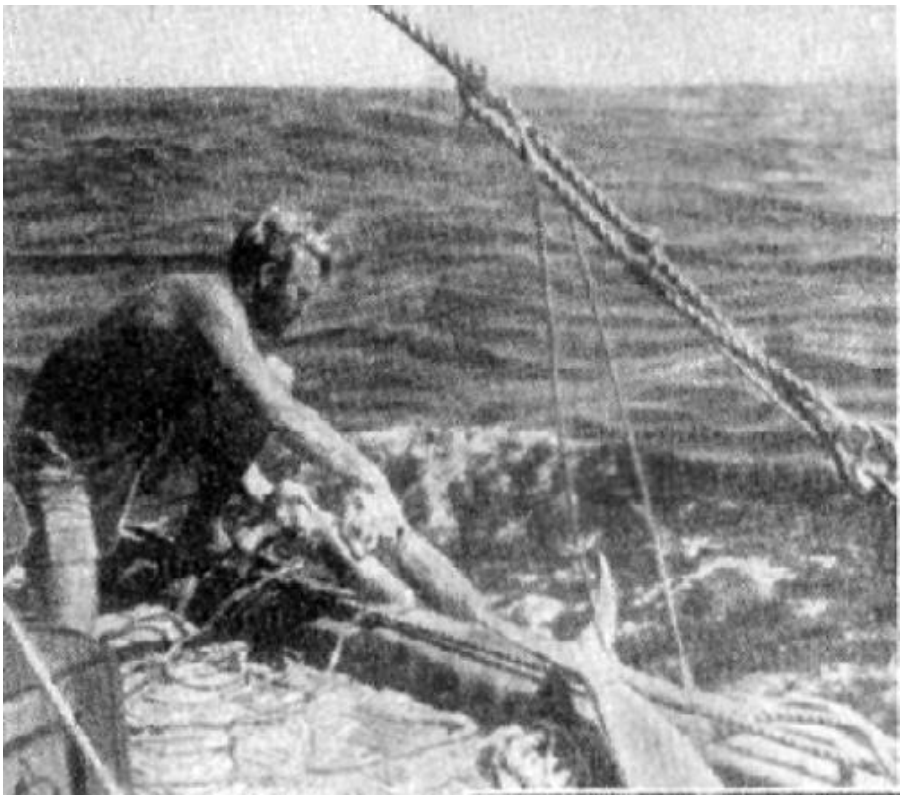
liegen sollte. Weil sich die Insel nicht bewegt haben konnte, so war es wohl das Floß, das die Strömung im Laufe der Nacht nach Norden abgetrieben hatte. Warfen wir einen Blick hinaus aufs Meer, so sahen wir rasch am Lauf der Wellen, daß wir im Dunkeln bereits alle Chancen verspielt hatten. So, wie wir jetzt lagen gestattete der Wind nicht mehr, dem Floß einen Kurs gegen die Insel aufzuzwingen. Das Meer um den Tuamotuarchipel ist reich an starken lokalen Strömungen. Sie sind ganz unberechenbar wenn sie gegen Land stoßen. Viele davon variieren auch in ihrer Richtung, je nachdem sie auf kräftige Gezeitenströmungen treffen, die über Riffe und Lagunen aus und ein fließen.

Wir legten das Ruder um, wußten aber wohl, daß es nutzlos war. Um halb sieben Uhr ging die Sonne über dem Meer auf und stieg rasch in die Höhe, wie immer in den Tropen. Das Inselchen lag wenige Seemeilen vor uns. Wir sahen einen niedrigen Waldstreifen, der immer weiter über den Horizont herauftauchte. Die Bäume drängten sich dicht hinter einem dünnen, hellen Strand, der so niedrig lag, daß er ständig hinter den Wogen verschwand. Nach Erichs Positionen war das Puka-Puka, der erste Vorposten der Tuamotugruppe. Die »Sailing Directions Pacific Islands 1940«, unsere zwei verschiedenen Seekarten und Erichs Beobachtungen ergaben zusammen vier ganz verschiedene Positionen für diese Insel, aber nachdem es keine anderen in der ganzen Nachbarschaft gab, konnte kein Zweifel aufkommen. Die Insel, die wir sahen, war Puka-Puka.

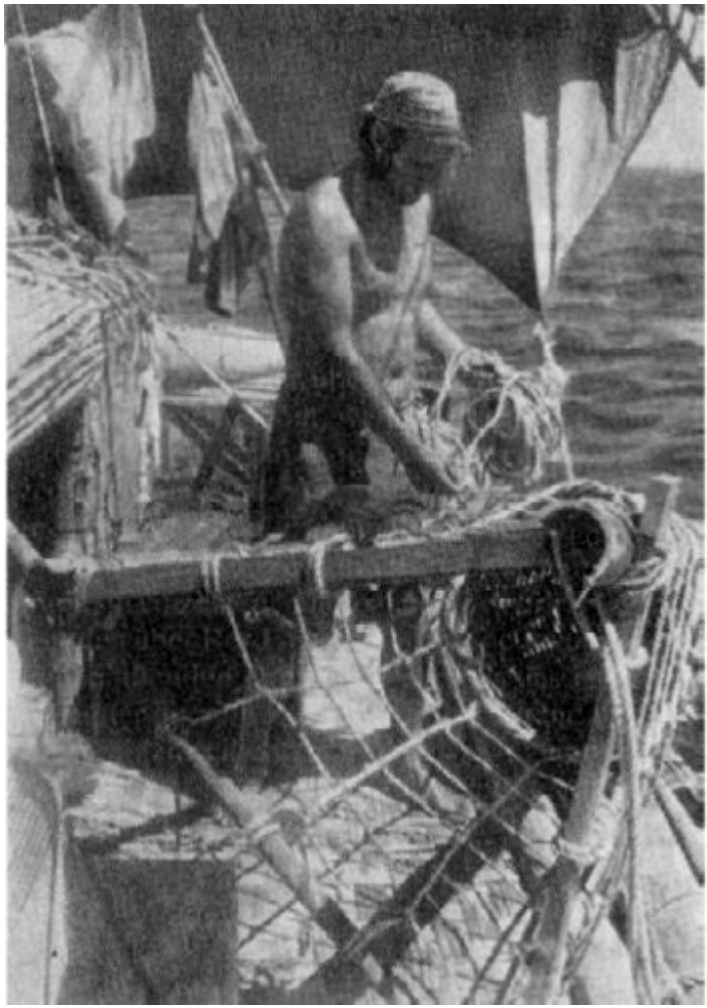
Es war kein überschwenglicher Ausbruch an Bord zu hören Nachdem wir das Segel gedreht und das Ruder herumgelegt hatten, hingen wir alle stumm in der Mastspitze oder standen auf Deck und starrten auf das Land, das plötzlich am Horizont aufgetaucht war, draußen in dem bisher unendlichen und alleinherrschenden Meer. Endlich hatten wir einen sichtbaren Beweis, daß wir uns in diesen Monaten bewegt hatten. Wir hatten uns doch nicht nur im Zentrum desselben ewigrunden Gesichtskreises geschaukelt. Wir waren erfüllt von einer warmen und ruhigen Zufriedenheit, Polynesien richtig erreicht zu haben. Damit verband sich eine kleine, augenblickliche Enttäuschung, daß wir uns hilflos dreinfinden mußten, die Insel liegen zu sehen wie eine Fata Morgana und selbst unsere ewige Trift übers Meer nach Westen fortzusetzen.

Gleich nach Sonnenaufgang stieg eine dicke, schwarze Rauchsaule über die Baumkronen auf der linken Hälfte der Insel empor. Wir folgten ihr mit den Augen und dachten uns, jetzt stehen die Eingeborenen auf und kochen ihr Frühstück! Wir ahnten nicht einmal, daß uns die Ausguckposten gesehen hatten und Rauchsignale in die Luft sendeten, um uns zur Landung einzuladen. Um etwa sieben Uhr verspürten wir den schwachen Rauch von verbranntem Boraoholz, der

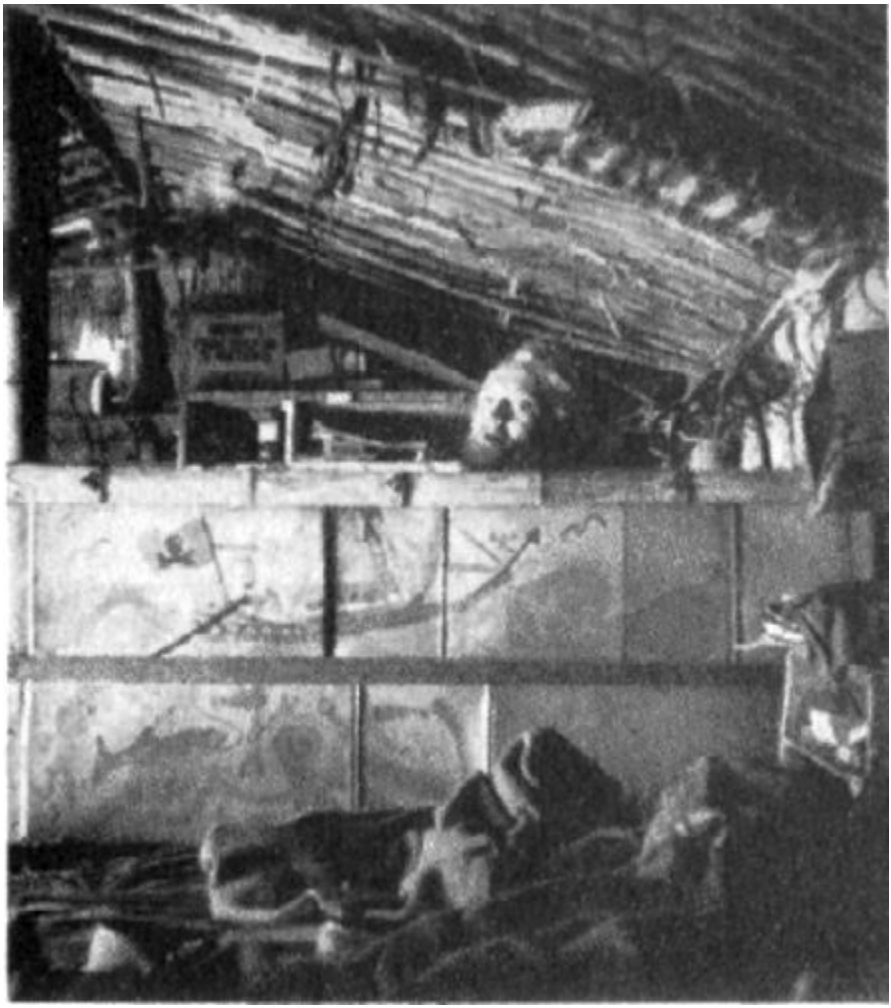
uns in den versalzenen Nasenhöhlen kitzelte. Das brachte mir rasch halb vergessene Erinnerungen an die Feuer am Strand von Fatuhiva zurück. Eine halbe Stunde später roch es nach Wald und frischgeschlagenem Holz. Die Insel begann jetzt wieder einzuschrumpfen und lag hinter uns, so daß wir jetzt den Wind von ihr bekamen. Fünfzehn Minuten lang hingen Hermann und ich in der Mastspitze und ließen den warmen Duft von Blättern und Grün durch die Nasenlocher einströmen. Das war Polynesien! Ein herrlicher, üppiger Geruch von trockenem Land nach dreiundneunzig salzigen Tagen zwischen den Wogen.



An den Beinen aufgehängt, soll Haug-land das Tauwerk unter dem Floß kontrollieren und nachsehen, ob die Zurrungen halten. Lotsenfische und Dolfine schwimmen ihm um die Nase.



Hesselberg macht eine Taucherglocke aus einem alten Korb. Wenn uns bei unseren Tauch-fahrten unter das Floß unwillkommener Besuch überrascht, so können wir uns in den Korb hocken und rasch an Bord ziehen lassen.



Raaby in der Radioecke, die durch eine von Danielsson dekorierte Pappwand abgetrennt ist. Von hier werden tägliche Berichte an das Meteorologische Institut in Washington gesendet.

Wir stehen auch mit vielen Radioamateuren in Verbindung.

Unten:

Kartenstudium. Hesselberg nimmt die Sonnenhöhe auf und gibt uns die tägliche Position. So können wir die Fahrt genau auf der Karte einzeichnen.

Bengt lag schon wieder schnarchend in seinem Schlafsack. Erich und Torstein hatten sich auch wieder niedergelegt und meditierten, und Knut lief aus und ein. Abwechselnd steckte er die Nase in den Blätterduft und schrieb dramatische Eintragungen in sein Tagebuch.

Gegen halb neun versank Puka-Puka wieder hinter uns im Meer. Aber noch über zwei Stunden konnten wir von der Mastspitze einen schwachen blauen Strich über dem östlichen Horizont sehen. Dann verschwand auch der, und nur eine hohe Kumulonimbuswolke, die ruhig in den Himmel stieg, verriet, wo Puka-Puka lag. Die Vögel verschwanden. Sie hielten sich wohl mehr an die Windseite der Inseln, wo sie den Wind mit sich hatten, wenn sie am Abend vollgefressen nach Hause wollten. Die Dolfine waren auch auffallend selten geworden, sogar mit den Lotsenfischen unter dem Floß war nicht mehr viel los.

In dieser Nacht sagte Bengt, daß er sich nach Tisch und Stuhl sehne, es sei so aufreibend, sich immer beim Lesen vom Rücken auf den Magen zu drehen. Ansonsten war er zufrieden, daß wir das Land verpaßt hatten, er hatte noch drei Bücher übrig. Torstein bekam plötzlich Lust auf einen Apfel, und ich selbst wachte in der Nacht auf, weil ich deutlich das Aroma eines prächtigen Beefsteaks mit Zwiebeln verspürte. Aber es war leider nur ein dreckiges Hemd.

Schon am nächsten Vormittag entdeckten wir zwei neue Wolken,

die wie Dampf aus zwei Lokomotiven hinter dem Horizont aufstiegen. Nach der Karte mußten das die Koralleninseln Fangahina und Angatau sein. Die Wolke über Angatau lag uns am günstigsten, so wie der Wind jetzt stand. Daher setzten wir Kurs auf sie, zurrten das Ruder fest und genossen noch einmal die Ruhe und Freiheit des Stillen Ozeans. Herrlich war das Dasein an einem schönen Tag auf dem Bambusdeck der »Kon-Tiki«. Im Bewußtsein, daß jetzt die Reise jedenfalls bald zu Ende war, erlebten wir das voller und tiefer als sonst.

Drei Tage lang steuerten wir auf die Wolke über Angatau. Das Wetter war strahlend, das Ruder hielt den Kurs auch ohne uns, und die Strömung spielte uns keine Possen. Als am vierten Morgen um sechs Uhr Hermann die Wache an Torstein übergab, glaubte Hermann, er hätte Konturen einer niedrigen Insel im Mondschein gesehen. Als die Sonne kurz darauf emporkam, steckte Torstein den Schädel in die Hüttentür und schrie:

»Land in Sicht! «

Wir stürzten alle Mann an Deck, und was wir sahen, ließ uns alle Flaggen hissen. Zuerst die norwegische achtern, dann die französische im Topp , weil wir gegen eine französische Kolonie steuerten. Bald wehte die ganze Sammlung auf dem Floß im frischen Passat, die amerikanische, peruanische, schwedische und britische, außerdem die Flagge des »Explorers Club«. So konnte kein Zweifel an Bord aufkommen, daß die »Kon-Tiki« zum Fest geschmückt war. Die Insel lag nämlich diesmal ideal für uns, direkt in unserem eigenen Kurs und kaum weiter von uns entfernt als Puka-Puka vor vier Tagen bei Sonnenaufgang. Als die Sonne in unserem Rücken emporstieg, bekamen wir deutlich einen grünen Lichtschein gegen den diesigen Himmel über der Insel zu sehen. Es war dies der Widerschein von der stillen grünen Lagune auf der Innenseite des Riffs. Manche der niedrigen Atolle werfen solche Spiegelbilder viele tausend Meter in die Luft, so daß sie ihre Position den eingeborenen Seefahrern verraten, viele Tage, ehe noch die Insel selbst über dem Horizont erscheint.

Gegen zehn Uhr nahmen wir das Steuerruder wieder zur Hand. Nun mußten wir bestimmen, auf welchen Teil der Insel wir zusteuern wollten. Wir konnten bereits einzelne Baumkronen unterscheiden und sichteten undeutlich Reihen von sonnenhellen Baumstämmen gegen das dichte, schattige Laubwerk des Hintergrunds.

Wir wußten, irgendwo zwischen uns und der Insel lag ein lebensgefährliches Riff und lauerte auf alles, was gegen die unschuldsreine Insel getrieben kam. Die enormen Wassermassen, die in freien, tiefen Dünungen aus dem Osten gerollt kamen, verloren über der Untiefe das Gleichgewicht, als hätte man ihnen ein Bein gestellt. Sie schäumten in die Luft und wälzten sich mit Donnerbrausen über die scharfen Korallenblöcke. Viele Fahrzeuge sind in den furchtbaren

Sog gegen die Unterwasserriffe der Tuamotu-Gruppe geraten und wurden vollständig zerschmettert.

Vom Meer aus sahen wir nichts von dieser tückischen Fallgrube, wir trieben hinein mit den Wogen und sahen bloß See um See mit krummem, blankem Rücken auf die Insel zulaufen. Das Ringriff mit seinem schäumenden Hexentanz blieb uns hinter steigenden Reihen von breiten Wogenrücken verborgen. Aber von beiden Enden der Insel, dort, wo wir den Strand im Profil sahen, im Norden wie im Süden, bemerkten wir, daß das Meer ein paar hundert Meter vor dem Land weißschäumend kochte und hoch in die Luft sprühte.

Wir nahmen einen Kurs, der die Außenseite des Hexenkessels im Süden der Insel berührte, und hofften, wir könnten so am Riff entlangsteuern, bis wir entweder um die Landspitze auf die Leeseite kamen, oder bis wir auf jeden Fall einen Punkt berührten, wo es so flach war, daß wir unsere Bewegung mit einem improvisierten Anker stoppen konnten und abwarten, bis sich der Wind einmal drehte und wir selbst in Lee liegenblieben.

Um zwölf Uhr konnten wir im Fernstecher sehen, daß die Vegetation an Land aus jungen, grünen Kokospalmen bestand. Ihre Kronen schlossen sich dicht über einer wogenden Vordergrundshecke von üppigem, kleinem Buschwerk zusammen. Drinnen am Strand lag eine Reihe großer Korallenblöcke verstreut über den hellen Sand. Weiße Vögel, die über die Palmengruppen segelten, waren die einzigen Lebewesen an Land.

Um zwei Uhr waren wir so nahe gekommen, daß wir die Insel entlangzusegeln begannen, dicht vor dem lauernden Ringriff. Je näher wir kamen, desto stärker hörten wir das Dröhnen der Brandung wie in einem gleichmäßigen Wasserfall gegen das Riff vor uns, und bald hörte es sich an wie ein endloser Expreßzug, der wenige hundert Meter von Steuerbord entlangjagte. Gelegentlich sahen wir auch jetzt dicht vor uns, wo der Brandungsexpreß vorbeisauste, den sprühenden Schaum hoch in der Luft.

Zwei Mann drehten das Ruder. Sie standen hinter der Bambushütte und hatten deshalb nicht den geringsten Ausblick nach vorne. Erich hatte die Navigation übernommen. Die Küchenkiste war seine Kommandobrücke, von wo er die zwei am schweren Steuerruder dirigierte. Wir planten nämlich, uns so dicht am gefährlichen Riff zu halten, als überhaupt zu verantworten war. Von der Mastspitze hielten wir ständig Ausguck. Wir hofften auf eine Spalte oder Öffnung im Riff, durch die man das Floß hineinschmuggeln konnte. Die Strömung trieb uns, ohne uns einen Streich zu spielen, das ganze Riff entlang. Auch der Wind strich in der gleichen Richtung. Die wackeligen Schwerter gestatteten uns so viel Bewegungsfreiheit, daß wir immerhin bis zu 20 Grad nach beiden Seiten vom Wind abweichen konnten.

Während Erich im Zickzack so nahe an das Riff kreuzte, als angesichts des Sogs noch ratsam war, trieben Hermann und ich an einem Schlepptau im Gummiboot hinterher. Wenn das Floß die innere Bahn nahm, schwangen wir am Tau nach und kamen dem donnernden Riff so nahe, daß wir deutlich die glasgrüne Wasserwand sahen, die sich von uns wegwälzte. Wenn die Seen zurückfluteten, entblößte sich das kahle Riff und glich einer wüsten Barrikade von rostigem Eisenerz. Soweit wir die Küste hinuntersehen konnten, gab es weder Spalt noch Passage. Da drehte Erich das Segel herüber, und die Ruderleute folgten mit dem Steuer nach, so daß die »Kon-Tiki« die Nase wendete und im letzten Augenblick aus der Gefahrenzone herausschlingerte. Jedesmal, wenn die »Kon-Tiki« gegen das Riff hereinsteuerte und wieder hinausschwenkte, schlug uns beiden, die im Schlauchboot nachschlitterten, das Herz bis in den Hals. Und jedesmal kamen wir so weit herein, daß wir den höheren und hitzigeren Takt der See spürten. Jedesmal waren wir überzeugt, jetzt wäre Erich zu weit gegangen, diesmal sei keine Hoffnung mehr, die »Kon-Tiki« aus den Brandungen, die sie gegen das teuflische rote Riff hineinziehen wollten, frei zu bekommen. Aber jedesmal meisterte Erich die Brassen mit einem eleganten Manöver, und die »Kon-Tiki« scherte wohlgeborgen aus den Klauen des Sogs hinaus aufs freie Meer. Dabei glitten wir die Insel entlang, so nahe, daß wir alle Details an Land sahen, und trotzdem war die paradiesische Schönheit da drinnen für uns unzugänglich wegen des geifernden Massengrabs, das dazwischen lag.

Um drei Uhr öffnete sich der Palmenwald, und über eine breite Lichtung sahen wir direkt hinein auf eine blaue und spiegelblanke Lagune. Aber das Ringriff war hier genauso kompakt und fletschte drohend seine blutroten Zähne. Es gab keinen Durchlaß, und der Palmenwald schloß sich wieder, während wir uns, den Wind im Rücken, an der Insel entlangtreiben ließen. Später trat der Palmenwald langsam auseinander und gab uns einen Blick in das Innere der Koralleninsel frei. Da lag die schönste, spiegelblanke Salzwasserlagune wie ein großer und stiller Teich, umkränzt von fächelnden Kokospalmen und hellen Strandflächen. Die bestrickende grüne Palmeninsel selbst formte einen breiten weichen Sandring um die gastfreundliche Lagune. Aber davor lag das rostrote Schwert, das die Pforten zum Himmelreich beschützte.

Den ganzen Tag vor Angatau hatten wir die Herrlichkeit auf kürzeste Entfernung direkt vor der Tür. Die Sonne brütete über dem Palmenwald, Friede und Glück des Paradieses lagen über dem ganzen Bild. Allmählich kam Routine in unsere Manöver. Erich zog die Gitarre hervor und erschien an Deck mit einem gewaltigen peruanischen Sonnenhut. So sang und spielte er sentimentale Südseemelodien, während Bengt eine wohlschmeckende Mahlzeit an

der Floßkante servierte. Wir öffneten eine alte Kokosnuß aus Peru und tranken den jungen, frischen zu, die da drinnen auf den Bäumen hingen. Die ganze Stimmung, die Ruhe über dem ewiggrünen Palmenwald, der wurzelfest stand und herüberleuchtete, die Ruhe über den weißen Vögeln, die über die Palmenkronen segelten, die Ruhe über der sanften blanken Lagune und dem weichen Sandstrand, dagegen die Wildheit in dem roten Riff mit Kanonade und Trommelwirbel in den Lüften - all das machte einen überwältigenden Eindruck auf uns sechs, die wir vom Meer da draußen kamen, einen Eindruck, den wir niemals mehr aus der Erinnerung wischen können. Es war kein Zweifel, daß wir jetzt auf der anderen Seite waren. Niemals würden wir eine »echtere« Südseeinsel zu Gesicht bekommen. Landung oder nicht, auf jeden Fall waren wir in Polynesien, die offene See lag für alle Zeit hinter uns.

Der Zufall wollte, daß dieser Festtag von Angatau der siebenundneunzigste Tag an Bord war. Siebenundneunzig Tage hatten wir in New York als absolutes Minimum bei theoretisch idealen Verhältnissen veranschlagt, um die nächsten Inseln in Polynesien zu erreichen.

Um fünf Uhr passierten wir zwei palmengedeckte Hütten zwischen den Bäumen an Land. Aber es war kein Rauch und kein Lebenszeichen zu sehen.

Um halb sechs steuerten wir von neuem auf das Riff zu. Wir näherten uns dem Westende der Insel und mußten uns einen letzten Überblick verschaffen. Vielleicht war doch eine Passage zu finden. Die Sonne stand nun so tief, daß sie uns blendete.

Wo sich das Meer an dem Riff brach, einige hundert Meter außerhalb der letzten Landzunge der Insel, hob sich ein kleiner Regenbogen in die Luft. Sie lag wie eine Silhouette vor uns. Auf einmal entdeckten wir am Strand drinnen einige regungslose Schatten. Plötzlich schob sich der eine langsam herunter gegen das Wasser, während einige andere in vollem Lauf gegen die Waldkante verschwanden. Es waren Menschen! Wir steuerten so nahe ans Riff, wie wir nur wagen konnten. Der Wind war flau geworden. Wir hatten den Eindruck, als wären wir eben dabei, in den Windschutz der Insel zu gelangen. Jetzt wurde ein Kanu ins Wasser gesetzt, und zwei Gestalten hüpften an Bord und paddelten hinter dem Riff entlang. Weiter draußen wendeten sie die Nase herüber, und wir sahen, wie die Wellen das Kanu in die Luft wirbelten, dann schnitt es durch die Passage des Riffs und hielt scharf auf uns zu.

Dort unten also lag die Öffnung im Riff. Dort war unsere einzige Hoffnung. Nun sahen wir auch das ganze Dorf, das da drinnen zwischen den Palmenhainen lag. Aber schon begannen die Schatten lang zu werden.

Da winkten die zwei im Kanu. Wir winkten eifrig zurück, und sie beschleunigten ihre Fahrt. Es war ein polynesisches Auslegerkanu, und zwei Braune saßen an den Paddeln, das Gesicht uns zugewendet. Hier würde es neue Sprachschwierigkeiten geben. Ich war der einzige an Bord, der sich noch von Fatuhiva her einiger Worte Marquesanisch erinnerte, aber mit Polynesisch bleibt man in den nordischen Ländern kaum auf dem laufenden. Man hat zu selten Gelegenheit zur Aussprache.

Deshalb fühlten wir uns erleichtert, als das Kanu gegen die Seite des Floßes stieß und die zwei an Bord sprangen. Denn der eine grinste über das ganze Gesicht, streckte seine braune Hand vor und rief auf englisch:

»Good night!«

»Good night«, antwortete ich verblüfft, »do you speak English?«

Der Mann grinste zurück und nickte.

»Good night«, sagte er, »good night.«

Das war sein ganzer Wortschatz in fremden Sprachen. Damit überrundete er allerdings seinen bescheidenen Freund weit, der nur im Hintergrund stand und seinen gebildeten Kameraden bewundernd angrinste.

»Angatau?« fragte ich und zeigte auf die Insel.

»H'angatau«, nickte der Mann zustimmend.

Erich nickte stolz. Er hatte recht gehabt, denn wir waren wirklich dort, wo ihm die Sonne gesagt hatte, daß wir sein müßten.

»Maimai hee juta«, versuchte ich mich.

Nach meinen Kenntnissen aus Fatuhiva mußte das etwa heißen:

»Möchten gehen an Land.«

Da zeigten die zwei auf die unsichtbare Passage im Riff. Wir legten das Ruder über und wollten versuchen, darauf zuzuhalten.

Im selben Augenblick kamen einige frischere Windstöße von der Insel herüber. Es lag eine kleine, regenschwere Wolke über der Lagune. Der Wind versuchte, uns von dem Riff wegzuschieben, und wir merkten, daß die »Kon-Tiki« dem Steuerruder nicht in einem Winkel gehorchte, groß genug, die Öffnung im Riff zu erreichen. Wir versuchten, Anker zu werfen. Aber das Tau langte nicht bis hinunter. Nun mußten wir zu den Paddelrudern greifen, und das geschwind, bevor uns der Wind zu fassen bekam. Wir ließen das Segel herunterrauschen und langten jeder nach seinem großen Paddelruder. Ich wollte auch jedem der beiden Eingeborenen ein Paddel anhängen. Die zogen gerade genießerisch an den Zigaretten, die sie an Bord bekommen hatten.

Die Eingeborenen schüttelten bloß energisch den Kopf, zeigten auf den Kurs und sahen verwundert drein. Ich machte Zeichen, daß wir alle paddeln müßten und wiederholte die Worte »möchten -

gehen - an - Land«. Da beugte der Aufgewecktere sich herunter und kurbelte mit der rechten Hand in der Luft herum, indem er sagte:

»Brrrrr.....! «

Es war klar wie dicke Tinte, er meinte, wir sollten den Motor in Gang setzen. Die beiden glaubten, sie stünden an Deck eines merkwürdig tief beladenen Schiffes. Wir nahmen sie mit an den Steven und ließen sie unter die Stämme greifen. Sie sollten merken, daß wir nicht nur keine Schraube, sondern überhaupt keinen Schiffsrumpf hatten.

Da fielen sie aus allen Wolken. Sie löschten ihre Zigaretten und leisteten uns Gesellschaft. Da saßen wir nun, vier Mann auf jedem Seitenstamm, und tauchten die Paddelruder ins Wasser. Gleichzeitig versank die Sonne hinter der Landzunge, und die Windstöße von der Insel wurden frischer. Es sah nicht aus, als kämen wir vom Fleck. Die Eingeborenen sprangen zurück ins Kanu und verschwanden. Es dämmerte, und wir saßen wieder allein und paddelten wie verrückt, um nicht von neuem auf See zu treiben.

Gerade als das Dunkel sich über die Insel legte, kamen vier Kanus hinter dem Riff hervorgetanzt, und bald wimmelte es von Polynesiern an Bord; alle wollten uns die Hand schütteln und Zigaretten haben. Mit diesen ortskundigen Kerlen an Bord war keine Gefahr mehr, die ließen uns nicht wieder ins Meer und aus den Augen. Heute abend würden wir also an Land sein.

Rasch zogen wir Taue von den Hecks aller Kanus zum Bug der »Kon-Tiki«, und die vier stattlichen Auslegerkanus spannten sich fächerförmig wie Zughunde vor das Floß. Knut sprang ins Schlauchboot und suchte sich einen Platz mitten zwischen den Kanus. Wir anderen verteilten uns mit Paddelrudern auf die Seitenstämme der »Kon-Tiki«. Und damit begann das Tauziehen gegen den Ostwind.

Es war nun pechschwarz, bis der Mond heraufkam und frischen Wind mitbrachte. Drinnen auf Land hatte die Bevölkerung des Dorfes allerhand Brennbares zuammengetragen und einen großen Scheiterhaufen angezündet, um uns die Richtung zum Durchgang im Riff anzuzeigen. Das Donnerdröhnen umgab uns im Dunkel wie ein ewig lärmender Wasserfall und wurde stärker und stärker.

Wir sahen nicht die Mannschaft, die uns draußen in den Kanus zog, aber wir hörten, daß sie aus vollem Hals aufmunternde Krieglieder auf polynesisch sang. Knut war auch dabei. Das hörten wir. Jedesmal, wenn den Polynesiern die Luft ausging, hörten wir Knuts einzelne Stimme, der sein ». . . wandern wir mit frischem, frohem Mut« zwischen die Chöre der Eingeborenen hinausschmetterte. Um das Chaos komplett zu bekommen, stimmten wir am Floß mit ein, und zwar mit dem Lied: »Tom Brown's baby had a pimple on his nose.« Mit Lachen und Gesang legten sich Weiße und Braune in die

Paddelruder.

Die Stimmung war auf dem Höhepunkt. Siebenundneunzig Tage und endlich in Polynesien! Am Abend würde es ein Fest im Dorfe geben. Die Eingeborenen jubelten, riefen und schrien. Auf Angatau lief nur einmal im Jahr ein Schiff an, wenn nämlich der Kopraschoner von Tahiti kam, um Kokoskerne zu holen. So würde es heute abend hoch hergehen um den Holzstoß da drinnen auf Land.

Aber das Biest, der Wind, war zäh. Wir hieben ein, daß wir es in allen Knochen spürten. Wir hielten die Stellung, aber das Feuer näherte sich nicht, und der Donner vom Riff blieb jetzt in seiner Stärke gleich. Kurz darauf hörte der Gesang auf. Es wurde still. Alle hatten vom Rudern mehr als genug. Das Feuer bewegte sich nicht, es tanzte nur mit den Wellen auf und nieder. Es vergingen drei Stunden, und es war neun Uhr geworden. Dann begann es langsam, verkehrt zu gehen. Wir waren fertig.

Wir machten den Eingeborenen begreiflich, daß wir mehr Hilfe von Land brauchten. Sie erklärten uns, daß zwar noch Männer genug an Land wären, aber es gab nicht mehr als diese vier seegängigen Kanus auf der ganzen Insel.

Knut tauchte mit dem Schlauchboot aus dem Dunkel auf. Er hatte eine Idee. Er wollte mit den Schlauchboot hineinrudern und weitere Eingeborene holen. Zusammengedrängt konnte man fünf bis sechs Mann darauf unterbringen.

Das war aber allzu riskant. Knut hatte keine Ortskenntnis. Es würde ihm nie gelingen, sich bei dieser ägyptischen Finsternis zur Öffnung im Korallenriff durchzutasten. Er schlug vor, den Anführer der Eingeborenen mitzunehmen, der konnte ihm den Weg zeigen. Ich fand auch nicht, daß diese Idee überzeugend war. Der Eingeborene hatte keine Erfahrung in der Behandlung eines schwerfälligen Gummibootes bei einer engen und gefährlichen Durchfahrt. Aber ich bat ihn, den Anführer zu holen, der vorn im Dunkel mitpaddelte. Da würden wir zu hören bekommen, was er von der Situation hielt. Es war deutlich genug, daß es nicht länger möglich war, die Abtrift hintanzuhalten.

Knut verschwand im Dunkel, um den Mann zu holen. Als eine Zeit verging, ohne daß die beiden zurückkamen, riefen wir ihm nach. Ein gackernder Chor von Polynesiern war die einzige Antwort. Knut war in der Dunkelheit verschwunden. Im gleichen Augenblick begriffen wir, was geschehen war. In all dem Aufruhr, Lärm und Wirbel hatte Knut den Bescheid mißverstanden und war mit dem Eingeborenen zum Land gerudert. Wie wir auch riefen, es war nutzlos. Dort, wo Knut jetzt war, wurde alles vom Donnern der Brandung übertönt.

Eilig suchten wir die Morselampe heraus. Ein Mann kroch in die

Mastspitze und signalisierte: »Komm zurück! Komm zurück!«

Aber niemand kam. Da jetzt zwei Mann fehlten, weil einer ständig in der Mastspitze saß und signalisierte, vermehrte sich die Abtrift, und wir anderen begannen wirklich müde zu werden. Wir warfen Seemarken aus und sahen, daß es langsam, aber sicher, nach rückwärts ging. Das Feuer wurde kleiner und das Brüllen der Brandung bescheidener. Je weiter wir aus dem Schütze der Palmenwälder herauskamen, desto besser konnte uns der ewige Ostwind packen. Wir erkannten ihn wieder, nun war es bald wie draußen auf dem Meer. Aber wir durften nicht aufhören zu paddeln. Wir mußten die Abtrift mit all unserer Kraft bremsen, bis Knut wieder heil an Bord war.

Fünf Minuten vergingen, zehn Minuten, eine halbe Stunde, das Feuer wurde kleiner, ab und zu verschwand es vollständig, wenn wir selbst in ein Wogental glitten. Die Brandung wurde ein fernes Grollen.

Nun kam der Mond herauf. Wir sahen, wie die Mondscheibe hinter den Palmenkronen an Land erglänzte, aber der Himmel war diesig und halb bewölkt.

Wir hörten, wie die Eingeborenen zu murmeln und zu beraten begannen. Plötzlich merkten wir, daß eines von den Kanus sein Tau in See warf und verschwand. Die Mannschaften der drei anderen Kanus waren müde und ängstlich und legten sich nicht mehr mit voller Kraft in die Riemen. Die »Kon-Tiki« trieb hinaus auf das offene Meer. Bald wurden auch die drei anderen Taue schlaff, und die Kanus stießen gegen die Kante des Floßes. Einer der Eingeborenen kam an Bord und sagte ruhig mit einer Kopfbewegung: »Juta« - gegen Land.

Er sah bekümmert gegen das Feuer, das jetzt jedesmal lang verschwunden war, und nur ab und zu wie ein Funken hervortanzte. Wir trieben davon. Die Brandung war verstummt, nur die See brauste wie früher, und es knirschte und schrie in allen Tauen.

Wir gaben den Eingeborenen reichlich Zigaretten mit. In aller Eile kritzelte ich einen Zettel voll. Sie sollten ihn mitnehmen und Knut geben, wenn sie ihn fanden. Darauf stand geschrieben:

»Nimm zwei Eingeborene mit im Kanu und das Gummiboot im Schlepp. Komm nicht allein im Gummiboot zurück!«

Wir rechneten damit, daß die hilfsbereiten Insulaner Knut im Kanu mitnehmen würden, wenn sie es ratsam fanden, hinauszufahren. Fanden sie es nicht ratsam, so war es Wahnwitz, wenn Knut sich allein im Gummiboot aufs offene Meer wagte, in der schwachen Hoffnung, das ausreißerische Floß wieder einzuholen. Die Eingeborenen ergriffen den Zettel, sprangen in die Kanus und verschwanden in der Nacht. Das letzte, was wir hörten, war eine durchdringende Stimme, die draußen im Dunkel rief:

»Good night!«

Wir hörten noch ein anerkennendes Gemurmel von den weniger Sprachkundigen, dann war wieder alles still und frei von fremden Lauten wie in der Zeit, als wir tausend Seemeilen vom nächsten Land waren. Es war sinnlos für uns vier, unter vollem Winddruck hier draußen auf dem offenen Meer noch mit den Paddelrudern zu arbeiten, aber wir setzten die Lichtsignale von der Mastspitze fort. Wir wagten nicht länger »Komm zurück!« zu morsen, wir gaben nur mehr gleichmäßige Blinksignale. Es war stockfinster. Der Mond kam nur in vereinzelten Augenblicken durch die Wolkenschichten hervor. Wir mußten Angataus Kumulonimbuswolke über uns haben.

Schlag zehn gaben wir die letzte kleine Hoffnung auf, Knut wiederzusehen. Wir setzten uns stumm auf die Floßkante und knabberten ein paar Kekse. Immer noch gaben wir abwechselnd Blinksignale von der kahlen Mastspitze, die sich ohne das breite Kon-Tiki-Segel so leer über uns spreizte.

Wir beschlossen, die Blinksignale die ganze Nacht lang fortzusetzen, solange wir nicht wußten, wo Knut sich befand. Wir weigerten uns, zu glauben, daß die Brandungswellen ihn ereilt hätten. Knut kam immer wieder auf die Füße - gefährliches Wasser oder Brandung -, am Leben war er auf alle Fälle. Es war nur so ein verfluchtes Gefühl, ihn zwischen den Braunen auf einer einsamen Insel hier draußen im Stillen Ozean sitzenzulassen. Etwas so Saudummes, die ganze lange Reise waren wir mit einem blauen Auge davongekommen, und jetzt ließen wir einen Mann auf einer vergessenen Südseeinsel zurück, um wieder weiterzufahren. Und kaum waren die ersten Polynesier freundlich lächelnd an Bord gekommen, mußten sie schon Hals über Kopf stiften gehen, um nicht selbst mitgeschleppt zu werden auf »Kon-Tikis« böser und gnadenloser Jagd nach Westen. Es war eine verfluchte Situation. Es sehne häßlich aus dem Tauwerk in dieser Nacht, keiner von uns machte Anstalten, schlafen zu wollen.

Es war halb elf geworden. Bengt kletterte gerade die Wanten herunter, um Ablösung auf der wiegenden Mastspitze zu bekommen. Da fuhren wir alle Mann hoch. Wir hatten deutlich draußen auf dem Meer im Dunkeln Stimmen gehört. Und da war es wieder: es waren Polynesier, die da redeten. Wir schrien aus Leibeskräften hinaus in die schwarze Nacht. Da schrie es zurück - und Knuts Stimme war darunter. Ich weiß nicht, was wir nicht alles vor Begeisterung getan hätten, die Müdigkeit war fort, die ganze Unglückswolke über unserem Haupt war verschwunden. Was tat es uns, wenn wir von Angatau davon trieben, es gab Inseln genug im Meer. Jetzt konnten die neun reiselustigen Balsastämme treiben, wohin sie wollten, wenn sie uns nur alle sechs an Bord beisammen hatten.

Drei Auslegerkanus kamen aus dem Dunkel über die Wogen

geritten. Knut war der erste, der auf die liebe alte »Kon-Tiki« herübersprang, gefolgt von sechs Braunen. Es war wenig Zeit zu Erklärungen. Die Eingeborenen mußten ihre Geschenke bekommen und wieder losziehen auf ihre waghalsige Fahrt zurück zur Insel. Ohne Licht oder Land zu sehen, ja kaum noch die Sterne, mußten sie vorsichtig gegen Wogen und Wind paddeln, bis sie das Licht des brennenden Holzstoßes sahen. Wir belohnten sie reichlich mit Proviant, Zigaretten und anderen Geschenken, und jeder von ihnen schüttelte uns bewegt die Hand zu einem letzten Lebewohl.

Sie waren sichtlich bekümmert über unsere Wege und zeigten gegen Westen, daß wir auf dem Weg in gefährliche Riffe wären. Ihr Anführer hatte Tränen in den Augen und küßte mich gerührt aufs Kinn, daß ich der Vorsehung für meinen Vollbart dankte. Dann krochen sie auf ihre Kanus, und wir sechs Kameraden saßen wieder vollzählig und allein auf dem Floß.

Wir überließen es seinen Launen und hörten uns Knuts Geschichte an.

Knut hatte sich im Schlauchboot im guten Glauben landwärts begeben, mit dem Anführer der Eingeborenen an Bord. Der saß selbst an den kleinen Paddeln und ruderte auf die Öffnung im Riff zu, als Knut zu seiner Verwunderung die Lichtsignale der »Kon-Tiki« sah, die ihn baten, zurückzukommen. Er machte dem braunen Ruderer Zeichen, er solle wenden, aber der Polynesier weigerte sich, zu gehorchen. Knut griff jetzt selbst in die Ruder, aber der Insulaner riß ihm die Hände weg, während das Riff um sie herum im Dunkeln toste. Es war sinnlos, einen Kampf aufzunehmen. Sie waren davongetanzt, genau durch die Öffnung im Riff, und setzten auf der Innenseite ihren Weg fort, bis sie direkt hinauf auf einen soliden Korallenblock innen auf der Insel geschleudert wurden. Ein Schwärm von Eingeborenen packte das Schlauchboot und zog es weit an Land. Und hier stand Knut allein unter Palmen, umgeben von einem gewaltigen Haufen von Eingeborenen, die in einer Sprache darauflosplapperten, die er nicht verstand. Braune und barfüßige Männer, Frauen und Kinder in allen Altersstufen umschwärmten ihn und befühlten den Stoff seines Hemdes und seiner Hose. Sie selbst hatten alte und zerfetzte europäische Kleider, aber es war kein Weißer auf der Insel.

Knut bekam einige von den flottesten Kerlen zu fassen und machte ihnen Zeichen, sie sollten ihm im Schlauchboot hinausfolgen. Da kam ein großer, fetter Mann dahergewackelt, von dem Knut annahm, es mußte der Häuptling sein, denn er hatte eine alte Uniformmütze auf dem Schädel und sprach mit lauter, bestimmter Stimme. Alle machten ihm Platz. Knut erklärte sowohl auf norwegisch wie auf englisch, daß er Leute brauche und unverzüglich zum Floß zurückfahren müsse, bevor wir anderen unseres Weges trieben. Der

Häuptling strahlte wie die Sonne und verstand absolut nichts, und trotz Knuts wildesten Protesten schleppte ihn der ganze schreiende Haufe mit hinauf ins Dorf. Hier wurde er von Hunden, Schweinen und Hühnern empfangen, schöne Südseemädchen brachten ihm frische Früchte. Es war klar, daß sich die Eingeborenen bemühten, Knuts Aufenthalt so angenehm wie nur möglich zu gestalten. Aber Knut ließ sich nicht verführen, er dachte mit Wehmut ans Floß, das gegen Westen entschwand. Die Absicht der Eingeborenen war offenkundig. Sie sehnten sich nach Abwechslung und Gesellschaft und wußten, daß es auf den Fahrzeugen der weißen Männer sehr angenehm war. Wenn es ihnen glückte, Knut an Land zu behalten, kamen wohl wir anderen und das merkwürdige Boot auch herein. Kein Fahrzeug verließ einen weißen Mann auf einer so abgelegenen Insel wie Angatau.

Nach bemerkenswerten Abenteuern kam Knut los und erzwang sich seinen Weg hinunter ins Schlauchboot, umringt von Bewunderern beiderlei Geschlechts. Seine internationalen Laute und Gebärde waren nicht länger mißzuverstehen. Er mußte und wollte zurück zu dem merkwürdigen Fahrzeug da draußen in der Nacht, das es so eilig hatte, daß es, ohne anzulegen, weiterwollte.

Da versuchten es die Eingeborenen mit einer List und deuteten ihm, daß wir eben hinter der Landspitze anliefen. Knut war einen Augenblick verwirrt, aber da hörte er die lauten Stimmen drunten am Strand, wo Frauen und Kinder das qualmende Feuer unterhielten. Es waren die drei Kanus, die soeben zurückgekommen waren. Die Burschen kamen herauf und brachten Knut unseren Zettel. Er war in einer verzweifelten Situation. Hier war die strikte Anweisung, nicht allein wieder aufs Meer hinauszurudern, und alle Eingeborenen schlugen rundweg ab, mit ihm zu kommen.

Unter den Einheimischen wurde in den höchsten Tönen gestritten und debattiert. Die, die draußen gewesen waren und das Floß gehalten hatten, verstanden nur zu gut, daß es zwecklos war, Knut zurückzuhalten in der Hoffnung, uns andere damit an Land zu bekommen. Schließlich bewogen Knuts Versprechungen und Drohungen in internationalem Tonfall drei Kanumannschaften, ihm hinaus aufs Meer auf Jagd nach der »Kon-Tiki« zu folgen. Und mit dem Schlauchboot im Schlepp ging es wieder in die Tropennacht hinaus. Bewegungslos stand alt und jung am sterbenden Feuer und sah dem neuen hellhäutigen Freund nach, der ebenso rasch verschwand, wie er gekommen war.

Weit draußen auf dem Meer bekam Knuts Gefolge die schwachen Lichtsignale des Floßes zu sehen, wenn die Wogen die Kanus in die Luft hoben. Die schmalen und schlanken Polynesierkanus, die sich auf einen zugespitzten Ausleger stützen, schnitten wie Messer durch die Wasserfläche, aber Knut schien es eine Ewigkeit zu dauern, bis er die

runden, dicken Stämme der »Kon-Tiki« wieder unter seinen Füßen spürte.

»War es schön an Land?« fragte Torstein neidisch.

»Oi, oi«, meinte Knut, »die Hula-Mädchen müßtest du gesehen haben!«

Wir ließen das Segel eingeholt und das Ruder oben an Deck. So krochen wir alle sechs in die Bambushütte und schliefen wie die Rollsteine auf Angataus Strand.

Drei Tage lang trieben wir nun übers Meer, ohne Land zu sichten.

Wir trieben direkt gegen die schicksalsschwangeren Takume- oder Raroiariffe, die zusammen siebzig bis achtzig Kilometer des Meeres vor uns absperrten. Wir machten verzweifelte Versuche, an der Nordseite dieser gefährlichen Riffe vorbeizusteuern. Es sah aus, als ob es gut gehen würde, bis der Posten eines Nachts hereingefahren kam und alle Mann weckte.

Der Wind hatte sich gedreht. Er ging genau gegen das Takumeriff. Regen hatte eingesetzt, und alle Sicht war vollkommen weg. Das Riff konnte nach unseren Berechnungen nicht weit entfernt sein.

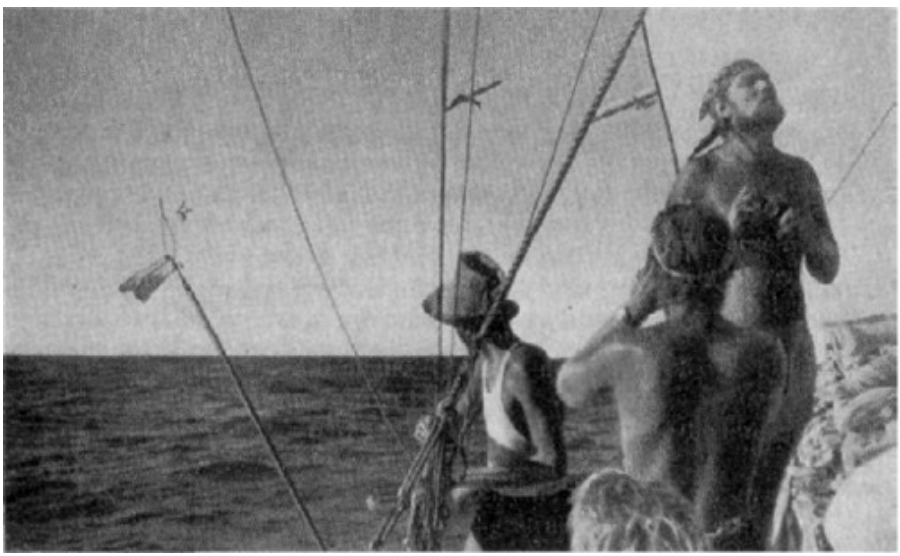
Mitten in der Nacht hielten wir eine Beratung. Jetzt ging es um unser Leben. An dem Nordende vorbeizukommen, war jetzt hoffnungslos. Wir mußten statt dessen versuchen, die Südseite zu erreichen. Wir drehten das Segel und legten das Ruder herum. So begaben wir uns auf eine gefährliche Segelfahrt, den labilen Nordwind im Rücken. Wenn der Ostwind wiederkam, bevor wir die ganze Lange dieser achtzig Kilometer langen Riffe passiert hatten, wurden wir hilflos in die Gewalt der Brandung hineingeschleudert.

Wir einigten uns über alle Vorkehrungen, falls es zum Schiffbruch kam. Wir mußten uns um jeden Preis an Bord der »Kon-Tiki« halten. Wir durften nicht auf den Mast klettern, von wo wir wie eine reife Frucht abgeschüttelt wurden, sondern wir mußten uns an die Stangen klammern, wenn sich die Wogen über uns walzten. Wir legten das Gummifloß lose auf Deck, und darauf banden wir einen kleinen, wasserdichten Radiosender fest, etwas Proviant, Wasserflaschen und Medizingerät. Das würde an Land gewaschen werden, unabhängig von uns, falls wir wohlgeborgen, aber mit leeren Händen über das Riff kommen sollten. Am Heck der »Kon-Tiki« befestigten wir ein langes Seil mit einem Schwimmer. Der mußte auch an Land gespült werden, so daß wir dann versuchen konnten, das ganze Floß hereinzuziehen, falls es draußen am Riff hangenbleiben sollte. Und dann krochen wir in die Koje und überließen die Wache dem Steuermann da draußen im Regen.

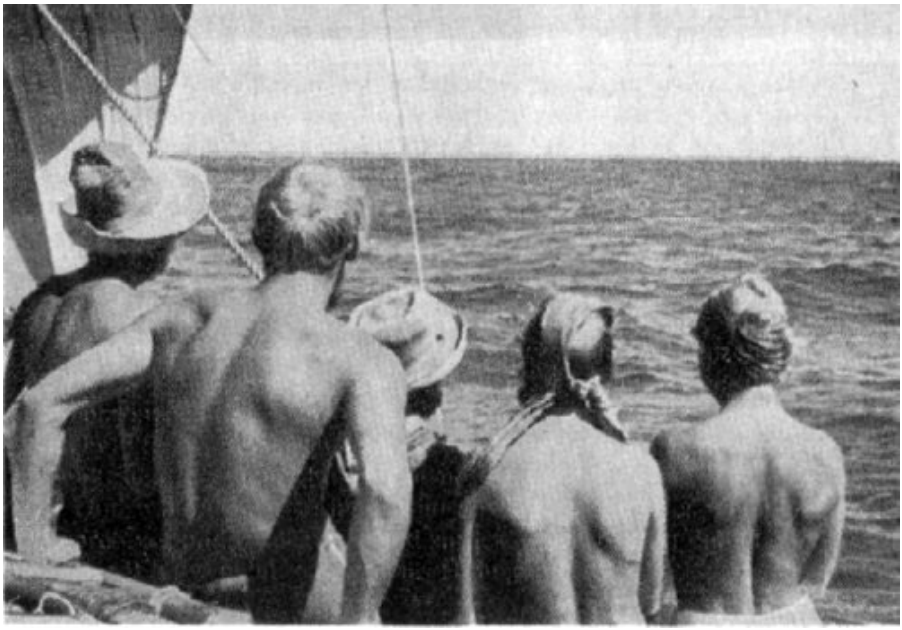
Solange der Nordwind hielt, glitten wir sacht, aber sicher, die Front der Korallenriffe entlang, die hinter dem Horizont auf uns lauerte. Aber eines Nachmittags erstarb der Wind völlig, und als er

sich wieder rührte, war er nach Osten umgeschlagen. Erichs Position zufolge lagen wir allerdings schon so weit südlich, daß wir jetzt Hoffnung hatten, an der äußersten Spitze des Raroiariffs vorbeizusteuern. Wir wollten versuchen, dahinter zu kommen und damit in Lee, bevor es uns gegen andere Riffe weitertrieb.

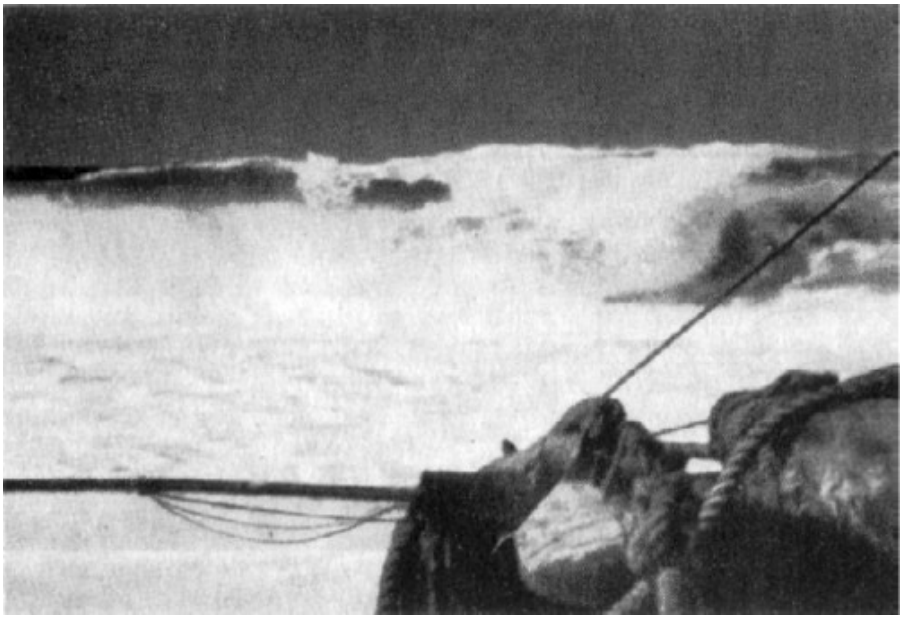
Als die Nacht kam, waren wir hundert Tage auf See gewesen. In der Nacht wachte ich auf und fühlte mich ruhelos und unbehaglich. Es stimmte etwas auf den Wogen nicht. Die »Kon-Tiki« bewegte sich gewissermaßen ein wenig anders, als sie sonst unter solchen Verhaltnissen zu tun pflegte. Wir wurden eine Veränderung im Rhythmus der Stämme gewahr. Ich dachte sofort an den Rückprall von einer Küste, die sich näherte, und war ständig draußen auf Deck und oben im Mast. Es war nur Meer zu sehen, aber ein ruhiger nächtlicher Schlaf wurde es nicht. Die Zeit verging.



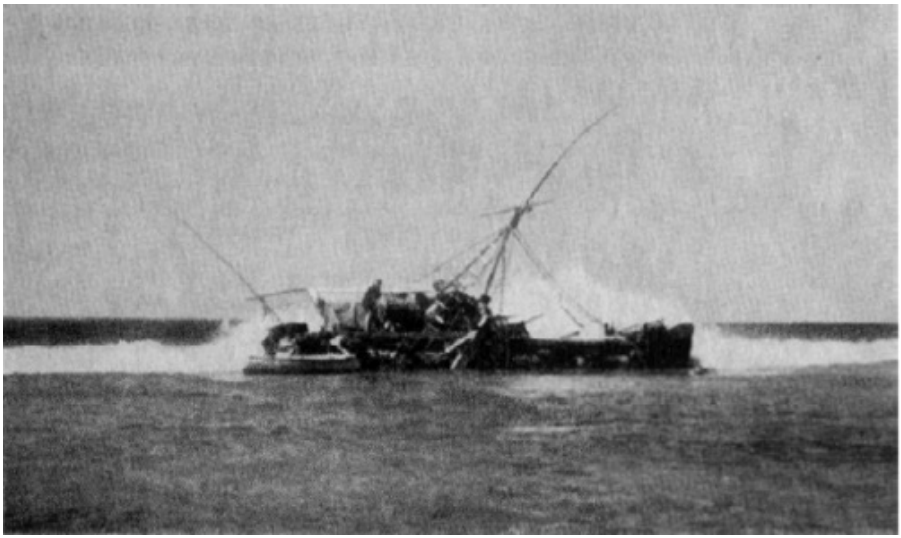
Die Vögel sind die ersten Boten Polynesiens, noch viele Tage, bevor wir Land sichten. Sehnsüchtig blicken wir ihnen nach.



Land in Sicht! Nach 93 Tagen auf offener See erblicken wir zum ersten Mal Land bei Puka-Puka. Aber Wind und Strömung treiben uns rasch vorbei, und die Insel verschwindet wieder am Horizont.



Die „Kon -Tiki" steuert aufs Land zu. Ein Inferno von Brechern sperrt den Weg ins Korallenriff. Fürchterlich mitgenommen, wird das Floß endlich von Wogen und Sog freigegeben und auf die Korallenklippen hinaufgeschleudert.



Auf dem Riff liegt die „Kon-Tiki" viele Tage lang, während die Wellen das Wrack ständig weiter den Strand hinaufschieben.

Bei Tagesgrauen, kurz vor sechs, kam Torstein von der Mastspitze heruntergefahren. In der Ferne konnte er eine ganze Reihe von kleinen Palmeninseln vor uns sehen. Als erstes warfen wir das Ruder nach Süden herum, soweit wir konnten. Was Torstein gesehen hatte, mußten die kleinen Koralleninseln sein, die, wie Perlen auf einer Schnur aufgefädelt, hinter dem Raroiariff liegen. Ein nordgehender Strom mußte uns wieder ergriffen haben.

Schlag halb acht waren kleine Palmeninseln in Reih und Glied entlang des ganzen westlichen Horizonts aufgetaucht. Auf die südlichste wies unser Bug, und von hier setzten sich Inseln und Palmenhaine über den ganzen Meeressaum auf Steuerbord fort, bis sie wie Punkte oben im Norden verschwanden. Die nächsten lagen vier bis fünf Seemeilen entfernt.

Ein einziger Überblick von der Mastspitze verriet, daß, sogar wenn der Bug gegen die unterste Insel in der Reihe zeigte, die Seitentrift so groß war, daß wir uns nicht in der Richtung des Buges vorwärts bewegten. Wir trieben schräg mitten auf das Riff zu. Mit straffen Senkkielen hätten wir noch Hoffnung gehabt, vorbeizusteuern, aber Haie folgten uns dicht auf den Fersen, so daß es unmöglich war, unter das Floß zu tauchen und die lockeren Senkkiele mit neuen Pardunen zu versteifen.

Wir sahen ein, daß wir nur mehr ein paar Stunden auf der »Kon-Tiki« übrig hatten. Die mußten verwendet werden, um uns auf unsere unvermeidliche Havarie am Korallenriff vorzubereiten. Jedermann bekam Anweisung, was er zu tun hatte, wenn der Augenblick da war,

jeder einzelne von uns wußte, wofür er verantwortlich war, so daß wir nicht herumfahren und uns auf die Zehen treten konnten, wenn der Zeitpunkt kam, in dem die Sekunden zählten. Die »Kon-Tiki« schaukelte im Wind, der uns langsam hinüberdrückte. Es war kein Zweifel, daß hier, wo die Wogen vom ohnmächtigen Schlag gegen die Ringmauern zurückprallten, ein höllisches Chaos auf uns wartete.

Wir lagen noch immer unter vollen Segeln, in der Hoffnung, dennoch vorbeisteuern zu können. Wie wir so langsam halbseitlich nähertrieben, sahen wir vom Mast, wie die ganze Perlenreihe durch ein teilweise überseeisches und teilweise unterseeisches Korallenriff zusammenhing. Wie vor einer Mole stand das Meer weißschäumend auf und sprang hoch gegen den Himmel empor. Das Ringriff von Raroia ist oval und hat einen Durchmesser von 40 Kilometer, die ganze Langseite wendet sich gegen das Meer im Osten, woher wir angeschaukelt kamen. Das Riff selbst, das sich von Horizont zu Horizont zieht, ist nur wenige hundert Meter breit, und dahinter liegen idyllische kleine Inseln in Reih und Glied um die stille Lagune in der Mitte.

Wir sahen mit gemischten Gefühlen, wie der blaue Pazifik rücksichtslos aufgerissen entlang unseres ganzen Gesichtsfeldes in die Luft zischte. Ich wußte, was wir da drinnen zu erwarten hatten. Ich hatte schon früher einmal die Tuamotugruppe besucht. Damals war ich sicher an Land gestanden und hatte den mächtigen Anblick im Osten bewundert, wo die Brandung des offenen Ozeans über das Riff hereinbrach. Nach und nach tauchten immer neue Riffe und Inseln auf, bis weit hinunter nach Süden. Wir mußten wohl mitten vor der Front der ganzen Korallenmauer liegen.

An Bord der »Kon-Tiki« stand alles im Zeichen des Aufbruchs. Was einigermaßen von Wert war, wurde in die Hütte hineingetragen und festgebunden. Dokumente und Papiere wurden in wasserdichte Hüllen verpackt, da hinein verschwanden auch Filme und alles andere, was ein Seebad nicht aushielt. Die ganze Bambushütte wurde mit Segeltuch bedeckt und besonders solide Taue wurden darüber festgezurrt. Da wir sahen, daß wir jenseits aller Hoffnung waren, öffneten wir das Bambusdeck mit Machetenmessern und zerhieben alles Tauwerk, das die Senkkiele hinunterhielt. Es war eine schwere und mühevolle Arbeit, diese Schwerter heraufzubekommen, denn alle waren dicht mit fetten Entenmuscheln besetzt. So reichte das Floß nicht tiefer als bis zum Boden der Baumstämme. Wir würden deshalb leichter über das Riff hineingeschoben werden. Ohne Senkkiel und mit gestrichenem Segel trieb das Floß ganz nach der Seite und war eine leichte Beute für Wind und Wellen.

Wir banden das längste Tau, das wir hatten, an unseren hausgemachten Anker und befestigten es am Fuß des Backbordmastes.

So mußte die »Kon-Tiki« mit dem Heck voran in die Brandungswellen hineintreiben, wenn man den Anker über Bord warf. Der Anker selbst bestand aus leeren Wasserkanistern, gefüllt mit gebrauchten Radiobatterien und einer Sammlung unseres schwersten Plunders. Außerdem streckte er kreuz und quer solide Pfähle aus Eisenholz vor.

Vorschrift Nummer eins, das A und O war: Halte dich am Floß fest! Was immer auch geschah, wir mußten uns an Bord anklammern und die neun großen Stämme den Anprall des Riffes aufnehmen lassen. Wir selbst hatten mehr als genug mit dem Wasserdruck zu tun. Über Bord springen bedeutete ein hilfloses Opfer der Brandung zu werden, die uns hinein und heraus über die scharfen Korallen schleudern würde. Das Gummifloß würde rasch in den steilen Wasserwänden umgeworfen werden, und schwer beladen mit uns, würde es auch am Riff in Fetzen zerrissen werden. Aber die Baumstämme würden früher oder später an Land hinaufgeschleudert - und wir mit ihnen, wenn es uns nur glückte, uns festzuklammern.

Zweitens bekamen alle Mann Anweisung, zum ersten Mal nach hundert Tagen Schuhe an die Füße zu ziehen; gleichzeitig auch die Schwimmwesten klarzumachen. Das letzte war trotz allem von geringerem Wert, denn würde einer über Bord geschleudert, würde er erdrückt und nicht ertränkt werden. Es war genügend Zeit, daß wir jeder unseren Paß zu uns steckten, ebenso das wenige, was wir an Dollars übrig hatten. Vorläufig war es nicht der Zeitmangel, der unsere Probleme schuf.

Es waren spannende Stunden, in denen wir so lagen und seitlich nach und nach auf das Riff zutrieben. An Bord herrschte auffallende Ruhe. Ja, stumm und wortkarg krochen wir alle ein und aus zwischen Hütte und Bambusdeck und erledigten unsere Angelegenheiten. Die ernsten Gesichter zeigten, daß keiner im Zweifel war, was wir zu erwarten hatten. Und der Mangel an Nervosität bewies, daß alle im Lauf der Ereignisse ein unwandelbares Vertrauen zum Floß bekommen hatten. Es hatte das Meer überstanden, es würde ihm wohl auch gelingen, uns lebend an Land zu bringen.

Im Inneren der Hütte war ein einziges Chaos von Proviantkartons und festgezurrter Last. Torstein hatte halbwegs in seinem Radiowinkel Platz behalten, wo er den Kurzwellensender glücklich in Gang gesetzt hatte. Wir waren jetzt 8000 Kilometer von unserer alten Basis in Callao, wo die Seekriegsschule ständig Verbindung mit uns aufrechterhielt, und noch weiter waren wir von den Amateuren in den Vereinigten Staaten entfernt. Der Zufall wollte aber, daß wir am Tag vorher Verbindung mit einem tüchtigen Radioamateur bekommen hatten, der mit seiner Station auf Rarotonga in den Cookinseln saß. Mit ihm hatten die Funker ganz im Gegensatz zu aller gewöhnlichen Praxis eine Sonderverbindung im Morgengrauen verabredet. Und

während wir nun näher und näher herein gegen das Riff trieben, saß Torstein unverdrossen und hämmerte auf seine Taste, um Rarotonga zu rufen.

Um 8.15 Uhr steht im »Kon-Tiki« Logbuch:

»Wir nähern uns langsam dem Land. Wir können jetzt mit bloßem Auge die einzelnen Palmen vor uns auf der Steuerbordseite unterscheiden.«

8.45 Uhr:

»Der Wind hat sich in eine für uns noch ungünstigere Richtung gedreht, wir haben keine Hoffnung mehr, vorbeizutreiben. Keine Nervosität an Bord, aber fieberhafte Vorbereitungen auf Deck. Innen am Riff vor uns liegt etwas, was aussieht wie das Wrack eines Segelkutters, aber vielleicht ist es nur ein Bündel Treibholz.«

9.45 Uhr:

»Der Wind treibt uns gerade auf die vorletzte Insel, die wir hinter dem Riff sehen. Wir können jetzt deutlich das ganze Korallenriff unterscheiden. Wie eine weiß und rot gesprenkelte Ringmauer ragt es etwas aus dem Wasser wie ein Gürtel um die Inseln. Das ganze Riff entlang brüllen schaumweiße Brandungswellen. Bengt serviert uns eben eine kräftige warme Mahlzeit, die letzte vor dem großen Turnier. Was da drinnen am Riff liegt, ist ein Wrack. Wir sind jetzt so nahe, daß wir quer über die ganze blanke Lagune hinter dem Riff sehen können. So können wir die Konturen von anderen Inseln auf der anderen Seite der Lagune unterscheiden.«

Jetzt näherte sich das dumpfe Dröhnen der Brandung wieder. Es kam von dem ganzen Riff vor uns und lag in der Luft wie aufwühlende Trommelwirbel vor dem spannenden Finale der »Kon-Tiki«.

9.50 Uhr:

»Wir sind sehr nahe. Treiben quer zum Riff. Nur noch wenige hundert Meter. Torstein sitzt soeben und unterhält sich mit dem Mann auf Rarotonga. Alles ist klar. Muß jetzt das Logbuch fortpacken. Wir sind alle guten Muts. Es sieht übel aus, aber es muß gehen!«

Einige wenige Minuten später raste der Anker über Bord und faßte Boden, so daß die »Kon-Tiki« herumschwenkte und den Achtersteven der Brandung zuwendete. Dies hielt uns einige kostbare Minuten, in denen Torstein wie rasend auf die Taste hämmerte. Jetzt hatte er Rarotonga. Die Brandung donnerte in der Luft, und die See ging wütend auf und nieder. Alle Mann waren auf Deck in Bewegung, und jetzt bekam Torstein seine Meldung durch. Er meldete, daß wir gegen das Raroiariff trieben. Er bat Rarotonga, auf derselben Frequenz jede volle Stunde zu horchen. Blieben wir mehr als 36 Stunden stumm, sollte man die norwegische Gesandtschaft in Washington verständigen. Torsteins letzte Worte waren: »O. K. 50 yards left. Here we go. Good bye.« Damit schloß er seinen Laden. Knut versiegelte die

Papiere, und beide krochen in höchster Eile heraus auf Deck zu uns anderen, denn jetzt war keine Täuschung mehr möglich, der Anker gab nach.

Die Wellen wurden wilder und wilder, immer tiefer höhlten sich die Täler, wir fühlten, wie das Floß sich auf- und niederschwang, auf und nieder, höher und höher.

Von neuem lautete die Devise: Halte dich fest, vergiß alle Ladung, halte dich bloß fest!

Wir waren jetzt dem Wasserfall vor uns so nahe, daß wir nicht mehr das gleichmäßige Getöse von dem ganzen Riff daneben hörten. Wir vernahmen nur jedesmal das Dröhnen, wenn sich die Brandung vor uns überschlug.

Alle Mann standen bereit und klammerten sich fest an das Tau, das sie selbst für das sicherste hielten. Nur Erich kroch im letzten Augenblick in die Hütte. Es stand ein Punkt im Programm, den er noch nicht erledigt hatte - er hatte bisher seine Schuhe noch nicht gefunden!

Achteraus stand keiner, denn von hier würde der Stoß des Riffs kommen. Auch die zwei soliden Stagen von der Mastspitze nach dem Heck waren nicht sicher. Denn wenn der Mast fiel, würden sie außenbords über das Riff hängen. Hermann, Bengt und Torstein waren auf einige Kisten gekrochen, die vor der Hüttenwand festgezurrt waren, Hermann hängte sich in die Pardunen des Hüttendaches, und die beiden anderen ergriffen die Taue zur Mastspitze, an denen sonst das Segel gehißt wurde. Knut und ich wählten die Taue vom Bug hinauf in die Mastspitze, denn wenn der Mast und die Hütte und alles andere über Bord brachen, so meinten wir, daß das Tau vom Bug trotzdem über dem Floß liegen würde, nachdem die Wellen jetzt von vorne hereinschlugen.

Da es uns klar wurde, daß uns die Wellen ergriffen hatten, wurde das Ankertau gekappt, und damit ging es los. Eine See wälzte sich unter uns in die Höhe, und wir fühlten, wie sich die »Kon-Tiki« in die Luft hob. Der große Augenblick war da. Jetzt ritten wir mit den Wellenrücken hinein in rasender Fahrt, so daß es knackte und schrie in dem schlottrigen Fahrzeug. Wir fühlten, wie es sich unter uns verschob und bewegte. Die Spannung ließ das Blut kochen. Ich erinnere mich, daß ich mangels eines anderen Einfalls mit den Armen um mich schlug und mit aller Kraft meiner Lungen Hurra! brüllte. Das gab mir eine gewisse Erleichterung und konnte jedenfalls nicht schaden. Die anderen glaubten sicher, daß ich verückt geworden war, aber die Gesichter erhellten sich, und sie lachten in ihrer Erregung, alle Mann. Jetzt ging es brausend dahin, es war »Kon-Tikis« Feuertaufe, es würde und mußte gut gehen.

Aber der helle Siegesrausch bekam bald einen Dämpfer. Hinter

uns erhob sich hoch eine neue See wie eine glänzende grüne Glaswand, und als wir herabsanken, wälzte sie sich hinter uns her. Im selben Augenblick sah ich sie hoch über mir, als ich schon einen furchtbaren Schlag spürte und in den Wassermassen verschwand. Ich fühlte den Zug im ganzen Körper mit einer so ungeheuerlichen Kraft, daß ich jeden einzelnen Muskel im Körper anspannen mußte und nur an eines denken konnte: Festhalten! Ich glaube, Arme und Beine können in einer solchen Situation, wenn das Resultat so sicher ist, selbständig werden, denn das Hirn hätte sich dazu verstanden, die Taue fahrenzulassen. Auf einmal spürte ich, daß der Wasserberg vorbeitrieb und seinen teuflischen Griff um den Körper lockerte. Während der Kamm mit ohrenbetäubendem Brausen und Krachen weiterraste, sah ich Knut wieder, zusammengerollt wie einen Ball, an meiner Seite hängen. Von hinten sah die große See fast flach und grau aus. Sie raste über den Dachfirst. Als sie ihn freigab, hingen hier die drei anderen gegen den Hüttengiebel gepreßt.

Noch schwammen wir frei in den Wellen.

In höchster Eile klammerte ich mich wieder fest, Arme und Beine um das solide Tau geschlungen. Knut ließ sich hinuntergleiten. Mit einem Tigersprung war er drüben auf den Kisten bei den anderen, wo die Hütte den Stoß auffing. Ich hörte beruhigende Ausrufe von drüben, sah aber gleichzeitig, wie eine neue grüne Wand sich emporhob und donnernd auf uns zukam. Ich schrie einen Warnungsruf und hängte mich wieder so klein und fest wie möglich in mein Tau. Und plötzlich war die Hölle wieder über uns losgebrochen, und die ganze »Kon-Tiki« verschwand unter den Wassermassen. Das Meer riß und zog mit aller Kraft, die es gegen einen kleinen Menschenkörper aufbieten konnte. Diese zweite See jagte über uns hinweg und noch eine dritte. Da hörte ich einen triumphierenden Ruf von Knut, der jetzt in der Strickleiter hing:

»Schaut euch das Floß an, es hält! Es hält!«

Nach drei Wellen waren nur der Doppelmast und die Hütte ein wenig schiefgeschlagen worden. Aufs neue fühlten wir den Triumph über die Elemente. Und der Siegesrausch verlieh uns neue Kräfte.

Da sah ich die nächste Woge donnernd heraufkommen, höher als alle, und ich brüllte aufs neue eine Warnung zurück zu den anderen, während ich, so hoch ich konnte, das Tau heraufkletterte und mich festkrallte. Da verschwand ich bereits mitten in der grünen Wasserwand, die sich hoch über uns auftürmte. Die anderen, die weiter rückwärts standen und mich als ersten verschwinden sahen, veranschlagten die Wasserwand mit acht Meter Höhe, während der schäumende Kamm fünf Meter über dem Teil der Wand passierte, von dem ich verschluckt wurde. Da aber erreichte die Wogenwand sie, und alle hatten nur mehr den Gedanken: Halten! Halten! Und noch mal

halten!

Diesmal müssen wir wohl gegen das Riff gestoßen sein. Selbst spürte ich bloß den Druck gegen das Tau, das ausschwang und schwach den Stößen nachgab. Aber ob die Schläge von oben oder unten kamen, merkte ich nicht, da ich ja hing.

Das Ganze dauerte Sekunden, aber es forderte mehr Kraft, als wir gewöhnlich im Körper haben. Es gibt noch andere Kräfte in der Menschenmaschinerie als die Muskeln allein. Ich beschloß, sollte ich sterben, so wollte ich in dieser Stellung sterben, wie ein Knoten im Tau. Jetzt donnerte die See weiter, darüber vorbei. Als sie brüllend passierte, enthüllte sie einen schlimmen Anblick. Wie mit einem Zauberschlag war die ganze »Kon-Tiki« verändert. Das Fahrzeug, das wir wochen- und monatelang auf See kannten, bestand nicht mehr. In Sekunden war unsere gemütliche Welt zu einem Wrack zerschlagen.

Ich sah einen einzigen Menschen an Bord außer mir. Er lag flach mitten auf das Hüttendach gepreßt, Gesicht und Arme zur Seite gestreckt. Die Hütte selbst war wie ein Kartenhaus nach rückwärts und Steuerbord zusammengedrückt. Das reglose Geschöpf war Hermann. Sonst war kein Zeichen eines anderen Lebens zu entdecken, als die Wassermassen über das Riff hinein weiter donnerten. Der eisenharte Mast auf der Steuerbordseite war wie ein Zündholz geknickt, im Sturz hatten die oberste Spitze das Hüttendach durchschlagen, so daß der Mast mit allem Tauwerk schräg nach Steuerbord über das Riff hing. Am Heck war der Steuerbock verdreht und der Querbalken gebrochen, das Steuerruder war Kleinholz geworden. Die soliden Kieferplanken am Bug waren wie Zigarrenbrettchen zerschlagen, und das ganze Deck war aufgerissen. Der Druck hatte es wie nasses Papier gegen die Vorderwand der Hütte geklatscht samt Kisten, Kannen, Segeltuch und anderer Last. Bambussprossen und Tauenden standen überall heraus: der Gesamteindruck war ein vollständiges Chaos.

Ich spürte einen eisigen Schreck durch den ganzen Körper. Was half es, wenn ich allein festhing. Wenn ich einen einzigen Mann hier im Endspurt verlor, war der ganze Erfolg in Frage gestellt. Und vorläufig war überhaupt nur ein einziger nach dem letzten Wogenanprall zu sehen. Aber im selben Augenblick tauchte Torsteins zusammengekrümmte Gestalt neben der Seite des Floßes auf. Es glückte ihm, an Bord zu kommen, und er kroch hinauf auf den Wirrwarr vor der Hütte. Hermann drehte jetzt auch den Kopf und preßte ein aufmunterndes Grinsen hervor, ohne sich zu rühren. Ich brüllte eine Frage nach den anderen und hörte Bengts ruhige Stimme antworten, es seien noch alle an Bord. Sie lagen ins Tauwerk geklammert hinter der Barrikade, die das zähe Flechtwerk des Bambusdecks aufgebaut hatte.

All das geschah im Laufe von Sekunden, während die »Kon-Tiki«

mit dem Rücksog auf dem Weg aus dem Hexenkessel war. Da wälzte sich eine neue See herein. Zum letztenmal brüllte ich »Festhalten!« mit aller Kraft meiner Lungen ins Tosen, und das war auch alles, was ich selbst tat. Wieder klammerte ich mich fest und verschwand in den Wassermassen, die in endlosen zwei bis drei Sekunden darüber- und vorbeirasten. Das war genug für mich. Ich sah, daß das Ende der Stämme gegen eine jähe Stufe im Korallenriff prallte, ohne darüberzukommen. Plötzlich wurden wir wieder hinausgezogen. Ich sah auch die zwei, die über den Hüttenfirst ausgestreckt lagen, aber das Lachen war ihnen vergangen. Hinter dem Bambuschaos hörte ich eine ruhige Stimme:

»Es geht nicht.«

Und ich spürte dieselbe Mutlosigkeit selbst. Da sich die Mastspitze weiter und weiter über Steuerbord neigte, hing ich selbst an meiner schlaffen Leine außerhalb des Floßes. Und die nächste See kam. Als sie vorüber war, war ich todmüde und dachte nur mehr daran, hinauf auf die Stämme zu kommen und hinter der Barrikade zu liegen. Als das Wasser ablief, sah ich zum ersten Mal das holprige, rote Riff entblößt unter uns und entdeckte Torstein, der gebückt auf den glänzenden roten Korallen stand und ein Tauende vom Mast festhielt. Knut stand achtern auf dem Sprung. Ich brüllte, daß wir uns auf den Stämmen halten müßten, und Torstein, der vom Wasserdruck über Bord gespült worden war, schwang sich wie eine Katze wieder hinauf.

Zwei oder drei Wellen wälzten sich mit abnehmender Kraft über uns weg, dessen, was dabei geschah, erinnere ich mich nicht, außer daß das Wasser vorbeibrauste und ich selbst tiefer und tiefer herunterkam zu dem roten Riff, auf das wir geschoben wurden. Jetzt erreichten uns nur mehr Schaumflocken, und ich arbeitete mich auf das Floß, wo wir alle auf dem Weg zum Achterende der Stämme waren, die sich am weitesten hinaufgeschoben hatten.

Im selben Augenblick setzte Knut an und sprang mit der Leine, die am Achterdeck bereitlag, hinaus auf festen Boden. Während sich das Wasser zurückzog, watete er im Galopp dreißig Meter landeinwärts und stand sicher am Ende des Taus, als die nächste See auf ihn zuschäumte, aber verhielt und von dem flachen Riff wie ein breiter Strom zurückrann.

Jetzt kam Erich aus der zusammengesunkenen Hütte herausgekrochen, seine Schuhe an den Füßen. Hätten wir es alle so gemacht wie er, wären wir billig davongekommen. Da nämlich die Hütte doch nicht über Bord ging, sondern sich ruhig unter dem Segeltuch niederlegte, lag Erich in aller Gemütsruhe zwischen der Last und hörte die Hölle über uns hereinbrechen, während die eingesunkenen Bambuswände sich niederbogen. Bengt hatte durch den stürzenden Mast eine leichte Gehirnerschütterung erlitten, aber es

war ihm geglückt, neben Erich unter die zusammengefallene Hütte hineinzukriechen. Hier hätten wir alle Mann liegen können, hätten wir geahnt, daß Bambusflechtwerk, Taue und Balsastämme auch unter dem Wasserdruck so untrennbar zusammenhingen.

Erich stand jetzt klar achtern auf den Stämmen, und als die See hinauslief, sprang auch er hinauf aufs Riff. Das nächste Mal war es Hermann, der bereitstand, und dann Bengt. Jedesmal schob sich das Floß ein Stück weiter hinauf, und als die Reihe an Torstein und mich kam, lag das Floß bereits so weit innen am Riff, daß kein Grund mehr war, es zu verlassen. Wir begannen alle Mann mit der Bergung.

Es waren jetzt zwanzig Meter hinter uns zu der teuflischen Treppenstufe am Riff, wo sich die Brandungswellen in Reih und Glied heranwälzten. Die Korallentiere hatten dafür gesorgt, das Ringriff so hoch zu bauen, daß es nur den obersten Zungen der Brandung gelang, einen frischen Strom mit Seewasser in die fischreiche Lagune hineinzuschicken. Hier drinnen war die Zauberwelt der Korallen, sie entfalteten sich hier in abenteuerlichen Formen und Farben.

Weit drinnen am Riff fanden die anderen das Gummifloß wieder, das hier voller Wasser dahintrieb. Sie leerten es aus und zogen es ans Wrack zurück. Hier beluden wir es mit der wichtigsten Ausrüstung, vor allem mit dem Radio, dem Proviant und den Wasserflaschen. So zogen wir es hinein auf die Innenseite des Riffs und stapelten alles auf der Spitze eines gewaltigen Korallenblocks, der sich hier wie ein großer Meteorstein ausnahm. Wir konnten nie wissen, auf was das Meer verfiel, wenn die Flut einsetzte.

In dem seichten Wasser drinnen auf den Felsen sahen wir etwas Blankes in der Sonne glänzen. Als wir hinwateten, um es aufzunehmen, sahen wir zu unserem Erstaunen, daß es zwei leere Konservenbüchsen waren. Wir hatten nicht erwartet, akkurat das hier zu finden, und waren noch mehr überrascht, als wir sahen, daß die winzigen Büchsen ganz blank und frisch geöffnet und mit »Ananas« gestempelt waren. Übrigens mit derselben Schrift wie auf den neuen Feldrationen, die wir selbst für den Quartiermeister ausprobieren sollten. Es waren zwei von unseren eigenen Ananasbüchsen, die wir bei unserer letzten Mahlzeit auf der »Kon-Tiki« über Bord geworfen hatten. Zwischen unseren Landungen war nicht viel Zwischenraum gewesen.

Es waren scharfe und bizarre Korallenblöcke, auf denen wir uns befanden, und auf dem unebenen Boden wateten wir bald bis zu den Knöcheln, bald bis zur Brust im Wasser, je nachdem sich Rinnen und ganze Stromtäler hindurchzogen. Algen und Seerosen und Korallen bewirkten, daß das ganze Riff aussah wie ein Steinbeet mit Moosen, Kakteen und versteinerten Gewächsen in Rot, Grün, Gelb und Weiß. Es gab keine Farbe, die nicht vertreten gewesen wäre, sei es in

Korallen oder Algen oder in den Muscheln und Seewalzen oder gar in den phantastischen Fischen, die überall an uns vorbeischössen. In den tieferen Rinnen kamen kleine Haie, nur vier Fuß lang, in dem kristallklaren Wasser vorsichtig an uns heran, aber wenn wir nur mit der Hand ins Wasser schlugen, machten sie eine Kehrtwendung und hielten sich auf Abstand.

Wo wir havariert waren, hatten wir nur Wasserlachen und Korallenfelsen um uns, weiter drinnen lag die ruhige, blaue Lagune. Die Ebbe strömte heraus, und wir sahen, wie immer mehr Korallen um uns auftauchten, die Brandungswellen, die ununterbrochen an das Riff donnerten, lagen plötzlich um eine Etage tiefer. Was hier geschehen würde, wenn das Meer wieder begann hereinzuströmen, war ungewiß. Wir mußten von hier weg.

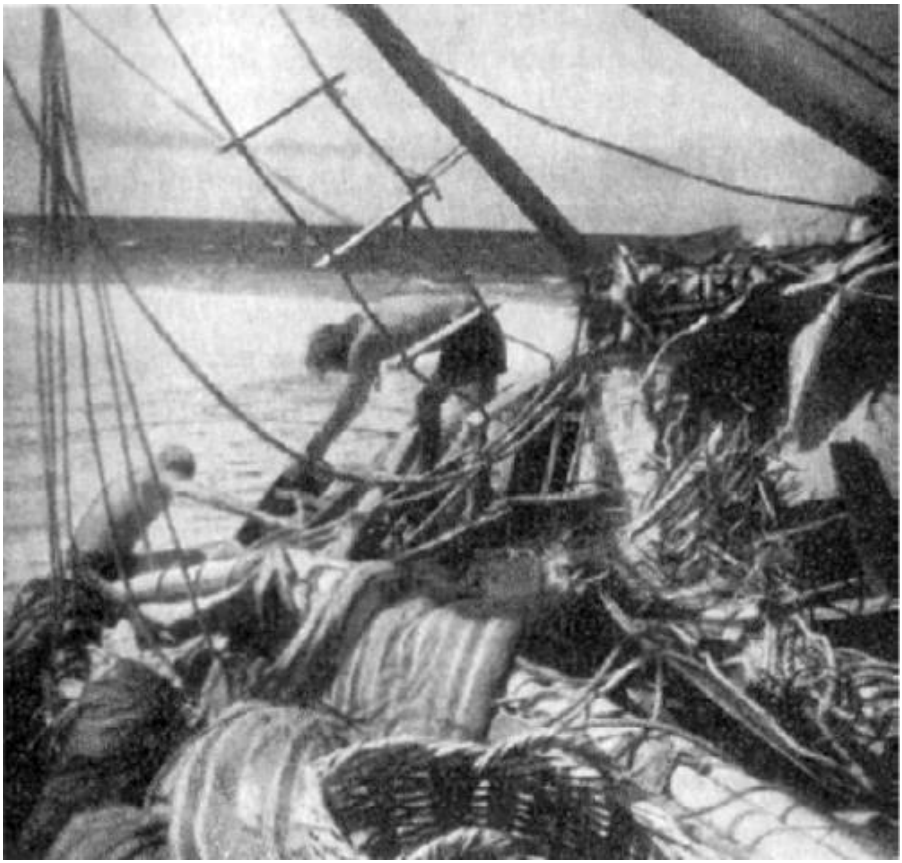
Das Riff zog sich wie eine halb unterseeische Burgmauer nach Norden und Süden. Ganz drunten im Süden lag eine langgestreckte Insel, dicht bewachsen mit Palmenwald, und knapp oberhalb von uns im Norden, nur sechs- bis siebenhundert Meter entfernt, lag eine ganz winzige Palmeninsel. Sie lag an der Innenseite des Riffs und streckte ihre Kronen gegen Himmel, während sie einen schneeweißen Sandstrand hinaus in die stille Lagune sandte. Die ganze Insel sah aus wie ein strotzender grüner Blumenkorb, vielleicht auch wie ein kleines Stück konzentriertes Paradies. Sie wählten wir.

Hermann stand an meiner Seite und strahlte wie die Sonne über sein ganzes bärtiges Antlitz. Er sagte nicht ein Wort, streckte mir bloß die Hand entgegen und lachte glücklich. Die »Kon-Tiki« lag ganz draußen am Riff, der Schaum sprühte immer noch über sie weg. Sie war ein Wrack, aber ein würdiges Wrack. Alles über Deck war zerschmettert, aber die neun Balsastämme aus dem Quevedowald in Ecuador waren unversehrt wie zuvor. Sie hatten unser Leben gerettet. Das hatte ein wenig von der Last zerstört, aber nichts, was wir in der Hütte verstaut hatten. Wir selbst hatten das Floß von allem, was wirklichen Wert besaß, entblößt Das lag nun wohl verwahrt auf der Spitze des sonnenverbrannten Riesensteins innen am Riff.

Während ich von Bord sprang, gingen mir die Lotsenfische, die sonst vorm Bug marschierten, regelrecht ab. Nun lagen die dicken Balsastämme auf dem nackten Riff in einem halben Fuß Wasser, und braune Seewalzen bewegten sich unter dem Bug. Die Lotsenfische waren fort, die Dolfine waren fort. Nur unbekannte, platte Fische mit Pfauenmuster und Schleierschwänzen schwammen neugierig aus und ein zwischen den Stämmen. Wir hatten eine neue Welt erreicht Johannes war aus seinem Loch verschwunden. Er hat hier wohl einen anderen Unterschlupf gefunden.

Ich warf einen letzten Blick über das Wrack Da stach mir ein kleines Palmenbaby in einem flachgedruckten Korb in die Augen.

Anderthalb Fuß erhob es sich schon aus dem Auge einer Kokosnuß, und zwei Wurzeln streckte es nach unten. Mit der Nuß in der Hand watete ich hinüber zur Insel. Ein Stück vor mir sah ich Knut, der glücklich an Land platschte, ein Modell des Floßes unter dem Arm, das er mühsam unterwegs verfertigt hatte Bald passierten wir Bengt, der ein wunderbarer Steward war. Mit einer Beule auf dem Kopf und das Seewasser aus dem Bart triefend, marschierte er gebückt und schob eine Kiste vor sich her, die ihm jedesmal davontanzte, wenn die Brandung draußen einen Strom in die Lagune hineinschickte. Er öffnete stolz den Deckel. Es war die Küchenkiste, und drinnen waren der Primus und der Kochtopf, beide wohlerhalten.



Bergungsarbeit am Wrack. Nach der Umarmung des Meeres ist alles an Bord wie mit einem Zauberschlag verändert. Der Mast ist geknickt, die Hütte zerschlagen, unsere Sachen durcheinandergewirbelt. Verschont ist nur geblieben, was achtern geborgen war, als das Meer über das Floß hereinbrach.

Eine unbewohnte Palmeninsel liegt im Schütze des Korallenriffs inmitten der Lagune. Sie wird zu unserer ersten Heimstatt jenseits des Ozeans. Niemals werden wir das Gefühl vergessen, das uns ergriff, als wir unsere Füße nach hundertein Tagen Floßfahrt auf warmen, trockenen Sand setzten.

Unser Gummiboot haben wir weit innerhalb des Riffs wiedergefunden. Mit ihm kann fast alles Wertvolle geborgen werden.

Ich werde niemals die Waterei vom Riff zu der paradiesischen Palmeninsel vergessen, die uns entgegenwuchs. Als ich den sonnenhellen Sandstrand erreichte, riß ich die Schuhe ab und bohrte

die nassen Zehen in den warmen, trockenen Sand. Es war, als bereite mir jede Spur, die sich in dem unberührten Sandstrand hinauf bis zu den Palmenstämmen abzeichnete, eine tiefe innige Freude. Bald schlossen sich die Palmenkronen über mir. Ich setzte meinen Weg fort bis in die Mitte der winzigen Insel. Grüne Kokosnüsse hingen unter den Palmenkronen. Einige üppige Busche waren dicht überzogen mit schneeweißen Blüten, die so süß und berückend dufteten, daß ich mich fast schwindeln fühlte. Drinnen auf der Insel umsegelten ganz zahme Seeschwalben meine Schultern. Sie waren so leicht und weiß wie Nebelstreifen. Kleine Vierfüßler flüchteten vor unseren Fußen. Aber die wichtigsten Einwohner der Insel waren dicke, blutrote Einsiedlerkrebse, die überall herumpolterten, gestohlene Schneckenhauser, groß wie ein Ei, über den bloßen Hinterkörper gezogen.

Ich war überwältigt. Ich sank auf die Knie und bohrte die Finger tief in den trockenen, warmen Sand.

Die Reise war vorüber, wir alle waren am Leben. Wir waren auf einer unbewohnten kleinen Südseeinsel gestrandet, und auf was für einer Insel! Torstein kam, schleuderte einen Sack von der Schulter, warf sich platt auf den Rücken und sah hinauf nach den Palmenkronen und den daunenleichten weißen Vögeln, die lautlos vor unserer Nase kreisten Bald waren wir alle sechs beieinander Hermann, der ewig Energische, kletterte auf eine kleine Palme und riß ein Büschel dicker, grüner Kokosnüsse herunter. Mit Machetenmessern schlugen wir die weiche Spitze ab wie bei einem Ei. So schlürften wir den frischesten und herrlichsten Labetrank der Welt, süße, kalte Milch einer kernlosen Kokosart. Außerhalb des Riffs erklangen die monotonen Trommelwirbel der Wachtposten vor unserem Paradies.

»Das Fegefeuer war eine nasse Sache«, sagte Bengt, »aber das Himmelreich ist genauso, wie ich es mir vorgestellt habe «

Wir streckten uns behaglich auf dem Rücken aus und blinzelten vergnügt zu den weißen Passatwolken hinauf, die da oben über den Palmenkronen vorbei nach Westen trieben. Jetzt mußten wir ihnen nicht mehr hilflos weiterfolgen, jetzt waren wir auf einer unbeweglichen und landfesten Insel im richtigen Polynesien.

Und wahrend wir so lagen und ausruhten, raste der Brandungsexpreß vor und zurück, vor und zurück, den Horizont entlang.

Bengt hatte recht, das war das Himmelreich.

8. Unter Polynesiern

Eine Robinsonade. Angst vor der Rettungsexpedition. »»Alles in Ordnung, Kon-Tiki.« Sonstige Wracks. Unbewohnte Inseln. Im Kampf mit Meeraalen. Eingeborene finden uns. Häuptlingsbesuch. »»Kon-Tiki« wird wiedererkannt. Hochwasser. Ein Schiff fährt über Land. Vier auf der Insel. Eingeborene holen uns. Empfang im Dorf. Vorväter von Sonnenaufgang. Hula-Fest. Medizinmänner durch den Äther. Wir bekommen Königsnamen. Weitere Schiffbrüchige. »»Tamara« rettet »»Maoae«. Nach Tahiti. Wiedersehen am Kai. Ein königlicher Aufenthalt. Sechs Kränze.

Unsere kleine Insel war unbewohnt. Rasch war man mit allen Palmengruppen und Strandufern bekannt, denn die Insel hatte kaum zweihundert Meter Durchmesser. Der höchste Punkt lag weniger als zwei Meter über der Lagune.

Über unseren Köpfen in den Palmenkronen hingen große Büschel der grünen Kokoshülsen, die die Schalen mit kalter Kokosmilch vor der Tropensonne schützen. So konnten wir in den ersten Wochen kaum Durst leiden. Außerdem waren reife Kokosnüsse da, ein Gewimmel von Einsiedlerkrebsen und verschiedene Fischarten in der Lagune. Also: hier sollten wir es gut haben.

Auf der Nordseite der Insel fanden wir Reste eines alten, unbemalten Holzkreuzes, das halb im Korallensand vergraben lag. Hier gab es gute Aussicht nach Norden über das Riff bis zu den kahlen Rippen des Wracks, das uns schon aufgefallen war, als wir unserem eigenen Schiffbruch entgegentrieben.

Noch weiter oben im Norden blaute durch die Palmenbüschel der Schatten einer anderen kleinen Insel. Die dichtbewachsene Insel im Süden lag viel näher. Auch auf ihr sahen wir kein Zeichen von Leben, aber vorläufig hatten wir anderes zu denken.

Robinson Hesselberg kam hinkend daher, bekleidet mit einem gewaltigen Strohhut und vollbeladen mit krabbelnden Einsiedlerkrebsen. Knut bekam Feuer an ein paar Knorren, und bald hatten wir ein Krebsgericht und Kokossaft mit Kakao zum Dessert.

»Na, wie fühlt ihr euch an Land, Jungens?« fragte Knut zufrieden.

Er hatte ja auf dieser Reise dasselbe schon einmal erlebt. Gleichzeitig setzte er »Seebeine« und schüttete damit Bengt einen halben Topf mit kochendheißem Wasser über die Füße. Es schaukelte wohl für jeden von uns am ersten Tag an Land nach hundertein Tagen an Bord des Floßes. Wir schwankten so zwischen den Palmenstämmen, daß es eine Art hatte, weil wir die Füße setzten, um eine See zu parieren, die nicht kam.

Als Bengt jedem von uns Teller und Besteck überreichte, machte

Erich große Augen. Ich erinnere mich, daß ich mich über die Floßkante gebeugt und wie gewöhnlich nach der letzten Mahlzeit an Bord abgewaschen hatte. Erich dagegen hatte prüfend aufs Riff gesehen und seine Sachen ungewaschen zur Seite gelegt mit der Bemerkung: »Ich glaube, heut kann ich mir das Abwaschen ersparen.« Als er aber sein Eßzeug in der Küchenkiste wiederfand, war es so rein wie das meine.

Nach der Mahlzeit und einer guten Strecke in der Horizontalen gingen wir daran, die patschnasse Radioausrüstung zusammenzusuchen. Hier galt es für Torstein und Knut, in höchster Eile wieder in den Äther zu kommen, bevor der Mann auf Rarotonga seine Meldung über unser bedauerliches Ende aussendete.

Das meiste der Radioausrüstung war bereits wohlgeborgen an Land. Unter dem, was beim Riff trieb, fand Bengt eine Kiste, in die er seine Klauen schlug. Er sprang hoch in die Luft vor elektrischen Schlägen, es war kein Zweifel möglich, daß der Inhalt der Radioabteilung angehörte. Und während die Telegraphisten auseinanderschraubten, herumkoppelten, wieder zusammensetzten, gingen wir anderen daran, unser Lager aufzuschlagen.

Draußen beim Wrack fanden wir das schwere, klitschnasse Segel und schleppten es an Land. Wir spannten es zwischen zwei großen Palmen auf einer kleinen Lichtung gegen die Lagune auf und verspreizten es mit Bambuspfählen, die vom Wrack hereingetrieben kamen. Eine dichte Hecke aus wilden Blütenbüschen drückte das Segel zusammen, so daß wir ein Dach und drei Wände bekamen, dazu noch freie Aussicht auf die blanke Lagune. Die Nasenlöcher füllten sich mit einschmeichelndem Blumenduft. Hier war es gut sein. Wir fühlten uns alle Mann hier richtig behaglich, jeder richtete sich seine Koje aus frischen Palmenblättern und suchte die losen Korallenäste zusammen, die unangenehm aus dem Sand hervorstachen. Vor Einbruch der Nacht hatten wir eine umfangreiche, bequeme Behausung. Über unseren Köpfen sahen wir das große, bärtige Antlitz des guten alten Kon-Tiki. Er wölbte nicht mehr seine Brust vor dem Ostwind, er lag jetzt unbeweglich auf dem Rücken und spähte hinauf zu den Sternen, die blinkend über Polynesien aufzogen.

Rund um uns in den Büschen tropften Flaggen und Schlafsäcke, und patschnasse Besitztümer lagen zum Trocknen im Sand. Noch einen Tag auf dieser Sonnenscheininsel - dann würde alles wieder in Ordnung sein. Selbst die Radioleute mußten es für heute aufgeben, bis die Sonne Gelegenheit bekam, am nächsten Tag die Innereien der Apparate zu trocknen. Wir zogen die Schlafsäcke von den Bäumen und krochen hinein. Dabei wetteten wir, wer eigentlich am wenigsten Wasser im Sack hätte. Bengt gewann, denn es gluckste nicht, wenn er sich umdrehte.

Lieber Himmel, wie gut war es, nur schlafen zu können.

Als wir am nächsten Morgen im Sonnenschein erwachten, wölbte sich das Segel auf uns herab und stand gestrichen voll kristallklarem Regenwasser. Bengt nahm diesen Reichtum wahr und lief hierauf zur Lagune hinunter, wo er wunderliche Frühstücksfische an Land zog, die er in Kanäle im Sand hineingelockt hatte.

In dieser Nacht hatte Hermann Schmerzen im Nacken und Rücken bekommen, da, wo er sich vor dem Start von Lima verletzt hatte. Ebenso bekam Erich seinen alten Hexenschuß wieder. Sonst war es bei der Fahrt über das Riff verblüffend billig mit Schrammen und kleinen Wunden abgegangen. Nur Bengt hatte einen Hieb über den Schädel bekommen, als der Mast stürzte, und eine leichte Gehirnerschütterung davongetragen. Ich selbst sah höchst bedenklich aus, Arme und Beine blauschwarz gequetscht von dem Druck gegen das Tau.

Aber keiner von uns war in einer so schlimmen Verfassung, daß uns nicht die leuchtend klare Lagune zu einer frischen Schwimmtour vor dem Essen gelockt hätte. Es war eine gewaltige Lagune. Draußen war sie gekräuselt und blau vom Passat. Sie war so breit, daß wir nur schattenhaft die Wipfel einer Reihe ferner Palmeninseln sehen konnten, die anzeigten, wo das Ringriff sich auf der anderen Seite schloß. Aber hier drinnen, im Schutz der Insel, rauschte der Passat friedlich in den gefiederten Palmenkronen und ließ sie wiegen und wehen. Darunter lag spiegelblank die atmende Lagune. Das Salzwasser war so rein und klar, daß man von Korallen und farbenfrohen Fischen bei drei Meter Tiefe glauben konnte, sie lägen ganz flach an der Oberfläche, und wir würden uns beim Schwimmen die Zehen aufreißen. Es war eine Abenteuerwelt, die lockte, sich hineinzustürzen. Das Wasser war gerade richtig kalt, und die Luft war warm und trocken vor Sonne. Aber heute mußten wir rasch wieder an Land, Rarotonga mußte Bescheid bekommen.

Auf ausgeglühten Korallenblöcken lagen Spulen und Radioteile zum Trocknen in der Tropensonne, Torstein und Knut koppelten und schraubten. Der Tag verging, und die Stimmung wurde immer aufgeregter. Wir gaben jede andere Beschäftigung auf und versammelten uns um die Radioleute in der Hoffnung, helfen zu können. Vor zehn Uhr abends mußten wir im Äther sein. Da waren nämlich die sechsunddreißig Stunden um, und der Amateur auf Rarotonga würde um Hilfe rufen nach Flugzeugen und Rettungsexpeditionen.

Es wurde Mittag und Nachmittag, und die Sonne sank. Wenn es jetzt nur gelingen würde, Rarotonga zurückzuhalten. Es wurde sieben und acht und neun. Die Spannung war zum Zerreißen. Kein Lebenszeichen im Sender, aber der Empfänger, ein NC-173, begann aufzuleben, und auf einer Stelle ganz unten auf der Skala hörten wir

schwache Musik. Aber nicht da, wo wir unsere Amateurfrequenz hatten. Aber es zog sich empor, vielleicht war es eine nasse Spule, die langsam von dem einen Ende her trocken wurde. Der Sender war weiterhin stocktot, überall gab es Kurzschlüsse und Funken.

Es blieb uns keine volle Stunde mehr. Es ging nicht. Der Sender wurde aufgegeben, und ein kleiner Saboteursender aus dem Kriege wurde aufs neue versucht. Wir hatten ihn mehrere Male im Laufe des Tages ausprobiert, aber ohne Resultat. Vielleicht war er jetzt ein wenig trockener geworden. Alle Batterien waren vollständig ruiniert, den Strom bekamen wir durch das Drehen eines winzigen Handgenerators. Er ging schwer, und wir vier rundherum schufteten den lieben langen Tag. Geduldig saßen wir an dem Scheusal und drehten.

Die sechsunddreißig Stunden waren bald vorbei. Ich erinnere mich, daß einer flüsterte, noch sieben Minuten, noch fünf Minuten und - dann war keiner mehr, der noch auf die Uhr sehen wollte. Der Sender war noch ebenso stumm, aber es zischte im Empfänger empor bis zur richtigen Frequenz. Plötzlich ging es auf der Frequenz des Rarotongamannes los und wir begriffen so viel, daß er bereits in vollem Kontakt mit der Telegraphenstation auf Tahiti war. Kurz darauf schnappten wir folgendes Bruchstück einer Meldung auf, die von Rarotonga ausging:

». . . kein Flugzeug auf dieser Seite von Samoa. Ich bin ganz sicher . .

.«

Und dann starb es wieder weg. Die Spannung war nicht mehr auszuhalten. Was ging da draußen vor sich? Hatten sie bereits begonnen, Flieger und Rettungsexpeditionen auszusenden? Jetzt gingen wohl die Meldungen kreuz und quer durch den Äther.

Die zwei Funker arbeiteten fieberhaft. Der Schweiß tropfte ihnen vom Gesicht genauso wie uns, die wir saßen und drehten. Es begann langsam Kraft in die Senderantenne zu kommen, und Torstein zeigte ergriffen auf einen Pfeil, der sich langsam über eine Skala hinaufbewegte, wenn er die Morsetaste niederdrückte. Jetzt kam es!

Wir drehten wie die Verrückten, während Torstein Rarotonga rief. Keiner hörte uns. Noch einmal. Jetzt war der Empfänger wieder zum Leben erwacht, aber Rarotonga hörte uns nicht. Wir riefen Hai und Frank in Los Angeles und die Seekriegsschule in Lima, aber keiner hörte uns.

Das setzte Torstein eine CQ-Meldung ab, das heißt, er rief an alle Stationen in der Welt, die uns hören konnten, auf unserer besonderen Amateurfrequenz.

Das half. Jetzt begann eine schwache Stimme draußen im Äther langsam nach uns zu rufen. Wir riefen wieder und sagten, daß wir sie

hörten. Da sagte die langsame Stimme da draußen im Äther:

»Mein Name ist Paul. Ich wohne in Colorado, wie heißt du, wo wohnst du?«

Es war ein Radioamateur. Torstein warf sich über die Taste, während wir drehten, und antwortete:

»Hier Kon-Tiki. Wir sind auf einer öden Insel im Stillen Ozean gestrandet. «

An diese Aufklärung glaubte Paul nicht im mindesten. Er meinte, es sei ein Radioamateur eine Straße weiter, der bloß seinen Spaß mit ihm trieb, und kam nicht einmal im Äther wieder. Wir rauften uns verzweifelt den Bart. Hier saßen wir unter den Palmenkronen in der Sternennacht auf einer öden Insel, und es fand sich keiner, der uns geglaubt hätte.

Torstein ergab sich nicht. Er war wieder über seiner Taste und sendete: »Alles in Ordnung, alles in Ordnung« ins Unendliche. Wir mußten, zum Teufel, die ganze Rettungsmaschinerie aufhalten, bevor sie über den Stillen Ozean dahergerollt kam.

Da hörten wir ganz schwach im Empfänger:

»Sicher ist alles in Ordnung, aber warum schlägst du da solchen Krach?«

Dann war es wieder still im Äther. Das war alles.

Wir wären am liebsten in die Luft gegangen und hätten alle Kokosnüsse aus Wut heruntergeschüttelt, und der Himmel mag wissen, was wir getan hätten, wenn nicht sowohl Rarotonga wie der gute alte Hai uns plötzlich gehört hätten. Hai weinte, sagte er, so froh war er, LI2B wieder zu hören. Alle weiteren Bemühungen wurden augenblicklich eingestellt. Wir waren wieder allein und ungestört auf unserer Südseeinsel und eilten ermattet in die Koje aufs Palmenlager.

Am nächsten Tag nahmen wir es mit der Ruhe und genossen das Leben in vollen Zügen. Die einen badeten, die anderen fischten und waren auf Entdeckungsreisen auf dem Riff nach wunderlichen Tieren, während die ganz Energischen im Lager aufräumten und es rund um uns schön machten. Draußen auf der Landzunge, die auf das Wrack zulief, gruben wir eine Grube am Saum des Waldes und legten sie mit Blättern aus, bevor wir eine sprossende Kokosnuß aus Peru einpflanzten. Ein Mal aus Korallen wurde an ihrer Seite errichtet in gerader Linie zur Landungsstelle der »Kon-Tiki«.

Die »Kon-Tiki« war im Laufe der Nacht noch weiter hereingeschwemmt worden und lag fast trocken in einigen Wasserpfützen, festgeklemmt zwischen einer Reihe von großen Korallenblöcken, weit drinnen am Riff.

Nachdem sie sich gründlich im warmen Sand hatten durchbraten lassen, waren Erich und Hermann wieder in guter Form und bekamen Lust, nach Süden das Riff entlangzuziehen, in der Hoffnung, zu der

großen Insel da unten hinüberzukommen. Ich warnte sie mehr vor dem Aal als vor dem Hai, und jeder steckte sein langes Machetenmesser in den Gürtel. Im Korallenriff hält sich nämlich ein fürchterlicher Aal mit langen giftigen Zähnen auf, der leicht einem Menschen das Bein abreißen kann. Er wendet sich blitzschnell zum Angriff und ist der Schrecken der Eingeborenen, selbst solcher, die es wagen, um einen Hai herumzuschwimmen.

Die zwei waren imstande, weite Strecken das Riff hinunterzuwaten, aber es waren einzelne tiefere Rinnen kreuz und quer, wo sie schwimmen mußten. Sie erreichten glücklich die große Insel und wateten an Land. Lang und schmal und bedeckt von Palmenwald, zog sie sich zwischen sonnenhellen Strandplätzen im Schütze des Riffs nach Süden. Die zwei schritten die ganze Insel ab, bis sie an die Südspitze kamen. Hier zog das Riff sich weißschäumend weiter gegen Süden, anderen fernen Inseln zu. Sie entdeckten das Wrack eines gewaltigen Schiffes. Es hatte vier Masten und lag, in zwei Teile zerrissen, am Strand. Es war ein alter, spanischer Segler, der mit Eisenbahnschienen beladen gewesen war, und rostige Schienen lagen draußen längs des ganzen Riffs verstreut. Sie folgen der anderen Seite der Insel wieder zurück, aber fanden nicht einmal die Spur eines Menschen im Sand.

Auf dem Weg zurück über das Riff schreckten sie immer wieder wunderliche Fische auf, die sie zu fangen versuchten, als sie plötzlich von nicht weniger als acht großen Aalen angegriffen wurden. Sie sahen sie im klaren Wasser kommen und sprangen auf einen großen Korallenblock, den die Aale von allen Seiten umschlängelten. Die glitschigen Bestien waren armdick und grün und schwarz gesprenkelt wie Giftschlangen, mit kleinen Köpfen und bösen, bösen Schlangenaugen und zollangen, nadelscharfen Zähnen. Mit den Machetenmessern schlugen sie los auf die kleinen wiegenden Köpfe, die sich heraufbogen. Einem schlugen sie den Kopf ab, während ein anderer verwundet wurde. Das Blut im Seewasser zog einen ganzen Schwärm von jungen Blauhaien an, die auf den toten und den verwundeten Aal losgingen, in der Zwischenzeit glückte es den beiden, vom Stein fortzuhüpfen und sich davonzuretten.

Am gleichen Tag kam ich auf die Insel heraufgewatet, als etwas mit einer blitzschnellen Bewegung meinen Knöchel von beiden Seiten umgriff und ihn festhielt. Es war ein Tintenfisch, er war nicht groß, aber es war ein abscheuliches Gefühl, die kalten Fangarme um sich zu haben und in die bösen, kleinen Augen in dem blauroten, geschnäbelten Sack, der den Körper ausmachte, zu schauen. Ich suchte mit aller Kraft meinen Fuß freizubekommen, aber der Tintenfisch, der kaum einen Meter lang war, folgte nach, ohne den Griff loszulassen. Es mußte der Verband um den Fuß sein, der ihn anlockte. Ruckweise

zog ich mich hinauf auf den Strand, den abscheulichen Angreifer am Fuß. Erst als ich selbst den Beginn des trockenen Sandes erreichte, löste er seinen Griff und zog sich langsam zurück ins seichte Wasser, die Arme ausgestreckt, den Blick aufs Land gerichtet, wie bereit zu neuem Angriff, wenn ich nur wagte, ihm nahezukommen. Als ich einige Korallenblöcke nach ihm warf, schoß er davon.

Unsere verschiedenen Erlebnisse draußen am Riff waren nur die Würze des paradiesischen Daseins drinnen auf der Insel.

Aber wir konnten nicht unsere restliche Zeit hier verbringen. Wir mußten wieder daran denken, wie man zurück zur übrigen Welt kommen konnte. Nach einer Woche hatte die »Kon-Tiki« sich in der Mitte des Riffs verhängt, wo sie steif und fest auf dem Trockenen lag. Die schweren Stämme hatten große Korallenstöcke abgebrochen und fortgewälzt, um sich hinüber in die Lagune zu schieben, aber jetzt lag das Floß unbeweglich, und wie wir auch zogen und schoben, das eine nützte so wenig wie das andere. Wenn wir nur das Wrack hinein in die Lagune bekamen, dann war es eine Kleinigkeit, auch den Mast wieder so weit aufzurichten und aufzutakeln, daß wir mit dem Wind über die feindliche Lagune segeln und nachsehen konnten, was wir auf der anderen Seite fanden. War eine der Inseln bewohnt, so mußte es am Horizont da drunten im Osten sein, wo das Ringriff seine Front nach Lee wendete.

Die Tage vergingen.

Eines schönen Vormittags kam einer von den Jungs dahergelaufen und sagte, er habe ein weißes Segel drinnen auf der Lagune gesehen. Von unserer höchsten Palme aus konnten wir einen winzigen Punkt sehen, der sich merkwürdig weiß gegen die opalblaue Lagune abhob. Das war wohl ein Segel auf der anderen Seite dicht am Land. Wir konnten sehen, wie es im Winde kreuzte. Bald kam uns noch ein zweites zu Gesicht.

Im Laufe des Vormittags wurde es größer und kam näher. Es hielt genau auf uns zu. Wir hißten die französische Flagge auf einer Stange. Das eine Segel war so nahe, daß wir sehen konnten, daß es zu einem polynesischen Auslegerkanu gehörte. Die Besegelung war neueren Jahrgangs. Zwei braune Gestalten standen an Bord und spähten nach uns. Wir winkten. Sie winkten zurück und segelten direkt herein bis zum Strand.

»Ja ora na«, grüßten wir sie auf polynesisch.

»Ja ora na«, riefen sie im Chor zurück, und der eine sprang heraus und zog das Kanu hinter sich her. So watete er über den Sand auf uns zu.

Die zwei hatten europäische Kleidung, aber den Körper des braunen Mannes. Sie waren barfuß, gut gebaut und mit einem selbstgemachten Strohhut gegen die Sonne versehen. Sie kamen ein

wenig unsicher an Land und auf uns zu, aber da wir freundlich lächelten und ihnen der Reihe nach die Hand schüttelten, strahlten sie wie die Sonne und zeigten die Perlenreihen ihrer Zähne. Das sagte mehr als Worte.

Unsere polynesische Begrüßung hatte die zwei im Kanu auf genau dieselbe Art verblüfft und aufgemuntert, wie wir selbst seinerzeit zum besten gehalten wurden, als ihr Rassegenosse vor Angatau uns »Good night« zurief. Sie leierten also lange Tiraden auf polynesisch herunter, bevor sie begriffen, daß ihre Ergüsse an uns vorbeigingen, dann aber wollten sie nicht mehr weiterreden, sondern grinsten bloß freundschaftlich und zeigten auf das andere Kanu, das sich näherte.

Darin saßen drei Leute. Als sie an Land wateten und grüßten, zeigte sich, daß der eine einige Worte Französisch konnte. Wir erfuhren, daß es ein Eingeborenendorf auf einer der Inseln quer über die Lagune gab. Von ihm aus hatten die Polynesier bereits vor einigen Nächten den Schein unseres Feuers beobachtet. Nun gab es nur eine einzige Durchfahrt, die durch das Raroiariff zu dem Kreis der Inseln um die Lagune geht. Da diese Durchfahrt unmittelbar am Dorf vorbeiführt, konnte niemand zu diesen Inseln hereinkommen, ohne von der Bevölkerung des Dorfes gesehen zu werden. Also hatten die Alten im Dorfe herausgefunden, daß es kein Licht von Menschen sein konnte, es mußte etwas Übernatürliches sein, das da draußen herumspukte. Damit verloren sie alle Lust, auf Erkundung auszuziehen. Aber da kam ein Kistendeckel über die Lagune getrieben, auf dem einige Zeichen gemalt standen. Zwei von den Eingeborenen, die in Tahiti gewesen waren und dort lesen gelernt hatten, hatten die Inschrift gedeutet. Sie lasen, daß hier auf dem Brett mit großen schwarzen Buchstaben »Tiki« stand. Da gab es überhaupt keinen Zweifel mehr, daß es auf dem Riff umging, denn Tiki war der längst gestorbene Stammvater ihres Volkes, das wußten sie alle. Aber dann kamen Brot, Zigaretten und Kakao in wasserdichten Packungen und schließlich eine Schachtel mit einem alten Schuh über die Lagune herüber. Da sahen sie alle ein, daß sich ein Schiffbruch an der Ostseite des Riffs abgespielt hatte. Jetzt schickte der Häuptling endlich zwei Kanus aus, um nach den Überlebenden zu suchen, deren Feuer sie auf der Insel gesehen hatten.

Aufgefordert von den anderen, fragte der eine Braune, warum eigentlich »Tiki« auf dem Brett stand, das über die Lagune getrieben kam. Wir erklärten drauf, daß »Kon-Tiki« auf unserer ganzen Ausrüstung stand, das sei nämlich der Name des Fahrzeugs, auf dem wir gekommen waren.

Unsere neuen Freunde waren höchst erstaunt, als sie hörten, daß alle an Bord den Schiffbruch glücklich überstanden hatten und daß das flachgedrückte Wrack da draußen am Riff das Fahrzeug war, mit

dem wir gekommen waren. Sie wollten sofort uns alle in die Kanus verladen und mit ins Dorf hinübernehmen. Wir wiesen dies dankend zurück, wir wollten hierbleiben, bis die »Kon-Tiki« über das Riff geborgen war. Sie sahen erschreckt auf das flache Wrack da draußen. Wir dürften doch nicht daran denken, es noch einmal flott zu bekommen! Der Wortführer sagte schließlich mit Pathos, wir sollten mit ihnen kommen. Sie hätten dazu bestimmten Befehl des Häuptlings, sie dürften nicht ohne uns zurückkommen.

Wir beschlossen darauf, daß einer von uns als Gesandter an den Häuptling mit den Eingeborenen fahren sollte, daraufhin wieder zurückkommen und uns Bericht über die Verhältnisse auf der Insel da drüben erstatten. Wir wollten das Floß nicht auf dem Riff zurücklassen. Wir konnten uns nicht von unserer Ausrüstung trennen. Bengt ging mit den Eingeborenen. Die zwei Kanus wurden vom Strand losgeschoben, und bald verschwanden sie bei gutem Wind nach Westen.

Am nächsten Tag wimmelte der Horizont von weißen Segeln. Die Insulaner waren wohl mit allen Fahrzeugen, die sie besaßen, auf dem Weg zu uns.

Das ganze Gefolge kreuzte auf uns zu, und als sie heran waren, sahen wir unseren guten Freund Bengt im ersten Kanu mit dem Hut winken, umgeben von braunen Gestalten. Er rief uns zu, daß er mit dem Häuptling selbst käme, und wir nahmen Aufstellung drunten am Strand, wo sie an Land wateten.

Mit großem zeremoniellem Geschick stellte Bengt uns den Häuptling vor, der nach seinen Worten Tepiuraiaril Teriifaatau hieß - aber er verstand, was wir meinten, wenn wir ihn Teka nannten. Wir nannten ihn Teka.

Der Häuptling Teka war ein großer schlanker Polynesier mit ungewöhnlich intelligenten Augen. Er war eine mächtige Persönlichkeit und stammte von dem alten Königsgeschlecht auf Tahiti. Er selbst war Häuptling über die Raroia- und Takume-Inseln. Auf Tahiti war er in die Schule gegangen, so daß er Französisch sprach und lesen und schreiben konnte. Er erzählte mir, daß die Hauptstadt Norwegens Christiania hieß und fragte, ob ich Bing Crosby kannte. Er erzählte des weiteren, daß nur drei ausländische Schiffe Raroia im Laufe der letzten zehn Jahre besucht hatten, aber daß das Dorf mehrmals im Jahr Besuch des Kopraschoners aus Tahiti bekam, der Handelswaren brachte und Kokoskerne holte. Sie warteten jetzt schon lange auf den Schoner, so daß er in der nächsten Zeit herüberkommen mußte.

Bengts Bericht lief in Kürze darauf hinaus, daß es weder Schule, Radio noch Weiße auf Raroia gab, aber daß die hundertzwanzig Polynesier des Dorfes alles getan hatten, was sie konnten, daß wir es

im Dorf angenehm haben sollten. Sie waren dabei, für uns einen großen Empfang vorzubereiten.

Die erste Bitte des Häuptlings war, das Schiff zu sehen, das uns lebend am Riff abgesetzt hatte. Mit einem Schwarm von Eingeborenen hinter uns wateten wir hinaus zur »Kon-Tiki«. Als wir uns näherten, blieben sie plötzlich stehen und begannen wie aus einem Mund zu schnattern. Wir sahen jetzt die Stämme der »Kon-Tiki« deutlich, und einer von den Eingeborenen stieß hervor:

»Das ist ja kein Boot, das ist ein Pae-pae!«

»Pae-pae!« wiederholten alle wie aus einem Mund.

Im Galopp platschten sie aufs Riff hinaus und kletterten auf die »Kon-Tiki«. Wie begeisterte Kinder krochen sie überall herum, befühlten die Stämme, das Bambusflechtwerk und das Tauwerk. Der Häuptling war genauso aufgeregt wie die anderen, er kam zurück und wiederholte erstaunt und interessiert:

»>Tiki< ist ja gar kein Schiff, es ist ein Pae-pae!«

Pae-pae ist das polynesische Wort für Floß und Plattform, auf der Osterinsel ist es auch die Bezeichnung für die Kanus der Eingeborenen. Der Häuptling berichtete, daß solche Pae-paes heute nicht mehr existieren, aber die Ältesten im Dorf konnten alte Überlieferungen über Pae-paes erzählen. Alle miteinander waren voller Bewunderung für die großen Balsastämme, aber über das Tauwerk rümpften sie die Nase. Solche Taue; hielten nicht viele Monate in Seewasser und Sonne. Sie zeigten uns stolz die Zurrungen ihrer eigenen Ausleger. Die hatten sie selbst aus Kokoshanf geflochten. Solche Taue hielten fünf Jahre auf See.

Als wir zu unserer kleinen Insel zurückwateten, wurde sie »Fenua Kon-Tiki« getauft oder Kon-Tiki-Insel. Das war ein Name, den wir alle aussprechen konnten. Aber unsere braunen Freunde hatten schwere Mühe mit unsereren kurzen nordischen Vornamen. Sie waren ganz hingerissen, als ich sagte, sie könnten mich Terai Mateata nennen, denn so war ich vom Häuptling auf Tahiti getauft worden, als ich zum ersten Mal in der Gegend war.

Die Eingeborenen zogen Hühner, Eier und Brotfrüchte aus den Kanus heraus, während andere mit dreizinkigen Gabeln Fische in der Lagune aufspießten. Dann hatten wir ein großes Fest ums Lagerfeuer. Wir mußten alle unsere Erlebnisse mit dem Pae-pae auf dem Meer erzählen, und die Geschichte mit dem Walhai wollten sie immer wieder hören. Und jedesmal, wenn wir so weit kamen, daß Erich ihm die Harpune in den Schädel ramte, da schrien sie alle gleich mitgerissen auf. Sie erkannten sofort jeden einzelnen Fisch wieder, von dem wir ihnen Skizzen zeigten, und sagten uns sofort die Namen auf polynesisch.

Aber den Walhai und den Gempylus hatten sie nie gesehen oder

auch nur etwas davon gehört.

Als der Abend kam, bekamen wir zum großen Jubel der ganzen Versammlung das Radio in Gang. Am meisten entsprach Kirchenmusik ihrem Geschmack, bis wir zu unserer eigenen großen Überraschung echte Hula-Musik aus Amerika einfingen. Da begannen sich die Lustigsten unter ihnen herumzudrehen, die Arme über den Kopf gebeugt, und bald sprang die ganze Gesellschaft in die Hocke und tanzte Hulahula im Takte der Musik. Als die Nacht kam, lagerten sich alle Mann um ein Feuer am Strand. Für die Eingeborenen war es genauso ein Abenteuer wie für uns.

Als wir am nächsten Morgen erwachten, waren sie bereits auf und brieten frischgefangenen Fisch. Sechs eben geöffnete Kokoshüllen standen für uns bereit, um den Morgendurst zu löschen.

Heute donnerte das Riff noch stärker als gewöhnlich, der Wind hatte zugenommen, und die Brandungswogen peitschten hoch in die Luft ums Wrack.

»Heute kommt die >Tiki< herein«, sagte der Häuptling und zeigte auf das Wrack, »es gibt Hochwasser.«

Um elf Uhr begann das Wasser an uns vorbei in die Lagune zu strömen. Wie eine große Schale füllte sie sich, und das Wasser stieg rund um die ganze Insel. Den ganzen Tag lang kam ein richtiger Strom vom Meer herein. Das Wasser wälzte sich von Terrasse zu Terasse, und mehr und mehr vom Riff verschwand unter der Oberfläche. Wassermassen fluteten herein an beiden Seiten der Insel entlang. Sie rissen große Korallenblöcke mit sich und trugen Sandbänke ab, die wie Mehl vor dem Wind verschwanden, während andere aufgebaut wurden. Lose Wrackreste kamen an uns vorbeigesegelt, und die »Kon-Tiki« begann sich zu rühren. Alles, was längs des Strandes lag, mußte im Inneren der Insel geborgen werden, um nicht von der Flut mitgenommen zu werden. Bald waren nur mehr die höchsten Steine des Riff sichtbar, der Strand um unsere Insel war verschwunden, das Wasser schäumte gegen den Grasfleck empor. Es sah unchristlich aus, man hatte den Eindruck, das ganze Meer wäre am Einmarsch. Die »Kon-Tiki« drehte sich herum und trieb los, bis sie von neuen Korallenblöcken aufgefangen wurde.

Die Eingeborenen stürzten sich ins Wasser und schwammen und wateten über die Stromwirbel, bis sie von Bank zu Bank ans Floß kamen. Knut und Erich folgten nach. Taue lagen am Floß bereit, und als dieses die letzten Korallenblöcke umwarf und sich vom Riff löste, sprangen die Eingeborenen über Bord und versuchten, es zurückzuhalten. Sie kannten nicht »Kon-Tiki« und ihren unbändigen Drang, sich nach Westen durchzuschlagen, so daß sie hilflos im Schlepp mitgezogen wurden. Bald wanderte die »Kon-Tiki« mit guter Fahrt quer über das ganze Riff und in die Lagune hinein. Hier wurde

sie gewissermaßen aufsässig, als sie stilleres Wasser erreichte, und sah sich um, wie um einen Überblick über weitere Möglichkeiten zu erhalten. Bevor sie sich wieder auf die Reise begab und den Auslauf auf der anderen Seite entdeckte, hatten die Eingeborenen bereits das Ende des Taues glücklich um eine Palme an Land geschlungen, und nun hing die »Kon-Tiki« festgebunden drinnen in der Lagune. Ein Fahrzeug, das über Land und Wasser ging, hatte sich quer über die Barrikade durchgeschlagen und war glücklich in die Lagune im Inneren von Raroia gekommen.

Mit aufreizenden Kampfrufen, wobei »ke-ke-te-huru-huru« als zündender Refrain hervorgebrummt wurde, zogen wir die » Kon-Tiki« herein auf den Strand, der ihren Namen führte. Vier Fuß höher als normale Flut kulminierte das Hochwasser. Wir warteten schon darauf, die ganze Insel verschwinden zu sehen.

Windstöße brachen über das Wasser herein, und wir konnten nicht viel von unserer Ausrüstung mit in die engen und wassergefüllten Kanus bekommen. Die Eingeborenen mußten in höchster Eile zurück zum Dorf, und Bengt und Hermann fuhren mit ihnen, um nach einem kleinen Burschen zu sehen, der sterbend in einer Hütte des Dorfes lag. Der Bub hatte eine Eiterbeule am Kopf, und wir hatten Penicillin.

Am Tag darauf saßen wir vier wieder allein auf der Kon-Tiki-Insel. Der Ostwind war jetzt so stark, daß die Eingeborenen nicht über die Lagune kommen konnten, die mit Untiefen und scharfen Korallengebilden gespickt war. Das Wasser stieg und sank in Flutwellen.

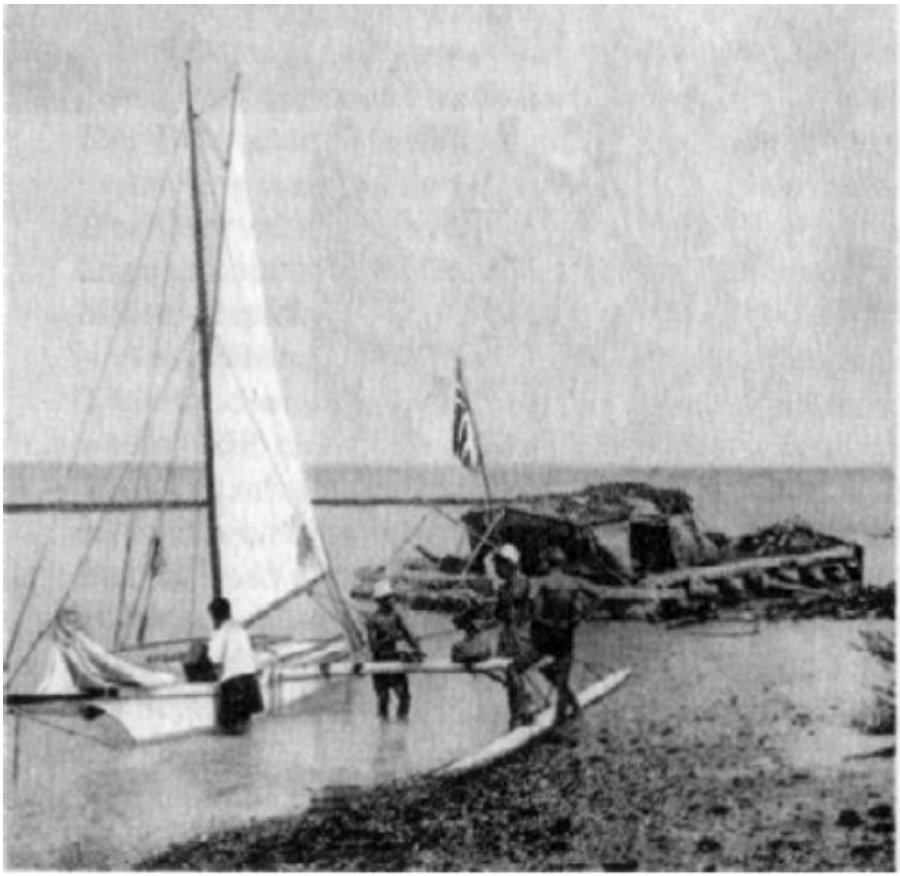
Am nächsten Tag ließ es nach. Wir konnten jetzt unter die »Kon-Tiki« tauchen und feststellen, daß die neun Stämme heil waren, sogar wo das Riff ein oder zwei Zoll der Unterseite abgehobelt hatte. Das Tauwerk saß so tief drinnen in seinen Furchen, daß nur vier von den zahlreichen Seilen von den Korallen angeschnitten waren. Wir begannen an Bord aufzuräumen. Unser stolzes Fahrzeug sah menschlicher aus, als die Hütte wie ein Klappgehäuse wieder aufgestellt wurde. Der Mast wurde geschient und aufgerichtet. Im Verlauf des Tages tauchten die Segel wieder auf. Die Eingeborenen kamen, um uns und den Rest der Last abzuholen. Hermann und Bengt waren dabei. Sie erzählten, daß die Eingeborenen im Dorf große Feierlichkeiten vorbereitet hatten. Wenn wir zu der Hauptinsel hinüberkämen, dürften wir die Kanus erst nach einem besonderen Zeichen vom Häuptling verlassen.

Bei frischer Brise durchschnitten wir die Lagune, die hier eine norwegische Meile breit war. Wir sahen fast mit Wehmut die einzelnen Palmen auf der Kon-Tiki-Insel zum Abschied winken, während sie in eins verschmolzen und unsere Insel zu einem

unbestimmbaren kleinen Eiland unter vielen anderen am Ostriff einschrumpfte. Aber vor uns breiteten sich größere Inseln aus. Vor der einen sahen wir eine Mole, und Rauch stieg von den Hütten zwischen den Palmenstämmen auf.

Eine Kokosnuß aus Peru wird gepflanzt, wo wir in Polynesien an Land gehen.

„Alles in Ordnung — alles in Ordnung!" senden Raaby und Haugland stündlich in den Äther. Hesselberg dreht dazu den Handgenerator für den Sendestrom.
Grüne Kokosnüsse voller Milch, das ist unser erster Gedanke, als wir endlich wohlgeborgen am Strand der Palmeninsel stehen.



Die Eingeborenen finden uns und helfen uns später, die,,Kon-Tiki" an Land zu ziehen. Kein anderes Fahrzeug hätte es fertiggebracht, auf der Windseite des Riffs zu landen und dann noch über die Felsen in das Binnenwasser der Lagune zu gelangen.

Das Dorf sah tot und leblos aus, kein Mensch war zu sehen. Was war nun los? Drunten am Strand am Ende der Mole von Korallenblöcken standen zwei einsame Gestalten, die eine war lang und dünn, die andere groß und umfangreich wie eine Tonne. Als wir herankamen, grüßten wir beide. Es waren der Häuptling Teka und der Vizehäuptling Tupuhoe. Tupuhoes herrlichem und kräftigem Lachen waren wir bald alle verfallen. Teka war ein klarer Kopf und ein Diplomat, aber Tupuhoe war ein unverdorbenes Kind der Natur, ein Kernmensch mit einem Humor und mit einer Urkraft, wie man sie nur selten findet. Mit seinem mächtigen Korpus und seinem königlichen Gesicht stellte er alles vor, was man von einem vollblütigen polynesischen Häuptling erwartet. Tupuhoe war auch der eigentliche Häuptling auf der Insel. Aber Teka hatte im Laufe der Zeit die Oberhoheit bekommen, weil er Französisch sprach und rechnen und

schreiben konnte, so daß das Dorf nicht betrogen wurde, wenn der Schoner von Tahiti um Kopra kam.

Teka erklärte, daß wir miteinander zum Versammlungshaus im Dorf hinaufmarschieren sollten. Als alle Jungens an Land waren, stiegen wir hinan in feierlicher Prozession, Hermann voran mit der Flagge, die an einem Harpunenschaft wehte, dann ich zwischen den zwei Häuptlingen.

Das Dorf war deutlich geprägt vom Koprahandel mit Tahiti. Planken und Wellblech waren mit dem Schoner eingeführt. Während einzelne Hütten in malerischem altem Stil mit winkligem Holzwerk und geflochtenen Palmenblättern gebaut waren, waren andere aus Brettern zu kleinen tropischen Bungalows zusammengeklopft. Ein großes Bretterhaus, das für sich allein zwischen den Palmen lag, war das neue Versammlungshaus des Dorfes. Hier sollten wir sechs Unterkunft bekommen. Wir marschierten mit der Flagge durch eine kleine Hintertür und wieder hinaus auf eine breite Treppe vor der Front. Vor uns auf dem Platz standen alle, die im Dorf gehen oder auch nur kriechen konnten, Frauen und Kinder, Alte und Junge. Alle waren todernst, und selbst unsere lustigen Freunde von der Kon-Tiki-Insel standen steif zwischen den anderen, ohne eine Miene des Wiedererkennens zu verziehen.

Als wir auf die Treppe herausgetreten waren, öffnete die ganze Versammlung wie mit einem Schlag den Mund und stimmte - die Marseillaise an. Der Häuptling, der sie auswendig konnte, war Vorsänger, und es ging ganz gut, obwohl einzelne alte Weiblein in den Fisteltönen hängenblieben. Das mußten sie fürchterlich trainiert haben. Die französische und die norwegische Flagge wurden vor der Treppe gehißt, und damit war Häuptling Tekas offizieller Empfang vorüber. Er zog sich still in den Hintergrund zurück. Jetzt war der dicke Tupuhoe an der Reihe. Er sprang vor und war Zeremonienmeister. Tupuhoe gab ein knappes Zeichen, und damit stimmte die ganze Versammlung neuerlich ein Lied an. Aber diesmal ging es besser. Denn Text und Melodie waren von ihm selbst verfertigt, in ihrer eigenen Sprache, und ihr eigenes HulaSingen, das konnten sie. Die Melodie war so bezaubernd in all ihrer ergreifenden Einfachheit - und dazu noch das Brausen der Südsee - wir fühlten es den Rücken hinunterkribbeln. Mit einzelnen Vorsängern fiel der ganze Chor ständig ein. So gab es Variationen im Thema, selbst wenn der Text ständig der gleiche war: »Guten Tag, Terai Mateata, und deine Männer, die ihr übers Meer auf einem Pae-pae zu uns auf Raroia gekommen seid, ja guten Tag. Mögt ihr lange bei uns weilen und Schönes mit uns erleben, so daß wir immer im Geiste beisammen bleiben, selbst wenn ihr wieder in ferne Länder zieht. Guten Tag!«

Wir mußten sie bitten, das Lied noch einmal zu singen, und

langsam kam Leben in die Versammlung, nachdem sich ihre Befangenheit legte. Tupuhoe bat mich, einige Worte an die Bevölkerung zu richten und zu erklären, warum wir auf einem Pae-pae übers Meer gekommen waren, darüber hatten alle nachgedacht. Ich sollte nur französisch reden, Teka würde übersetzen.

Es war eine ungelehrte, aber höchst intelligente Versammlung von Braunen, die hier stand und wartete. Sie bekamen zu hören, daß ich schon früher unter ihren Stammesgenossen auf den Südseeinseln gewesen war und daß ich damals von ihrem ersten Häuptling Tiki gehört hatte, der ihre Vorväter auf diese Inseln geführt hatte aus einem geheimnisvollen Land, von dem keiner mehr wußte, wo es lag. Aber in einem fernen Land, das Peru hieß, so sagte ich, hatte einmal ein mächtiger Häuptling regiert, der Tiki hieß. Das Volk nannte ihn Kon-Tiki oder Sonnen-Tiki, weil er von der Sonne abstammte. Tiki verschwand schließlich aus seiner Heimat auf großen Pae-paes, deshalb glaubten wir sechs, daß er derselbe Tiki war, der hier auf den Inseln gelandet war. Da aber niemand uns glauben wollte, daß ein Pae-pae die Reise übers Meer durchstehen könne, so zogen wir selbst los von Peru mit einem Pae-pae, und hier waren wir. So war es also möglich.

Als die kleine Rede von Teka übersetzt war, war Tupuhoe Feuer und Flamme und sprang wie in Ekstase vor die Versammlung. Er polterte auf polynesisch los, fuchtelte mit den Armen herum, zeigte auf den Himmel und auf uns, und in seinem Redeschwall wiederholte er ständig das Wort Tiki. Das ging so rasch, daß es unmöglich war, den Faden zu behalten. Aber die ganze Versammlung schluckte jedes Wort und war sichtlich erschüttert. Teka hingegen sah ganz geniert aus, als er übersetzen sollte.

Tupuhoe hatte gesagt, daß sein Vater und Großvater und dessen Väter wieder von Tiki erzählt hatten und daß Tiki deren erster Häuptling war, der jetzt im Himmel sei. Aber dann kamen die Weißen und sagten, die Überlieferungen der Vorväter wären Lüge, Tiki habe nie existiert. Er wäre auch nicht im Himmel, denn dort sei Jehovah. Tiki sei ein heidnischer Gott, an ihn durften sie nicht mehr glauben. Aber jetzt waren heute hier sechs dahergekommen zu ihnen auf einem Pae-pae übers Meer. Wir wären die ersten Weißen, die zugestanden, ihre Väter hätten die Wahrheit erzählt, Tiki hätte gelebt, er sei nicht nur ein Hirngespinst, aber jetzt sei er tot und im Himmel.

Erschreckt bei dem Gedanken, die Arbeit der Missionare umzustürzen, beeilte ich mich, vorzutreten und zu erklären, daß Tiki wohl gelebt hatte, das war sicher und gewiß. Aber jetzt sei er tot. Ob er jetzt im Himmel oder in der Hölle war, das wußte nur Jehovah, denn der war im Himmel, während Tiki selbst ein sterblicher Mensch gewesen war, ein großer Häuptling wie Teka und Tupuhoe oder

vielleicht noch etwas größer. Die Braunen mußten lachen, aber im Grunde gefiel es ihnen gut, und das Nicken und Murmeln zeigte deutlich, daß die Erklärung auf guten Boden gefallen war. Tiki hatte gelebt, das war die Hauptsache. Wenn er jetzt in der Hölle wäre, so wäre das sein eigener Schaden, aber da stiege vielleicht die Möglichkeit für verschiedene von uns, ihn wiederzusehen, meinte Tupuhoe.

Drei alte Männer drängten sich vor und wollten uns die Hand schütteln. Es war kein Zweifel, daß sie es waren, die die Erinnerung an Tiki bei der Bevölkerung am Leben hielten, und der Häuptling erzählte auch, daß der eine Alte eine Unzahl von Überlieferungen und historischen Liedern aus der Zeit der Vorväter kannte. Ich fragte den Alten, ob nicht ein Hinweis in den Überlieferungen war, aus welcher Richtung Tiki gekommen sei. Nein, daran konnte sich keiner von ihnen erinnern. Aber nachdem sie sich wohl und lange bedacht hatten, sagte der älteste von den dreien, daß Tiki einen nahen Verwandten mit sich hatte, namens Maui, und in dem Lied von Maui hieß es, daß er hierher auf die Insel von Pura kam, und Pura, das war dort, wo die Sonne aufging. War also Maui von Pura gekommen, so war wohl Tiki aus derselben Richtung, und wir sechs auf dem Pae-pae, wir waren auch von Pura gekommen, das stand fest.

Ich erzählte den Braunen, daß auf einer einsamen Insel näher bei der Osterinsel, die Mangareva heißt, die Bevölkerung niemals den Bau von Kanus erlernt hatte. Hier hatten sie nie aufgehört, große Pae-paes auf See zu gebrauchen bis in unsere Zeit. Davon wußte der Alte nichts. Aber er wußte, daß ihre eigenen Vorväter auch große Pae-paes verwendet hatten, aber das war im Laufe der Zeit völlig außer Gebrauch gekommen, und jetzt war nur mehr der Name und die Überlieferung übrig. In alten Tagen wurden die Pae-paes als Rongo-rongo bezeichnet, sagte der Älteste, aber das sein ein Wort, das jetzt nicht mehr im Sprachschatz vorkomme. Aber Rongo-rongos werden in den ältesten Sagen erwähnt.

Dieser Name war interessant, denn Rongo, das auf einzelnen Inseln Lono ausgesprochen wird, war der Name eines der bekanntesten sagenumsponnenen Ahnen der Polynesier. Er wurde ausdrücklich als weiß und hellhaarig geschildert. Als Kapitän Cook das erstemal auf Hawaii kam, wurde er mit offenen Armen von den Insulanern empfangen. Sie glaubten, er sei ihr weißer Verwandter Rongo, der nach generationenlanger Abwesenheit auf seinem großen segelführenden Fahrzeug von der Heimat seiner Väter zurückkehrte. Und auf der Osterinsel war Rongo-rongo die Bezeichnung für die mystischen Hieroglyphen, deren Geheimnis mit den letzten schriftkundigen »Langohren« verlorenging.

Während die Alten über Tiki und Rongo-rongo sprechen wollten,

wünschten die Jungen vom Walhai und von unserer Fahrt über das Meer zu hören. Aber das Essen wartete, und Teka war es müde, Dolmetsch zu spielen. Jetzt durfte das ganze Dorf herantreten, um jedem einzelnen von uns die Hand zu schütteln. Die Männer murmelten »Ja-ora-na« und rissen uns fast die Hand ab, die jungen Mädchen tänzelten heran und grüßten schelmisch und geniert, und die alten Hexen schwatzten und knixten und zeigten auf unseren Bart und unsere Hautfarbe. Es leuchtete Freundschaft aus jedem einzelnen Gesicht. So konnte es gar nicht ausbleiben, daß eine babylonische Sprachverwirrung entstand. Sagten sie etwas Unverständliches zu uns auf polynesisch, so antworteten wir mit derselben Münze auf norwegisch. So hatten wir alle miteinander einen Riesenspaß.

Das erste Wort, das alle lernten, war »mögen«, und wenn einer mit diesem Wort auf das zeigen konnte, was er mochte, und damit rechnen konnte, es sofort zu bekommen, so war die ganze Schwierigkeit gelöst. Rümpfte einer die Nase, wenn er »mögen« sagte, so bedeutete das »nicht mögen«. So konnte man sich ganz gut verständigen.

Sobald wir mit den hundertsiebenundzwanzig Einwohnern des Dorfes bekannt waren, wurde ein langer Tisch für die zwei Häuptlinge und uns sechs gedeckt, und die jungen Mädchen des Dorfes kamen und brachten die leckersten Gerichte. Während die einen den Tisch deckten, kamen die anderen und flochten Blumenkränze um unseren Hals, und kleinere Kränze wurden uns auf die Stirn gedrückt. Sie sandten ein schmachtendes Aroma aus und waren kühl und erfrischend in der Hitze. Dann begann ein Willkommensfest, das erst schloß, als wir von der Insel abreisten. Wir bekamen Stielaugen, das Wasser lief uns im Mund zusammen, uns, die wir vom Floß kamen, denn der Tisch bog sich vor gebratenen Spanferkeln, Hühnern, Entenbraten, frischem Hummer, polynesischen Fischgerichten, Brotfrucht, Papaya und Kokosmilch. Und während wir uns über die Gerichte stürzten, sang man Hula - Lieder zu unserer Unterhaltung, indes junge Mädchen den Tisch umtanzten.

Die Jungens machten es sich so bequem wie möglich und zerflossen förmlich vor Wohlbehagen, der eine sah so lächerlich aus wie der andere. Ausgehungert saßen wir da und schwelgten in den Gerichten mit brausendem Bart und einem Blumenkranz im Haar. Die zwei Häuptlinge genossen das Dasein genauso offenkundig wie wir.

Nach dem Essen gab es Hula-Tanz im großen Stil. Das Dorf wollte uns die lokalen Volkstänze zeigen. Während wir sechs mit Teka und Tupuhoe jeder seinen Ehrenstuhl im Orchester bekamen, traten zwei Gitarrespieler vor, ließen sich nieder und klimperten los, echte Südseemelodien. In einem großen Kreis hockten um uns die anderen Zuschauer, die kräftig singend einfielen. Da glitten zwei Reihen

tanzender Männer und Frauen mit raschelnden Palmenblattfransen sich drehend und schwingend durch diesen Ring. Sie hatten einen munteren und feurigen Vorsänger in Gestalt eines überquellend fetten Kerls, der einen Arm durch einen Hai verloren hatte. Zu Beginn wirkten die Tänze ein wenig theatralisch und nervös, aber als sie sahen, daß die Weißen vom Pae-pae nicht über die Volkstänze ihrer Vorfahren die Nase rümpften, kam mehr Leben in sie. Ein Teil der älteren sprang mit hinein, sie hatten den besten Rhythmus und kannten diese Tänze am besten, die sicher nicht mehr im allgemeinen Gebrauch standen. Und als die Sonne in den Stillen Ozean tauchte, wurde es unter den Palmen lebhafter und lebhafter, und der Jubel der Zuschauer wurde mehr und mehr spontan. Sie hatten vergessen, daß es sechs Fremde gab, die zusahen. Jetzt waren wir sechs der Ihren und freuten uns mit ihnen. Das Repertoire hatte kein Ende. Eine fesselnde Vorführung löste die andere ab. Zum Schluß setzte sich eine Anzahl junger Männer in die Hocke in einem dichten Ring vor unseren Beinen, und auf ein Zeichen Tupuhoes begannen sie gleichmäßig den Boden mit den Handflächen zu schlagen. Erst langsam, dann schneller, der Rhythmus wurde besser und besser, als plötzlich ein Trommelschläger einfiel und sie begleitete, indem er mit zwei Stöcken auf einen knochentrockenen, ausgehöhlten Holzblock schlug. Das gab einen scharfen, durchdringenden Klang. Als der Rhythmus die gewünschte Feurigkeit hatte, begann der Gesang. Plötzlich sprang ein Hula-Mädchen, einen Blumenkranz um den Hals und Blumen hinter dem Ohr, in den Ring. Es trat den Takt mit bloßen Füßen und krummen Knien, während es sich rhythmisch in den Hüften wiegte, die Arme über den Kopf, in echtem Südseestil. Es tanzte glänzend, und bald schlug die ganze Versammlung den Takt mit den Fäusten. Noch ein Mädchen sprang in den Ring und noch eines. Sie bewegten sich mit unglaublicher Geschmeidigkeit und in vollendetem Rhythmus und umkreisten sich wie graziöse Schatten im Tanz. Die dumpfen Schläge gegen den Boden, der Gesang, die helle Holztrommel beschleunigten ihr Tempo, der Takt wurde rascher und rascher, der Tanz wilder und wilder, während die Zuschauer in sorgfältigem Rhythmus klatschten und heulten. Das war die Südsee, so wie sie die Vorzeit kannte. Die Sterne blinkten, und die Palmen wiegten sich, die Nacht war mild und lang, erfüllt von Blumenduft und Zikadengesang. Tupuhoe strahlte wie die Sonne und schlug mir auf die Schulter.

»Maitai?« fragte er.

»Eh, maitai«, antwortete ich.

»Maitai?« fragte er alle anderen.

»Maitai!« antworteten sie laut und deutlich aus innerster Überzeugung, keiner von ihnen hätte die Nase gerümpft.

»Maitai«, nickte Tupuhoe und zeigte auf sich selbst. Auch er war

zufrieden.

Selbst Teka fand, daß es ein schönes Fest war. Es war das erstemal, daß Weiße den Tänzen hier auf Raroia beiwohnten, erzählte er. Rascher und rascher gingen die Trommelwirbel, das Klatschen, der Gesang und der Tanz. Nun hörte die eine der Tänzerinnen auf, sich rund im Kreise zu bewegen, sie stand jetzt auf einem Fleck und tanzte in wirbelndem Tempo. Immer wieder streckten sich ihre Arme Hermann verlockend entgegen. Hermann grinste verschämt in seinen Bart, er wußte nicht recht, was er tun sollte.

»Es ist jedenfalls eine gesunde Bewegung!« zischelte ich, »und du bist ja ein guter Tänzer!«

Und zum unbegrenzten Jubel der Menge sprang Hermann hinein in den Ring, und halb in der Hocke stürzte er sich in all die verlangenden Windungen des Hula-Tanzes. Der Jubel war grenzenlos, bald schwangen sich auch Bengt und Torstein im Tanz und schlängelten sich, daß der Schweiß nur so troff, um dem Takt zu folgen, der sich zu einer wahnwitzigen Jagd beschleunigte, bis dieTrommel allein in einen einzigen Wirbel überging und die drei wirklichen Hula-Tänzerinnen wie Espenlaub im Takt bebten, bis sie im Finale zusammensanken und die Trommelwirbel jäh abrissen.

Nun war der Abend unser. Die Stimmung war auf dem Höhepunkt.

Der nächste Punkt im Programm war der Vogeltanz, eine der ältesten Zeremonien auf Raroia. Männer und Frauen in zwei Reihen tanzten gegeneinander in einer rhythmischen Bewegung, indem sie Schwärme von Vögeln kopierten, die von einem Vortänzer dahingeführt wurden. Der Vortänzer hatte den Titel eines Vogelhäuptlings und hatte wunderliche Manöver zu vollführen, ohne mit in den Tanz zu folgen. Als er vorüber war, erklärte Tupuhoe, das sei jetzt dem Floß zu Ehren gewesen. Jetzt sollte wiederholt werden aber ich sollte den Vortänzer ablösen. Ich hatte den Eindruck, die Hauptaufgabe des Vortänzers sei es, ein wildes Gebrüll auszustoßen und in der Hocke herumzuhüpfen, dabei mit dem Hinterteil zu wedeln und womöglich noch die Hände über dem Kopf zu schwingen. So zog ich den Blumenkranz gut über den Schädel herunter und marschierte in die Arena. Während ich mich im Tanz wand, sah ich auf einmal, wie der alte Tupuhoe lachte, daß er ständig in Gefahr war, vom Stuhl zu kugeln. Die Musik wurde immer dürftiger, da Gesangschor und Musikanten dem unwiderstehlichen Beispiel Tupuhoes folgten.

Jetzt wollten alle beim Tanz dabei sein, Alte und und Junge. Sofort waren der Trommelschläger und die Bodenklatscher wieder da und leiteten über zu einem mitreißenden Hula-hula-Tanz. Wieder sprangen die Hula-Mädchen in den Ring und begannen den Auftakt in wildem und wilderem Tempo, und dann wurden wir nacheinander

aufgefordert. Immer mehr Männer und Frauen folgten nach und stampften und bogen sich, rascher und rascher.

Aber Erich war heute nicht in Bewegung zu bekommen. Zug und Feuchtigkeit auf dem Floß hatten seinen längst erstorbenen Hexenschuß zu neuem Leben erweckt. So saß er wie ein alter, eisgrauer Seebär steif und bärtig und dampfte aus einer kurzen Pfeife. Er ließ sich nicht von den Hula-Mädchen verführen, die umsonst versuchten, ihn in die Arena zu locken. Er hatte seine dicke Schafspelzhose an, die er des Nachts in den kältesten Gefilden des Humboldtstroms getragen hatte, und mit Vollbart, bloßem Oberkörper und Schafspelzhose war er eine getreue Ausgabe von Robinson Crusoe, wie er da unter den Palmen saß. Ein hübsches Mädchen nach dem anderen versuchte sich einzuschmeicheln, aber vergebens. Er saß nur ernsthaft da, dampfte aus seiner Pfeife, einen Blumenkranz im Haar.

Da trat eine wohlgewachsene Matrone mit schwellenden Muskeln vor in den Ring, machte einige mehr oder minder wohlgeglückte HulaSchritte und marschierte resolut auf Erich los. Er sah schreckgeschlagen drein, aber die Amazone lächelte einschmeichelnd wie eine Butterkugel, ergriff ihn resolut beim Arm und schleppte ihn vom Stuhl weg. Erichs vernügliche Hose hatte die Schafwolle drinnen und das Leder draußen, und im Achtersteven war sie geplatzt, so daß ein weißer Wollflaum hervorstand wie die Blume eines Häsleins. Erich folgte höchst widerstrebend, die eine Faust um die Pfeife geschlossen, die andere gegen den Sitz seines Hexenschusses gepreßt. Als er sich anschickte, umherzuhüpfen, mußte er die Hose auslassen, um den Blumenkranz zu bergen, der in Gefahr war, herunterzufallen, und den Blumenkranz auf einem Ohr, mußte er wieder im letzten Augenblick die Hose erwischen, die durch ihr eigenes Gewicht auf dem Wege nach abwärts war. Die Dicke, die ihm in Hula-Schritten voranhopste, war selbst ebenso nett anzusehen, und die Tränen liefen uns die Bartbüschel hinab. Bald hörten alle anderen im Ring auf, und Lachsalven dröhnten durch den Palmenhain, während der Hula-Erich und die Schwergewichtlerin in graziösen Schwüngen herumhopsten. Schließlich mußten sie selbst aufhören, weil Sänger und Musikanten mehr als genug zu tun hatten, sich den Bauch vor Lachen zu halten.

Das Fest setzte sich bis in den hellen Morgen fort, dann bekamen wir die Erlaubnis, eine kleine Pause einzuschalten, nachdem wir von neuem jede einzelne der 127 Hände geschüttelt hatten. (Wir schüttelten jedem einzelnen die Hand, jeden Morgen und jeden Abend, solange wir auf der Insel wohnten!)

Sechs Betten waren von sämtlichen Hütten im Dorf zusammengekratzt und Seite an Seite an der Wand im Versammlungshaus aufgestellt worden. Hier schliefen wir, ausgerichtet wie die sieben Zwerge im Märchen, duftende

Blumenkränze über dem Kopfkissen.

Am nächsten Tag wurden wir zu dem sechsjährigen Buben gerufen, der eine Eiterbeule am Kopf hatte. Es sah schlimm aus. Der Bub hatte fast 42 Grad Fieber, und die Beule am Scheitel war so groß wie eine Mannsfaust und breitete sich mehr und mehr aus. Er hatte andere kleine Beulen auf den Zehen.

Teka erklärte, sie hätten schon viele Kinder auf diese Art verloren. Falls nicht einer von uns doktern konnte, hatte der Bub nicht mehr lange zu leben. Wir hatten Flaschen mit Penicillin in der neuen Tablettenform. Wir hatten aber keine Ahnung, welche Dosis ein kleines Kind vertragen kann. Starb uns der Bub unter unserer Behandlung, konnte es ernste Folgen haben.

Knut und Torstein zogen wieder das Radio hervor und spannten eine Antenne zwischen den höchsten Kokospalmen. Als der Abend kam, bekamen sie von neuem Kontakt mit unseren nie gesehenen Freunden Hai und Frank, die in ihrer Wohnung zu Hause in Los Angeles saßen. Frank bekam einen Arzt ans Telefon, und mit der Morsetaste berichteten wir alle Krankheitssymptome des Buben und den Inhalt unserer Medizinbüchse. Frank vermittelte die Antwort des Arztes, und in der gleichen Nacht zogen wir in die Hütte, wo der kleine Haumata sich im Fieber herumwarf, das halbe Dorf weinend und lärmend um uns.

Hermann und Knut sollten kurieren, während die anderen genug damit zu tun hatten, die Ortsbevölkerung draußen zu halten. Die Mutter wurde hysterisch, als wir mit einem Messer daherkamen und um kochendes Wasser baten. Alles Haar wurde vom Kopf des Knaben rasiert, und die Beule wurde aufgeschnitten. Der Eiter spritzte in einem Strahl fast bis ans Dach, und mehrere Eingeborene drängten sich erregt herein, so daß wir sie aus der Tür jagen mußten. Vergnügen war das keins. Die Beule war geleert und desinfiziert, dann wurde der ganze Kopf eingebunden, und wir begannen die Penicillinkur. Zwei Tage lang wurde der Knabe jede vierte Stunde behandelt. Das Fieber hatte seinen Höhepunkt erreicht. Die Beule wurde offengehalten, und jeden Abend wurde der Doktor in Los Angeles konsultiert. Dann fiel plötzlich die Temperatur, der Eiter wurde durch frisches Gewebe ersetzt, das den Hohlraum ausfüllte, und der Knabe strahlte wie eine Sonne und wollte Bilder aus der wunderlichen Welt der weißen Männer sehen, wo es Autos, Kühe und Häuser mit mehreren Stockwerken gab.

Eine Woche später spielte Haumata mit den anderen Jungen am Strand, den Kopf mit einem großen Verband umwickelt, den er bald abnehmen durfte.

Als das gut gegangen war, nahmen die Krankheiten im Dorf kein Ende. Zahnweh und Bauchgrimmen gab es allerorten, und die Beulen

hatten sie überall, Alte und Junge. Wir verwiesen die Patienten an Dr. Knut und Dr. Hermann, die Diät verordneten und die Medizinbüchsen auf Pillen und Salben ausleerten. Manche wurden kuriert, und keiner wurde schlechter, und da die Medizinkiste leer war, kochten wir Kakaosuppe und Hafergrütze, die einen glänzenden Effekt auf hysterische Alte ausübten.

Wir waren noch nicht viele Tage unter unseren braunen Bewunderern gewesen, als das Fest in einer neuen Veranstaltung kulminierte. Wir sollten als Bürger von Raroia adoptiert werden und polynesische Namen erhalten. Selbst ich durfte nicht länger Terai Mateata heißen, so konnte man mich auf Tahiti nennen, aber nicht hier.

Sechs Stühle waren für uns mitten auf dem Platz aufgebaut, und der ganze Ort war früh auf den Beinen, um einen guten Platz im Umkreis zu bekommen. Teka saß feierlich dazwischen. Er war wohl Häuptling, aber nicht, wenn es zu alten lokalen Zeremonien kam. Das fiel Tupuhoe zu.

Alle saßen todernst und stumm und warteten, bis der große, dicke Tupuhoe feierlich und langsam mit seinem großen Knotenstock heraufgestiegen kam. Er war sich der Feierlichkeit der Stunde bewußt. Aller Augen hingen an ihm, als er wie in tiefen, grübelnden Gedanken daherkam und sich vor uns sechs aufstellte. Er war der geborene Häuptling, ein hervorragender Sprecher und Schauspieler.

Mit leiser und gemessener Stimme wendete er sich herunter zu den Vorsängern, Trommlern und Tanzleitern, und indem er mit seinem Knotenstock nacheinander auf sie wies, gab er ihnen kurze Befehle. Dann drehte er sich wieder uns zu. Plötzlich sperrte er seine gewaltigen Augen auf, so daß das Weiße des Augapfels mit den Zähnen um die Wette leuchtete in dem ausdrucksvollen kupferbraunen Gesicht. Er hob den Knotenstock, und während die Worte aus ihm herausrollten wie die Erbsen aus einem Sack, rezitierte er alte Rituale, die höchsten die Ältesten verstanden, denn sie waren in einem uralten und vergessenen Dialekt.

Teka übersetzte uns, daß er davon sprach, daß Tikaroa der Name des ersten Königs war, der sich hier auf dieser Insel niedergelassen hatte. Er hatte über dieses seltsame Ringriff regiert, von Nord nach Süd, von Ost nach West und noch weit in die Luft, über die Köpfe der Menschen hinweg.

Während der ganze Chor das alte Lied von Tikaroa anstimmte, legte Tupuhoe seine mächtige Faust auf meine Brust und wendete sich zu den Zuhörern, indem er sagte, er taufe mich »Varoa Tikaroa« oder Tikaroas Geist.

Als das Lied erstarb, kam die Reihe an Hermann und Bengt. Nacheinander bekamen sie die große braune Faust auf die Brust,

indem er den einen »Tupuhoe-Itetahua« und den anderen »Topakino« taufte. Es waren die Namen von zwei Helden der Vorzeit, die in den Kampf gegen ein Seeungeheuer gezogen waren und es bei der Einfahrt ins Raroiariff getötet hatten.

Die Trommelschläger setzten mit einigen mächtigen Wirbeln ein. Zwei robuste Männer sprangen vor mit aufgeknüpftem Lendenschurz und einem langen Spieß in der Hand. Sie bewegten sich in rasendem Tempo, rissen die Knie herauf bis an die Brust und stießen zeigend in die Luft, während sie den Kopf von einer Seite zur anderen warfen. Auf einen neuen Schlag der Trommel sprangen sie hoch, und in vollendetem Rhythmus begannen sie einen zeremoniellen Kampf, der geradezu die Form eines Balletts annahm. Das Ganze ging kurz und rasch vor sich und stellte den Kampf der Helden gegen das Seeuntier dar. Mit Gesang und Zeremonien kam die Reihe an Torstein, der den Namen «Maroake« nach einem toten König des hiesigen Dorfes bekam, und an Erich und Knut, die die Namen »Tane-Matarau« und »Tafaunui« nach zwei langst verstorbenen Seefahrern und Seehelden erhielten. Die lange und monotone Rezitation, die ihrer Taufe folgte, kam in einem wirbelnden Tempo und mit einem kontinuierliche Wortstrom daher, der in seiner unglaublichen Geschwindigkeit ebenso imponieren wie ergötzen konnte.

Die Zeremonie war vorüber. Wieder gab es weiße Häuptlinge unter dem Polynesiervolk auf Raroia. Zwei Reihen von Tänzern und Tänzerinnen traten in geflochtenen Strohkleidern mit wehenden Bastkronen vor. Sie tanzten an uns heran und hoben die Kronen von ihren Köpfen herüber auf die unseren, und wahrend wir rasselnde Strohkleider um den Leib bekamen, ging das Fest weiter.

Eines Nachts bekamen unsere blumenbekränzten Funker Verbindung mit der Amateurstation auf Rarotonga, die uns eine Meldung aus Tahiti übermittelte. Es war ein herzlicher Willkommensgruß vom Gouverneur der franzosischen Kolonie im Stillen Ozean.

Über Auftrag aus Paris hatte er den Regierungsschoner »Tamara« ausgesandt, um uns nach Tahiti zu bringen. So sollte es uns erspart bleiben, das unsichere Anlaufen des Kopraschoners abzuwarten. Tahiti war der Knotenpunkt der französischen Kolonie und die einzige Insel, die Verbindung mit der übrigen Welt hatte. Wir mußten über Tahiti, um den Postdampfer heim in unsere eigene Welt zu bekommen.

Das Fest auf Raroia ging weiter. Eines Nachts heulte eine Sirene draußen auf dem Meer. Ausguckposten kamen von den Palmenkronen und erzählten, daß ein Schiff am Eingang der Lagune lag. Wir liefen durch den Palmenwald hinunter zum Strand auf der Leeseite. Hier sahen wir hinaus auf das offene Meer, genau entgegengesetzt zu der Richtung, aus der wir gekommen waren. Die Brandung war wesentlich

geringer auf dieser Seite, die im Windschutz jenes Riffs lag, das uns so übel mitgespielt hatte.

Dicht vor dem Eingang der Lagune sahen wir die Lichter eines Schiffs. Es war sternenklar. Wir erkannten die Umrisse eines breitgebauten Schoners mit zwei Masten. War es das Schiff des Gouverneurs, das uns holen sollte? Warum kam es nicht herein?

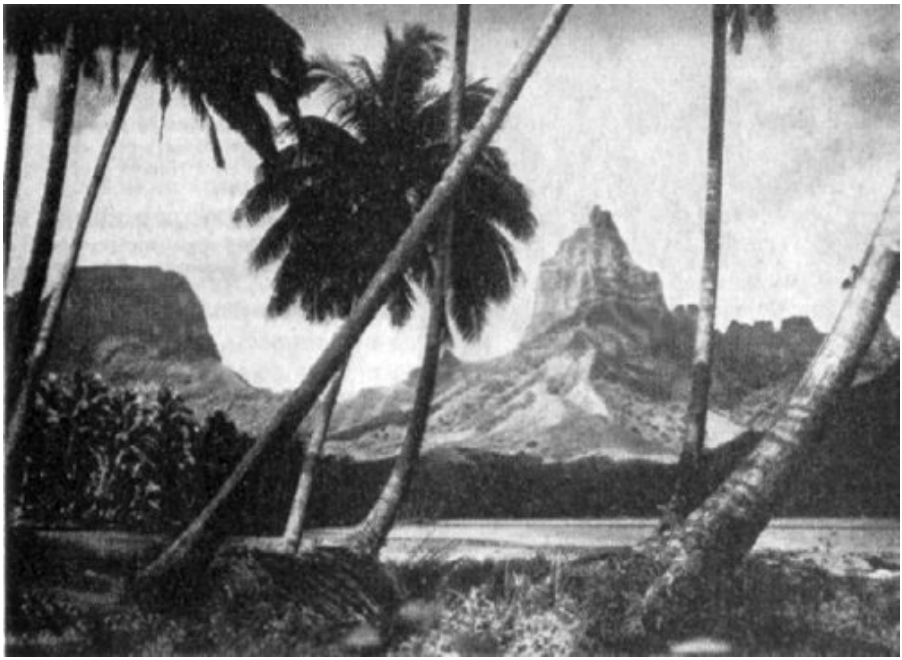
Die Eingeborenen wurden immer aufgeregter. Nun sahen wir es auch, das ganze Fahrzeug legte sich über und drohte zu kentern. Es war auf ein unsichtbares Korallenriff aufgefahren.

Torstein erwischte eine Lampe und signalisierte:

»Quel bâteau?« Welches Schiff?

»Maoae«, blinkte es von draußen.

»Maoae« war der Kopraschoner, der zwischen den Inseln verkehrte. Er war nach Raroia unterwegs, um Kopra zu holen. Kapitän und Besatzung an Bord waren Polynesier, sie kannten die Riffe in- und auswendig. Aber die Strömung im Dunkel war tückisch. Es war ein Glück, daß der Schoner auf der Leeseite lag und daß das Wetter ruhig war, aber die Strömung aus der Lagune war nicht ungefährlich. Die »Maoae« legte sich mehr und mehr auf die Seite, und die Besatzung ging in das Rettungsboot. Solide Taue wurden in den Mastspitzen festgemacht und herein auf Land gerudert, wo die Eingeborenen sie um die Kokospalmen befestigten, um zu verhindern, daß der Schoner kenterte. Mit anderen Tauen fuhr die Besatzung im Rettungsboot vor die Öffnung im Riff in der Hoffnung, die »Maoae« klar zu rudern, wenn sich die Ebbe aus der Lagune wälzte. Die Ortsbevölkerung setzte alle Kanus zu Wasser und zog aus, um die Kopralast zu bergen. Es waren neunzig Tonnen wertvoller Kopra an Bord. Ladung um Ladung von Koprasäcken wurde aus dem schlingernden Schoner ausgeladen und herein auf trockenen Grund gebracht. Auch bei Flut blieb die »Maoae« liegen und schlug und schrammte gegen die Korallen, bis der Boden leck wurde. Als der Tag graute, lag sie noch ungünstiger zugerichtet auf dem Riff. Die Besatzung konnte nichts unternehmen, es war unmöglich, den schweren Schoner mit seinen hundertfünfzig Tonnen mit Rettungsboot und Kanus freizuschleppen. Blieb er so liegen, so wurde er über kurz oder lang in Trümmer geschlagen. Wenn der Wind wechselte, so wurde er in die Brandung gezogen und scheiterte rettungslos am Ringriff.



Niedrige Koralleninseln wie die derTuamotugruppe und zerrissene Felseninseln wie Tahiti und Moorea fand Kon-Tiki, der Sohn der Sonne, als seine Balsafloße die ersten Menschen von Peru über das Meer brachten. Er wurde später als göttlicher Stammvater der Insulaner betrachtet. Steinstatuen völlig südamerikanischen Gepräges wurden ihm zu Ehren auf vielen Inseln errichtet.

Teriieroo a Teriierooiterai heißt der letzte Häuptling von Tahiti. Er steht auf der Brücke, um uns zu empfangen. Zehn Jahre früher hat er den Verfasser unter dem Namen „Terai Mateata" adoptiert.

Glückliches Tahiti! Kaum sind wir in dem kleinen Dorf angekomrnen, beginnen die Eingeborenen ihr Fest, das die ganzen vierzehn Tage unseres Aufenthaltes währt.

Die »Maoae« hatte keinen Sender. Aber wir hatten einen. Ein Rettungsfahrzeug aus Tahiti wurde indes doch nicht angefordert. Die »Maoae« hatte sich in der Zwischenzeit langst selbst zum Wrack geschlingert. Aber zum zweiten Mal im gleichen Monat wurde das Raroiariff um seine Beute betrogen.

Zu Mittag des gleichen Tages kam der Schoner »Tamara« am Horizont im Westen in Sicht. Er hatte Auftrag, uns von Raroia abzuholen, und an Bord war man nicht wenig erstaunt, als man statt eines Floßes die Masten eines großen Schoners zu Gesicht bekam, die sich hilflos am Riff wiegten.

An Bord der »Tamara« war der französische Bevollmächtigte für die Tuamotu- und Tubuai-Gruppen, M. Frederic Ahnne, den der

Gouverneur von Tahiti mitgeschickt hatte, um uns zu empfangen. Auch ein französischer Filmfotograf und ein französischer Funker waren an Bord, Kapitän und Mannschaft waren Polynesier. M. Ahnne war selbst auf Tahiti von französischen Eltern geboren und war ein hervorragender Seemann. Er übernahm das Kommando an Bord mit Zustimmung des tahitischen Kapitäns, der hocherfreut war, der Verantwortung in dem gefährlichen Fahrwasser enthoben zu sein. Während die »Tamara« sich selbst von Myriaden von Unterwasserriffen und Stromwirbeln fernhielt, wurden kräftige Taue zwischen den zwei Schonern gespannt, und M. Ahnne begann sein tüchtiges und gefährliches Manövrieren. Der Gezeitenstrom drohte, beide Schoner auf dieselbe Korallenbank zu saugen.

In der Flut löste sich die »Maoae« aus dem Riff, und die »Tamara« zog sie hinaus auf tiefes Wasser. Aber jetzt schäumten die Wellen durch das Leck in die »Maoae«, die mit höchster Eile ins seichte Wasser der Lagune geschleppt werden mußte. Drei Tage lang lag sie so vor dem Dorf und drohte zu sinken. Tag und Nacht arbeiteten die Pumpen. Die besten Perlentaucher unter unseren Freunden auf der Insel tauchten mit Spieken und Bleiplatten und schlossen die schwersten Schäden, so daß die »Maoae« unter ständigem Pumpen von der »Tamara« zur Schiffswerft auf Tahiti eskortiert werden konnte.

Als die »Maoae« klar zum Abtransport lag, manövrierte M. Ahnne die »Tamara« zwischen die Korallenbänke in der Lagune und hinüber zur Kon-Tiki-Insel. Das Floß wurde in Schlepp genommen. Dann setzte er Kurs auf offene See, die »Kon-Tiki« im Schlepp und die »Maoae« dicht hinterdrein, so daß die Besatzung gerettet werden konnte, falls die Schäden draußen auf See Überhand nehmen sollten.

Der Abschied von Raroia war mehr als wehmütig. Alles, was nur Füße hatte, stand an der Mole und spielte und sang unsere Lieblingsmelodien, während das Rettungsboot uns hinaus zur »Tamara« führte.

In der Mitte hielt Tupuhoe den kleinen Haumata an der Hand. Haumata weinte, und Tränen tropften selbst dem mächtigen Häuptling über die Backen. Es blieb kein Auge trocken drinnen auf der Mole. Aber Gesang und Musik währten, solange wir sie hören konnten, bis die Brandung vom Riff Überhand nahm.

Die, die da drinnen auf der Mole getreulich standen und sangen, hatten sechs Freunde verloren. Uns entschwanden hundertsiebenundzwanzig. Wortlos standen wir an der Reling der »Tamara«, bis die Mole hinter den Palmen verschwand und die Palmen selbst im Meer versanken. Wir hörten noch die eigenartige Melodie in uns:

»... Schönes mit uns erleben, so daß wir immer im Geiste

zusammenbleiben, selbst wenn ihr wieder in ferne Länder zieht. Lebt wohl.«

Vier Tage später tauchte Tahiti aus dem Meere auf. Nicht als Perlenreihe von Palmenwipfeln. Als wilde, zerrissene, blaue Berge, hoch in den Himmel getürmt, Wolkenschwärme umgaben sie wie Blumenkränze der Mädchen.

Als wir uns näherten, unterschieden wir grüne Hänge in den blauen Bergen. Grün in Grün wälzte sich die Üppigkeit des Südens rostrote Felsen und Lehmhänge hinunter, die schließlich in tiefe Täler und Schluchten niederstürzten, um dann hinaus gegen das Meer zu münden. Und schon unterschieden wir schlanke Palmen, dicht an dicht, durch alle Täler und an der Küste entlang, hinter einem goldenen Strand. Tahiti war von Vulkanen aufgebaut. Die waren jetzt erloschen, und die Korallentiere hatten ihr Ringriff um die Insel geschlungen, so daß das Meer sie nicht abtragen konnte.

An einem frühen Morgen steuerten wir durch eine Öffnung im Riff hinein in den Hafen von Papeete. Vor uns lagen Kirchturmspitzen und rote Ziegeldächer, halb verborgen unter dem Laubwerk von Riesenbäumen und Palmenkronen. Papeete war Tahitis Hauptstadt, die einzige Stadt in Französisch-Ozeanien. Hier war die Stadt der Freude, der Regierungssitz und der Knotenpunkt für allen Verkehr im östlichen Pazifik.

Als wir in den Hafen kamen, stand die Bevölkerung Tahitis dicht gedrängt und wartete wie eine farbenreiche und lebendige Mauer. Neuigkeiten verbreiten sich mit dem Wind auf Tahiti. Und das Paepae, das von Amerika kam, wollten sie alle gesehen haben.

Die »Kon-Tiki« bekam den Ehrenplatz an der Strandpromenade, Papeetes Bürgermeister hieß uns willkommen, ein kleines Polynesiermädchen überreichte uns einen enormen Strauß von wilden Tahiti-Blumen im Namen der polynesischen Gesellschaft. Und dann kamen junge Mädchen auf uns zu und hängten duftende weiße Kränze um unseren Hals zur Begrüßung auf Tahiti, der Perle der Südsee.

Ich suchte ein bestimmtes Gesicht in dem Menschengewimmel, meinen alten Adoptivvater aus Tahiti, den Häuptling Teriieroo, den Chef von Tahitis siebzehn eingeborenen Häuptlingen. Er fehlte nicht. Groß und umfangreich und quietschlebendig wie in alten Tagen tauchte er auf und rief: »Terai Mateata!« während er über das breite Angesicht nur so strahlte. Er war alt geworden, aber er war dieselbe prächtige Häuptlingsgestalt.

»Du kommst spät«, lächelte er, »aber du kommst gut. Dein Paepae hat in Wahrheit blauen Himmel (terai mateata) nach Tahiti gebracht. Denn jetzt wissen wir, woher unsere Vorväter kamen.«

Es gab einen Empfang beim Gouverneur und ein Fest im Rathaus, und es regnete Einladungen von allen Ecken der gastfreien Insel.

Draußen in den bekannten Gegenden im Papeno-Tal beim Häuptling Teriieroo gab es ein großes Fest wie in guten alten Tagen, und, da Raroia nicht Tahiti war, gab es eine neue Taufe mit tahitischen Häuptlingsnamen für die, die noch keine hatten.

Es waren sorglose Tage unter Sonne und treibenden Wolken. Wir badeten in der Lagune, wir kletterten in die Berge und tanzten Hula auf den Wiesen unter den Palmen. Die Tage vergingen und wurden zu Wochen. Die Wochen wollten vergehen und zu Monaten werden, bevor ein Schiff kam, das uns nach Hause an die Pflichten führen konnte, die auf uns warteten.

Da kam eine Meldung aus Norwegen, daß Lars Christensen den 4000Tonner »Thor« von Samoa nach Tahiti beordert hatte, um die Expedition aufzusammeln und wieder mit nach Amerika zu bringen.

Eines schönen Morgens glitt der große norwegische Dampfer in den Hafen von Papeete, und »Kon-Tiki« wurde von einem französischen Marineschiff hinaus an die Seite seines großen Landsmannes geschleppt, der einen Riesenarm aus Stahl herausschwang und seinen kleinen Verwandten an Deck hob. Kräftige Sirenenstöße heulten über die Palmeninsel. Braune und Weiße füllten Papeetes Steinkai und wälzten sich an Bord mit Abschiedsgeschenken und Blumenkränzen. Wir standen an der Reling und streckten den Hals wie Giraffen, um das Kinn aus der ständig wachsenden Blumenbürde herauszubekommen.

»Wünscht ihr euch zurück nach Tahiti«, rief der Häuptling Teriieroo, als die Sirene zum letztenmal zur Insel hinübertönte, »so müßt ihr einen Blumenkranz in die Lagune werfen, wenn das Schiff abfährt!«

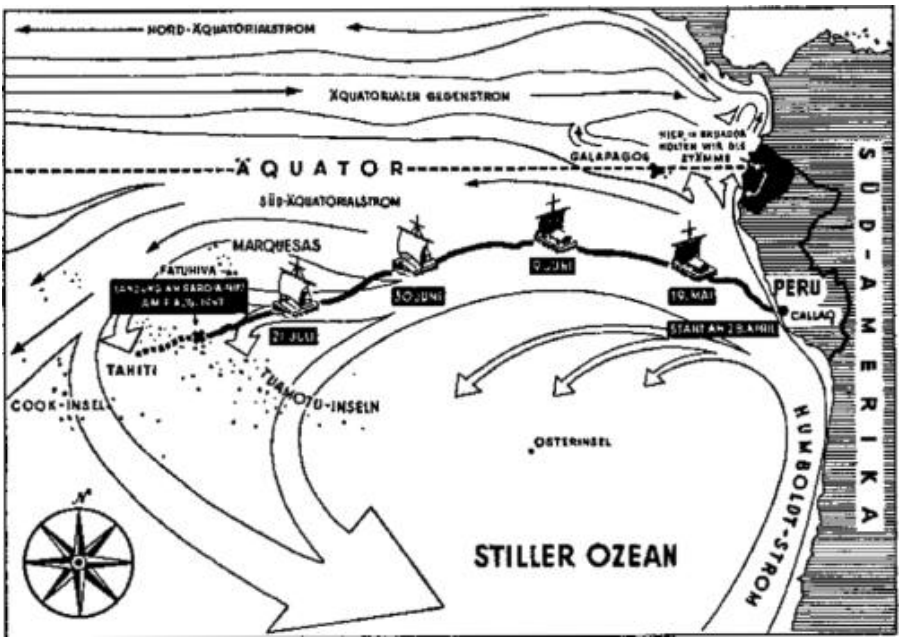
Die Trossen wurden gelöst, die Maschine lärmte und die Schraube peitschte das Wasser grün, während wir langsam seitlich vom Kai glitten.

Bald verschwanden die roten Dächer hinter den Palmen, und die Palmen wurden von blauen Bergen verschluckt, die wie Schatten im

Stillen Ozean versanken. Die Wogen brausten auf dem blauen Meer. Jetzt reichten wir nicht mehr zu ihnen hinunter. Weiße Passatwolken zogen über den blauen Himmel. Wir fuhren nicht mehr dieselbe Straße. Jetzt durchschnitten wir brutal die Natur, wir waren unterwegs ins zwanzigste Jahrhundert, das so weit, weit fort lag.

Aber wir lebten, und drinnen in der Lagune von Tahiti lagen sechs weiße Blumenkränze und tanzten auf und nieder mit den kleinen Wellen, die an den Strand schlugen.

Die Stellung des Segels zeigt die vorherrschende Richtung des Passats



Bevölkerungsgruppen auf den Südsee-Inseln

Das Dreieck umschließt die Inselwelt Polynesiens.

Die Windseite dieses Gebietes ist Amerika zugewendet. Auf der Leeseite ist Polynesien durch fremde Bevölkerungsgruppen von Asien abgeschnitten.

notes

Примечания

1

Heute der Kon-Tiki-Museumsbücherei angegliedert.

2

T. Heyerdahl, *Fatu-Hiva, Back to Nature,* London, New York, 1974; A. Jacoby, *Senor Kon-Tiki,* Chicago, 1964.